

# Neue
# Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.



Berlin, 1860.
Julius Springer.

# Inhalt.

# Regine.




# I.

## Ein Festtag.

Im Laufe eines wohl sich anlassenden Jahres war der Palmsonntag erschienen, wie man ihn liebt: der Himmel von hellgrauen Wolken überzogen, die Luft milde, der Boden trocken. Eine Regung des Lenzes ging durch den Gau, ahnungsvoll, hoffnungsreich. Der Winter war vergangen, ihn hatte man hinter sich, und vor sich den lieblichen Frühling, den schönen Sommer. Das fühlte der Bauer in seinem Gemüth, und es ward ihm wohl an dem Tag. Aber die Freude behielt ein ruhiges, ernstes Gepräge.

Der Palmsonntag hat für die protestantischen Rieser eine doppelte Bedeutung. Es ist der erste Festtag des Frühlings — der erste Tag, an welchem der Bauer die Ankündigung der schönen Jahreszeit mit besonderer Sammlung empfindet. Man holt sich das Wahrzeichen des Frühlings, den Zweig mit dem Palmkätzchen, die Kinder fühlen das größte Vergnügen, das graue Fellchen zu betrachten und zu streicheln, und die Eltern freuen sich ihrer Freude. Nun werden die andern Zweige bald folgen — das fühlt man, ohne sich's zu sagen — und die Zeit wird kommen, wo es grünen und blühen wird allenthalben. Zugleich ist der Palmsonntag der Tag, wo die Knaben und Mädchen, die das dreizehnte Jahr

überschritten haben, in der Kirche von dem Geistlichen geprüft und confirmirt werden; eine feierliche Handlung nicht nur für die Kinder und deren Eltern, sondern für die ganze Gemeinde. Man ehrt dieses Fest, indem man sich dunkel kleidet, auch am Nachmittag stiller ist als an gewöhnlichen Sonntagen, und auch im Vergnügen die feierliche Art nicht ganz vermissen läßt. Und die confirmirten Kinder erhebt noch ein Gefühl anderer Art. Sie sind „in die Zahl der Erwachsenen aufgenommen", sie gehen dem schönsten Lebensalter entgegen, dem Alter der „Ledigen", dem Alter der Selbstständigkeit, der Freude und der Ehre. Wenn die Prüfung bestanden, der heilige Theil des Tages beschlossen ist, dann regen sich in den jungen Herzen die ersten Triebe, die auf selbstständiges Leben deuten, und die weltlicheren Naturen blicken wohl mit Verlangen in die Zukunft, wo eine unbestimmte Fülle von Genüssen ihrer wartet.

Ueber einem stattlichen Dorfe des untern Rieses lag nach dem Verklingen der Vesperglocke das ganze Schweigen des Tages. Wenige Personen zeigten sich auf der Gasse; wenige saßen im Wirthshaus, und diese waren entweder stumm oder hielten eine würdige Ansprache. Wer indessen an einem hübschen Bauernhause ohnweit des Baches vorüberging, der konnte Laute einer jugendlichen Gesellschaft vernehmen, die zwar in aller Bescheidenheit sich unterhielt, aber doch lebhafter war, als andere im Dorf. Es waren die confirmirten Kinder.

Einem alten Gebrauch zufolge besuchten sich diese wechselseitig und wurden von den Eltern bewirthet. Geringe Familien boten „Vorbrod" oder „Zelten" und einen Trunk Weißbier; die wohlhabenden, wenn sie zugleich gut und freigebig waren, sorgten für Kaffee und wohlgeschmalzenes Backwerk. Zu den guten gehörte die verwittwete Besitzerin jenes

Bauerhofs, und die jungen Leute ließen sich's denn bei ihr auch herzlich wohl sein.

Es waren mehr Mädchen als Buben, denn von diesen hatten sich nicht alle eingefunden. Sie saßen auf der Wandbank und auf Stühlen um den großen Tisch in der Ecke der Stube und waren eben an der zweiten Schale, welche sie nach einigem Zieren einzuschenken gestattet hatten. Daran hatten sie wohl gethan; der Kaffee war vortrefflich. Die Tunke bestand aus Schneckennudeln vom „Rauszug", dem feinsten weißen Mehl. Das Backwerk glänzte ordentlich von Schmalz und war reichlich mit „Mucken", d. h. mit schwarzbraunen Weinbeeren versehen, die zum Theil sich loslösend auf den Boden der Schale fallen und schließlich einen kleinen Nachtisch gewähren. In dem Wohlgefühl, welches diese Köstlichkeiten hervorriefen, hatten sich die Zungen alle gelöst. Das schickliche Nöthigen, wie das eben so schickliche Sträuben, die Prüfung, die Schulerinnerungen — alles das bot hinlänglichen Stoff zur Fortführung des Gesprächs. Die stattliche Bäuerin war, nachdem sie eingeschenkt, auf die Seite getreten und sah gutmüthig auf die Gesellschaft, sich freuend über den Eifer, mit welchem auch diejenigen die zweite Schale leerten, welche hoch betheuert hatten, daß sie durchaus nichts mehr zu trinken vermöchten. Sie gönnte den Kindern den Genuß, der für die Mehrzahl ein seltener war; auf der andern Seite hatte sie aber auch einen gewissen Sinn dafür, daß es Abends in den Familien hieß: „Bei der Gröningerin haben wir eben wieder das Beste bekommen!"

Die Mädchen, obwohl sie natürlich nicht alle hübsch waren, boten in der festlichen Tracht und in dem Vergnügen, das ihre Gesichter belebte und höher färbte, doch einen um so erfreulicheren Anblick, als sie sich eben auch schon besser zu benehmen wußten, wie die Buben. Eine davon mußte

besonders auffallen. Sie war auch im Sitzen größer als die andern, hatte schöne, regelmäßige Züge und in ihrem ganzen Wesen — ich darf nicht anstehen, es so zu nennen — etwas Edles. Ihre Stirn war hoch und unter braunen Wimpern sahen Augen derselben Farbe freundlich, aber doch zugleich mit einer gewissen Ueberlegenheit umher. Sie sprach weniger als die andern, schien aber die Reden derselben im Stillen zu beurtheilen und zeigte überhaupt eine eigene Sicherheit des Betragens. Es war die Tochter des Hauses.

Regine war das jüngste Kind und das einzige Mädchen der Familie. Der Vater, ein tüchtiger Bauer, aber starrsinnig und nach Umständen heftig wie seine Vorfahren — ein „rechter Gröninger", wie man im Dorf sagte — war schon drei Jahre todt, die zwei Söhne führten aber mit der Wittwe das Hauswesen gedeihlicher als er, der so ziemlich alles, was er als guter Landwirth gewonnen, durch Prozesse wieder verloren hatte. Die Familie zählte, wenn nicht zu den reichen, doch zu den mittelbegüterten, und lebte im Ganzen behaglich. Die Söhne waren fleißig und ein gewisser Stolz, den sie als Bauernsöhne und stattliche Bursche empfanden, kleidete sie wohl. Regine, die eben so gut in der Schule wie die Arbeiten zu Hause lernte, war als hübsches Kind, als geschicktes Mädchen von allen wohlgelitten, und hatte zuletzt durch ihr stilles, verständiges, natürlich festes Wesen ordentlich eine Art von Ansehen im Hause erlangt. Ihr Taufpathe, der seinen Hof in der Nähe hatte und öfters einkehrte, sagte einmal zu ihr: „Du bist ein gutes Kind; aber du hast viel von deinem Vater, Mädchen!" Damit wollte er ein gewisses Bedenken aussprechen; allein Regine sah aus, als ob sie das beste Lob erhalten hätte.

Heut, unter ihren Gespielen und Altersgenossen, war sie in der glücklichsten Stimmung. Sie benahm sich, was ihr

auch gebührte, als kleine Hausmutter, redete hübsch zu, wenn sich eines bedachte zuzulangen, und entkräftete die etwaigen Einwendungen durch kurze treffende Bemerkungen. Das Vergnügen der Gesellschaft machte ihr innige Freude, und je mehr die Unterhaltung vorrückte, desto mehr sprach auch die Güte ihres Herzens aus den braunen Augen.

Als die Mutter die gefüllten Kannen eben wieder aus der Küche gebracht hatte, ging die Stubenthür auf und ein Bauerbursche trat ein, dessen Erscheinen Aufsehen erregte. Er mochte ungefähr zwanzig Jahre zählen. Das wohlgebildete, runde und rothe Gesicht hatte einen gutmüthigen Ausdruck; aber aus seinem Anzug und seiner Haltung konnte man schließen, daß er zu den vornehmsten jungen Leuten des Dorfes gehörte. Und in der That gehörte er nicht nur dazu, es war eigentlich der vornehmste selber, nämlich der einzige Sohn des Meierbauers.

Der Meierhof ist ursprünglich der bedeutendste im Dorf. Der auf ihm sitzende Bauer heißt der Meier, Rieserisch „Moër"; ein Ehrentitel, den man ihm zu geben nicht unterlassen darf, wenn man nicht bedeutend „danebenheben" (sich verfehlen) will. Man hat im Ries die Redensart: „I be' Moër" (ich bin Meier), d. h. ich bin der erste, habe die andern heruntergestochen und gewinne. Moër zu sein ist daher das Ideal des Rieser Bauers, und mancher hat schon bedeutend in den Geldsäckel gegriffen, um mit dem Hof auch den schönen Titel einzuhandeln. Für das Herunterkommen, wenn es seine anderweitigen guten Gründe hat, ist natürlich kein Kraut gewachsen, auch nicht auf dem Meierhof. Der Besitzer muß nicht in jedem Dorf eben der reichste Bauer sein, und er kann auch verderben, wenn er's nicht anders haben will. Aber dem Ansehen des Titels schadet dies nichts und in der Regel entsprechen diesem auch die Mittel.

Bei dem Meier in unserem Dorf paßten Sache und Name durchaus zusammen. Er war der wohlhabendste Mann des Orts. Seine Felder bildeten nicht nur die größte Morgenzahl, sondern waren auch die besten. Er hatte das schönste Anwesen, ja das schönst gelegene. Die Gebäude waren ansehnlich, der Hof im engern Sinn — der von Haus, Stadel, Schuppen, Schweinstall, Zaun und Mauer eingefaßte Raum — von besonders großem Umfang, und ein baumreicher Garten vollendete das prächtige Besitzthum. — Daß unser Meier den ersten Mann im Dorfe vorstellte, leuchtet ein. Er war nicht Vorsteher, nur Mitglied der Gemeindeverwaltung; aber auch der Vorsteher, obwohl dieser in anderer Beziehung der erste war, behandelte ihn als den gewichtvollsten Bewohner. Er selber bewies dagegen wieder dem Ortsvorsteher die gebührende Ehre, denn bei allem Selbstgefühl war er klug, kannte die Menschen und liebte den Frieden. Sein Leben verfloß umsomehr in würdigem Behagen, als auch seine Kinder gerathen waren und ihm Freude machten. Er hatte deren zwei, eine Tochter und einen Sohn. Jene repräsentirte den Stolz des Hauses und gab Aussicht, das zu werden, was im Ries hie nnd da „eite Regentin" genannt wird. Der Sohn, ohne sich etwas zu vergeben, war gemüthlicher, vergnügter und verkehrte lieber als sie mit den Leuten. Die Arbeit — und das war die Hauptsache — hatten sie beide gern, und die Eltern konnten sich mit gutem Gewissen sagen: „Von denen verdirbt keines!"

Wie leicht ist es für einen Menschen, der Ursache hätte, den Vornehmen zu spielen, und an dem man sogar einen gewissen Hochmuth begreiflich gefunden hätte, durch Freundlichkeit die Herzen zu gewinnen! Es gab im Dorf wohl noch manchen so wackern Burschen, wie den Sohn des Meiers; aber nur an diesem hob man hervor, wie gut er sei und wie

er so gar keinen Stolz habe, obwohl er sich nichts nehmen lasse, woran er auch recht habe. Sogar die Kinder, denen er beim Begegnen zuweilen ein launiges Wort hinwarf oder die er durch Fragen zum Reden brachte, hielten große Stücke auf ihn und gaben ihm in ihrem Kreise, wenn sie auf die Dorfbursche zu sprechen kamen, das unbedingteste Lob.

Als er jetzt nach gesprochenem und erwiedertem Gruß die ihn sichtlich mit Vergnügen betrachtende Gesellschaft übersah, lächelte er und sagte: „Daran hab' ich nicht gedacht! — Nun, ich will euch nicht incommodiren und wünsch' allerseits besten Appetit!“ Zu der Bäuerin gewendet, fuhr er fort: „Ich suche den Fritz; ist er im Stall?“ — „Nein,“ erwiederte diese, „er ist schon über eine halbe Stunde fort, ich weiß nicht wohin.“ Und freundlich setzte sie hinzu: „Magst du nicht auch eine Schal' Kaffee?“ — Der Bursch sagte heiter: „Ich dank', Bas,“ und wollte gehen. Bevor er sich aber wendete, rief ein munterer Bub, den die Wirkung des genossenen Trankes seine eigene Stellung als Gast vergessen machte: „Setz' dich doch ein wenig zu uns! Du brauchst dich nicht zu schämen; wir gehören jetzt auch zu den Ledigen.“ — „O das ist's nicht,“ entgegnete der Bursche, indem er ihn mit gutmüthiger Laune betrachtete; „ich weiß schon, was ihr jetzt für Leut' seid.“ — „So komm,“ fuhr der Bube fort. Der junge Meier zögerte und hatte schon wieder ein „ich dank'“ auf den Lippen, als die Tochter des Hauses, die seit seinem Eintreten mit Wohlgefallen an ihm gehangen hatte, in aller Herzlichkeit rief: „Komm, Johann — setz' dich zu mir!“ — Der Bursche, von dem Ton getroffen, sah sie an. Das Mädchen war erröthet und zeigte in ihrem Gesicht eine gewisse Scham und Scheu, als ob sie zu weit gegangen wäre; aber sie überwand diese Regung und wiederholte mit demselben Ausdruck: „Komm!“ — Dieser liebevollen Einladung

konnte er nicht widerstehen. „Nun," sagte er lächelnd zur Bäuerin, „eine Schale kann man am Ende trinken." — Die jungen Gäste in der Ecke rückten zusammen und Johann setzte sich neben Regine.

Das Mädchen bot mit einem Gesicht, in welchem sich innige Freude und ein gewisser Stolz, daß ihre Einladung durchgedrungen war, mit jugendlicher Befangenheit mischten, ein überaus anmuthiges Bild. Sie nahm die Schale, welche die Mutter aus dem Kanzlei herbeibrachte, in Empfang, schenkte dem Nachbar ein und legte ihm eine große Schneckennudel hin. Johann zeigte, daß er Lebensart besaß. Er nahm und dankte mit größerer Achtung, als man sie einem Kinde zu erweisen pflegt, tunkte ein und trank und lobte Kaffee und Nudel als ganz „fürnehm." Das hatte freilich nur zur Folge, daß er von beidem eine zweite Portion annehmen mußte — mußte, weil man seine Worte nur unter dieser Bedingung für wahr gelten lassen wollte. Gemahnt, in dieser Richtung der Höflichkeit nicht weiter zu gehen, schlug er eine andere ein.

Er begann seine Nachbarin zu rühmen, wie sie heute in der Kirche so schnell und alles so gut geantwortet habe, obwohl sie am meisten gefragt worden sei. „Andere," setzte er mit heiterem Blick auf die Gesellschaft hinzu, „haben's auch recht gut gemacht, aber mein Bäschen doch am besten." — „Ja, die Regine!" versetzte ein rundköpfiges Mädchen; „die ist freilich die Gescheidteste von uns; die kann aber auch mehr als die Buben." — „Geh, red' nicht so!" fiel Regine ein, indem sie ihr einen tadelnden Blick zuwarf. — „Ist das wahr?" fragte der junge Meier das Bürschchen, das ihn zuerst eingeladen hatte und das für den besten Schüler galt. — „Ich hab' nichts dagegen," erwiederte dieser. „Eins muß das Gescheidteste sein." — „Ja," entgegnete die Rundköpfige, die einige Anlage zum Schnippischen hatte, „und obwohl sie

am meisten weiß, bildet sie sich doch nichts darauf ein. Das kann man aber nicht von jedem sagen." — Der Bube, dem eine Neigung zum Prangen schon Foppereien zugezogen hatte, fühlte den kleinen Stich; aber sei's, daß ihm keine rechte Entgegnung einfiel, oder daß er an dem heiligen Tag sich auf keinen Streit einlassen wollte, er that nicht dergleichen und erwiederte: „'S ist wahr; so eine wie die Regine giebt's nicht mehr."

Nun wurde es aber der Gerühmten zu arg. Ernsthaft sagte sie: „Hört doch auf mit solchen Reden! Es ist grad', als ob ihr mich foppen wolltet!" Und gegen den Nachbar gewendet, setzte sie hinzu: „Was ich kann, kann jedes; ich bin nur mit meinen Antworten gleich parat gewesen, weil der Herr Pfarrer mich gefragt hat, was ich gut gewußt hab'." — „Nun," erwiederte der junge Meier, „da muß es dem Binder-Christoph umgekehrt gegangen sein; denn der hat bös aus dem Weg naus geredet." — „Ja freilich," versetzte das Mädchen; „aber der kann nichts dafür. Wenn's auf den Fleiß ankäm', hätt' er besser geantwortet, als wir alle." — „Mir ist's nur lieb," sagte die Rundköpfige wieder, „daß kein's von den Mädchen so geredet hat. Bei der zweiten Frag' hat ihm der Herr Pfarrer die Antwort ordentlich eingegeben, und doch hat's nichts geholfen. Wie doch einer seine Gedanken so gar nicht zusammenbringen kann!" — Regine lächelte. „Es ist ein guter Mensch," entgegnete sie, „und das ist am Ende die Hauptsach'. Seine Kübel und Fässer wird er schon zusammenbringen."

Nach dieser Beilegung der Frage ließ man den einzigen wirklich schwachen Moment der vormittägigen Prüfung fallen und das Gespräch bewegte sich weiter über Entfernte, meist anerkennend oder entschuldigend. Es ist im Guten wie im Schlimmen: nicht nur der Tadel steckt an, sondern auch das

Lob, und dieselben Menschen können heute durch Schärfe, ja durch Bosheit, morgen, wenn ein anderer Genius in ihnen herrschend wird, durch Gelindigkeit des Urtheils auffallen. Unsere Gesellschaft war in's Loben gekommen. Die Wittwe Gröninger warf hie und da ein Wort dazwischen, hörte aber meist ruhig zu und wunderte sich gelegentlich, daß der Johann unter dem jungen Volk so lang aushalte. Daß ihre Regine an seinem Bleiben mit Schuld sei, wollte sie sich nicht sagen; aber wie sie beide so vergnügt neben einander sitzen sah, konnte sie sich doch einer wohlthuenden Empfindung nicht erwehren. Es stellte sich ihr eine gewisse Möglichkeit vor die Seele, die sie ergötzte; aber sie schüttelte den Kopf und wendete ihre Gedanken davon ab.

Der Bursche hatte endlich die letzten Tropfen aus der zweiten Tasse geschlürft und Regine war schnell bei der Hand, ihm die dritte einzuschenken. Das verweigerte er aber ernstlich. Er habe schon zu viel genossen und sei schon zu lang dagewesen; jetzt müsse er zu seinen Kameraden gehen. „Noch eine!" rief das Mädchen bittend, aber schon ohne Hoffnung, daß er's annehmen werde. Er stand auf. Regine erhob sich gleichfalls. Sie stellte sich vor ihn und sagte: „Nun, es muß uns eine Ehr' sein, daß du so lang geblieben bist und dir unsere Ansprach' hast gefallen lassen. Hab' eben Dank dafür!" Freundlich reichte sie ihm die Hand und sah ihn dabei mit einem Blick an, daß es ihm durch die Seele ging. Er konnte sich nicht enthalten, die ergriffenen jugendlichen Finger zu drücken. Regine stand erröthet und hielt die gute Hand noch eine Zeitlang fest, ohne zu wissen, was sie that. Endlich zog sie ihre Hand sachte zurück. Der Bursch dankte der Mutter, wünschte der Gesellschaft gute Unterhaltung und verließ die Stube.

Als er auf der Gasse hinschlenderte, hatte er ein ange-

nehmes Gefühl, wie einer, der seine Zeit nicht besser hätte verbringen können. „Die Regine," sagte er sich, „ist ein liebes, gescheidtes Kind und wird einmal ein schönes Mädchen!" Er konnte nicht umhin, die Freundlichkeit, die sie ihm bewiesen hatte, auffällig zu finden; aber das Benehmen schmeichelte ihm und er gedachte es ihr mit ernstlichem Dank. „Sie hält was auf mich, das kleine Bäschen, das ist gewiß. Nun, das ist ja schön!" In der besten Stimmung kam er zu seinen Kameraden.

Die Jugend erging sich über den Abwesenden, nach der herrschenden Stimmung des Tages, in uneingeschränktem Lob; fast jedes wußte etwas Gutes von ihm zu sagen. Regine blieb stumm bei diesen Reden. Sie empfand die größte Freude zuzuhören; aber ihre Freude war ernst und innerlich, und keines von den andern merkte, wie es ihr eigentlich um's Herz war.

## Der Lauf der Welt.

Man kann das, was Regine für Johann empfand, nicht Liebe nennen, denn dazu gehört mehr Bewußtsein, als das junge Geschöpf haben konnte, mehr Berechtigung des Alters und mehr Gefühl derselben. Es war ein Zug des Herzens, der sie instinktartig regierte, ein inniges Wohlgefallen, halb kindlich, halb jungfräulich — eine Ahnung des glühend süßen Lebens, das die Jungfrau erfüllt, wenn sie liebt. Der junge Mann hatte ihr gefallen, seit sie denken konnte; und es braucht nicht verschwiegen zu werden, daß an dem Zauber, den er auf ihr Gemüth übte, auch sein Ansehen als Sohn des Meiers wesentlich mitgewirkt hatte. Er war der erste, der vornehmste Bursch im Dorf; der Glanz des Ersten flößte ihr Achtung,

Bewunderung ein, und die natürlichen Eigenschaften an ihm erschienen nun alle werthvoller und kostbarer. Sie unterschied dies nicht, sie empfand die Wirkungen und freute sich daher, wenn sie ihn sah, und richtete es gelegentlich auch so ein, daß sie ihn sehen mußte. Ihr Gefühl gab sich an dem Festtag zum erstenmal kund, in der erhöhten Stimmung die Gelegenheit ergreifend und zu Tage tretend wie die aufbrechende Blüthe. Von diesem Augenblick an gewann es aber an Gestalt und Inhalt und wuchs und entwickelte sich unaufhaltsam.

Der Bursche machte aus dem Erlebniß nicht mehr, als bei seinem Alter im Vergleich zu dem seines Bäschens natürlich war. An irgend etwas Ernsthaftes, der Zeit vorgreifend, an ein ernsthaftes Verhältniß in künftigen Jahren dachte er nicht. Die Kleine hielt etwas auf ihn, und das freute ihn von Herzen, viel mehr, als es ihn gefreut hätte von einem andern Mädchen ihres Alters. Allein von einem tieferen Eindruck auf ihn und von einem Wachsen desselben konnte um so weniger die Rede sein, als er im schönsten Lebensalter stand, von Natur der Gegenwart hingegeben und mit Arbeit und Vergnügen vollauf beschäftigt war. Für ihn hatte die schöne Annäherung nur Eine Folge: von den gleichaltrigen Mädchen behielt Regine in seinen Augen die meiste Bedeutung und sein gutes Herz fühlte sich verpflichtet, sie beim Begegnen besonders freundlich zu grüßen und mehr Worte mit ihr zu wechseln, als mit andern. Das war freilich genug, die Entwickelung ihrer Neigung zu fördern und sie mit Wünschen und Hoffnungen zu erfüllen, die eine immer bestimmtere Form annahmen.

Jahre vergingen. Der Bursche lebte in dem Behagen des Haussohns, wurde unter der Leitung des alten Meiers immer mehr Bauer und besuchte regelmäßig die auskommenden Lustbarkeiten, wo er dann fröhlich war gleich einem und

einen standesmäßigen Aufwand machte. Als Tänzer war er jeder Schönen willkommen, auch wenn ihr Herz an einen andern vergeben war; für den Sohn des Meiers hatte man immer einen Reihen (Reigen), einen holden Blick und allenfalls auch einen Händedruck übrig. Er selbst besaß keine erklärte Geliebte; denn die hohe Stellung hat überall auch ihre Schattenseiten. Für ihn war die Zahl der Mädchen, aus der er wählen durfte, klein, auch wenn die Ebenbürtigen der Nachbardörfer dazu genommen wurden; unter den wenigen fand er keine, die ihm besonders gefiel, er wollte daher mit der Entscheidung warten, bis es nicht mehr anders ging: nämlich bis er heirathen mußte. Bei der sonstigen Beliebtheit, deren er sich erfreute, konnte er diesen Mangel ertragen.

Regine wuchs indessen zur Jungfrau heran. Sie wurde groß, schlank und ihre Züge erhielten einen bestimmteren Charakter. Ihr Humor blieb indessen ernst und eigen, ihre Haltung erschien etwas steif und ihre Figur gewann nicht die Rundheit, ihr Gesicht nicht die Farbe ihrer Gespielen. Als sie das sechszehnte Jahr erreicht hatte, sagte ein Bursche zu einem andern: „Die Regine ist doch nicht so schön geworden, als man gemeint hat. Wie sie noch in der Schule war, gab's keine hübschere; jetzt wär' mir aber manche lieber wie sie." — „Mir auch," erwiederte der andere. Und altklug setzte er hinzu: „So geht's in der Welt!"

Die Reize, die den gewöhnlichen Bauer bestricken, fehlten dem Mädchen in der That. Während ihre Gespielen alles wurden, was sie konnten, ging ihr etwas ab, das sie haben sollte. Der Hauptgrund lag in ihrer eigenthümlichen Natur, die sich langsam entwickelte; aber es kam dazu noch ein anderer. In ihr lebte eine Neigung von einer Tiefe und Stetigkeit, wie sie unter den Naturkindern des Dorfes eine Seltenheit ist. Aeußerlich ging sie ihren Gang; sie lernte

und that alle Arbeiten in Haus und Feld und bildete dabei ihren Verstand und ihr Urtheil aus, daß Mutter und Brüder sie nicht selten um ihren Rath fragten und ihn auch befolgten. Dabei hielt sie sich so, daß man ihr so wenig als möglich einredete; denn sich mahnen zu lassen, liebte sie nicht, weil sie gern von selber that, was recht war. Im Stillen pflegte sie ihr liebes Geheimniß — das Sinnen und Denken an den Erwählten ihres Herzens.

Die freundschaftliche Beziehung zwischen beiden hatte sich bis in die letzte Zeit erhalten, weiter gediehen aber war sie nicht. Das Mädchen fand keine Gelegenheit, dem Burschen zu offenbaren, wie es in ihrem Herzen aussah, und hätte sie eine gefunden, sie hätte sie nicht benützen können. Während er sich gegen sie gleich blieb, war in ihr die Unbefangenheit des Kindes der zurückhaltenden Scheu der Jungfrau gewichen. Sie hoffte noch immer in den Tiefen ihrer Seele, wornach sie verlangte; zuweilen kamen ihr aber jetzt auch Bedenken und Zweifel, die eine Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit erzeugten. Von alledem sollte niemand etwas merken; denn mittheilend war sie nicht und eine Freundin, der sie das Geheimniß ohne Gefahr anvertrauen konnte, hatte sie nicht. Sehnsucht, Hoffnung, Furcht und Sorge — das stille Fortglühen einer tief gegründeten Neigung und das Aufflammen derselben nach einem Gruße, der ihr wieder besonders freundlich erschien — all dieses innerliche Leben, das nicht hervortreten sollte, zehrte an ihr und hemmte mit eine Ausbildung des Aeußern, wie andere sie erreicht hatten.

Als sie im siebzehnten Jahre stand, fanden sich zum Kirchweihfest Gäste eines Nachbardorfes ein, wovon die beiden jungen einige Jahre älter waren als sie. Mit diesen ging sie, das erste mal, zum Tanz in's Wirthshaus. Die drei Leute setzten sich an einen Tisch in der Zechstube, ließen

sich zu trinken geben und plauderten mit einander. Wie sie vergnügt im Zuge waren, kam der junge Meier vom Tanzboden. Er begrüßte sie, trank aus dem dargebotenen Kruge und setzte sich zu ihnen. Nach einer Weile fragte er die Regine lächelnd, ob sie nicht „drei mit ihm machen wolle?" Das Mädchen, halb erfreut, halb verlegen, daß sie den ersten Reihen, den sie öffentlich tanzte, mit Ihm tanzen solle, versetzte: „Wenn du's mit mir riskiren willst, gern. Aber ich weiß nicht, wie's auf dem Tanzboden gehen wird." Der Bursche nahm sie bei der Hand und führte sie hinaus.

Ihr Tanzen ging ordentlich und gut; denn wo wäre ein Mädchen, das im siebzehnten Jahr noch nicht walzen könnte? So leicht und lustig wie die Geübteren bewegte sie sich aber doch nicht. Sie war zu gewissenhaft dabei, sie wollt' es zu correct machen und es ging daher ein wenig schwerer als bei den andern. Aber Johann, gutmüthig wie er war und vergnügt obendrein, lobte sie nach geendetem Reihen dennoch mit Wärme, wies ihre bescheidenen Einwendungen kräftig zurück und benahm sich überhaupt so freundlich, daß der Guten mehr und mehr das Herz aufging. Das glückliche Gefühl und die lebhafte Bewegung machten ihre Wangen röther und ihre Augen glänzender, ihre ganze Person reizender. Der Bursche konnte das nicht übersehen, und als er mit ihr wieder im Reihen ging, sagte er sich: „Die Regine wird doch hübscher, als man gedacht hat. Es kann wohl sein, daß sie die andern noch alle herunter sticht."

Nach einem Dutzend Reihen führte er sie in die Stube zurück und bot ihr sein Glas, aus welchem sie, fein und sittig, zwei Tröpfchen auf seine Gesundheit trank. Nach einer Weile tanzte er mit dem „andern Bäschen" und Regine führte der Vetter hinaus. Die Zeit verging, der Abend nahte heran und die Fremden mahnten, das Wirthshaus zu

verlassen, weil sie noch bei Tage heimkommen müßten. Als der junge Meier das hörte, wendete er sich zu Regine und sagte: „Vorher muß ich aber noch mit meinem jungen Bäschen ein wenig tanzen, weil's das erstemal gar so gut gegangen ist.“ Das war eine offenbare Bevorzugung. Das Mädchen tanzte diesmal leichter, das Gespräch beider wurde traulicher und die Blicke der braunen Augen verkündeten die innigste Freude und alle Liebe, die in dem jungen Herzen lebte. Der Bursche gewahrte dies mit Vergnügen; er wurde gleichfalls wärmer, drückte der Guten die Hand und sie erwiederte den Druck leis und schüchtern. Wie glücklich war sie! Die Hoffnung wuchs empor bis zur Höhe der Liebe; die Lust, die sie empfand, war eine vorläufige Erfüllung, und sie hatte ein Gefühl, als ob die rechte unausbleiblich kommen müßte und keine den Schönen und Lieben zum Mann erhalten könnte wie sie.

Endlich trennte man sich. Regine ging mit den Verwandten nach Hause und nach der Abendmahlzeit fuhren diese heim. Als Mutter und Tochter allein waren, erzählte die letztere auf Befragen, wie's eigentlich im Wirthshaus gegangen und mit wem sie getanzt habe. Obwohl sie es mit der möglichsten Ruhe that, konnte sie doch nicht hindern, daß auf ihrem Gesicht nicht die Freude glänzte und namentlich die Lippen von einem glückseligen Lächeln umspielt waren. Die Mutter vernahm den Bericht und sah mit großer Zufriedenheit auf sie. Ihr war das Glück freilich nicht gewiß, nicht einmal wahrscheinlich; denn heirathen thut man eine nicht so schnell, wie man mit ihr tanzt und freundlich ist, und um den Sohn des Meiers gabs viele und viel reichere Bewerberinnen. Aber möglich war es doch immerhin — und unverhofft ist schon oft gekommen.

Zunächst kam indessen unverhofft ein Trauerfall. Der

alte Meier starb eines plötzlichen Todes. Ihn hatte in früheren Jahren nach dem Rieser Ausdruck ein „Schlägle“ getroffen; da sich aber der Anfall Jahre lang nicht wiederholte, so wurde er immer sicherer, aß und trank nach Appetit und Durst und strotzte von Gesundheit. Auf einmal traf ihn ein Schlag, der seinem Leben in wenig Sekunden ein Ende machte. Der Schmerz der Familie war groß; denn der Meier war noch in den Fünfzigen und gegen seine Frau und seine Kinder immer gut und freundlich. Die Gröningersleute zeigten herzliches Beileid, wachten abwechselnd bei dem Todten, trösteten die Angehörigen und halfen nachbarlich und freundschaftlich bei den Zurüstungen zur Beerdigung, der sie in zwei Gliedern beiwohnten.

Die Meierin und ihr Sohn — die Tochter war schon seit einem Jahr an den angesehensten Bauer eines zwei Stunden entfernten Dorfes verheirathet — lebten die nächste Zeit still und eingezogen, wie es der Winter gestattete. Ein Verlust, wie sie ihn erlitten hatten, macht ernst und vermehrt zugleich die Pflichten und Sorgen des Geschäfts. Der junge Meier kam selten in's Wirthshaus und ging früh wieder heim. Freundlich war er gegen alle Leute und insbesondere auch gegen die Familie Gröninger; aber je mehr der Winter vorrückte, desto mehr sah man, daß er ein anderer geworden, dem sorglos fröhlichen Wesen den Abschied gegeben und mit dem Amt des Vaters im Hause auch einigermaßen dessen Haltung und Würde geerbt hatte. Mutter und Sohn erschienen nachdenklicher als sonst, man könnte sagen zurückhaltender und geheimnißvoller. In Bezug darauf meinten die Scharfsichtigen im Dorf, dahinter stecke etwas und es müsse was im Werk sein.

Das Frühjahr kam heran. Die Leute arbeiteten wieder im Freien und hatten öfter Anlaß zu vorübergehenden Ge-

sprächen als im Winter. Eine Muthmaßung, die ein Nachbar des jungen Meiers ausgesprochen, beschäftigte sie bald auf's lebhafteste. Der Mann hatte hinzugefügt: „Ich weiß, was ich weiß, und ihr werdet sehen, daß ich Recht habe." Man sah es. Wenige Tage darauf hieß es im Dorf: „Der junge Meier hat sich versprochen — mit der Wirthstochter von ***."

Der Verspruch war eine Thatsache, und hauptsächlich das Werk der Schwester Johanns. Diese, welcher der Glanz des Hauses über alles ging, hatte sich schon seit ihrer Verheirathung nach einer ausgezeichneten Partie für ihren Bruder umgesehen. Als sie nun die Rechte ausfindig gemacht, theilte sie es zuerst der Mutter mit, und beide rückten gemeinsam hinter Johann. Die Erlesene war brav, arbeitsam, kräftig, sogar nicht häßlich; der Vater gehörte zu den reichsten Wirthen der Umgegend und hatte nur drei Kinder; die Verwandtschaft war angesehen und durchweg aus der höhern Schichte des Landvolks; alle diese Vorzüge wurden dem jungen Mann, einer nach dem andern, entwickelt, beredtsam angepriesen, und wie hätte er sich sträuben können, Ja zu sagen? Er mußte heirathen, zur Bewirthschaftung seines Anwesens gehörte ein junges rüstiges Weib, und eine bessere wußte er der Mutter und Schwester nicht entgegenzusetzen. Anfangs dachte er allerdings an Regine, die noch bei dem Trauerfall ihre warme Anhänglichkeit bewiesen hatte. Aber das Mädchen war zu jung, und was das Vermögen betrifft, konnte sie sich mit der Angetragenen nicht entfernt messen; er fand also nicht einmal den Muth, sie nur zu nennen, und ergab sich in den Vorschlag, indem er that, was er nach Erwägung aller Verhältnisse für das Beste halten mußte. Dabei hatte er eine Ahnung, daß es der Regine unlieb, recht unlieb sein würde, und der Gedanke that ihm leid; aber konnte er sich dadurch

von Gründung eines Hausstandes abhalten lassen, der sonst in jeder Hinsicht geboten war? — Die Familien des Meiers und des Wirths kamen zusammen und die Verbindung wurde beschlossen.

Es war ein Glück für Regine, daß sie die Nachricht zum erstenmal vernahm, als sie bei der Mutter in der abendlich dunkeln Stube saß. Ihr Taufpathe brachte sie. Auf die Frage der betroffenen Wittwe, ob's denn auch wirklich wahr sei, erzählte er das Nähere — und Regine hielt sich mit Mühe aufrecht. Sie war auf die erste Rede zu Tod erschrocken und blaß geworden wie die Wand; nach der Frage der Mutter horchte sie mit bebendem Herzen auf die Antwort, und wie sie nicht mehr zweifeln konnte, saß sie erstarrt. Es war ihr, als ob ihr die Seele aus dem Leibe genommen würde.

Der Mann sprach weiter und suchte darzuthun, wie passend eben diese für den jungen Meier sei. Regine hatte die größte Mühe, die Thränen zurückzuhalten, die ihr in die Augen treten wollten. Sie preßte die Lippen zusammen und diese zuckten, wie vor dem Weinen; ihr Herz klopfte mächtig und sie zitterte am ganzen Leibe, aber sie blieb regungslos, und alles das sah man nicht. Nach und nach, während die beiden auf andere Gegenstände übergingen, erhob sich in ihr eine natürliche Kraft des Widerstandes: das Gefühl ihrer selbst, ihr Stolz, wenn man will. Und diesem gelang es, sie ruhiger zu machen und ihr die Stärke zu geben, womit sie sich wieder faßte. Von der Mutter beauftragt, zündete sie in der Küche die Ampel an und kam mit ihr in die Stube. Sie sah nun doch so freudlos und angegriffen aus, daß der Alte sie fragte, was ihr fehle. „Der Kopf thut mir weh," erwiederte sie mit halber Wahrheit; „auch spür' ich ein wenig Frost." — „Dann rath' ich dir," entgegnete jener, „bald in's

Bette zu gehen und dich zu halten, damit du nicht den „Frörer“ (das kalte Fieber) bekommst.“ — Das Mädchen versetzte: „Es wird wohl das beste sein; aber vorher hab' ich noch ein wenig in der Küche zu thun.“

Sie ging hinaus und spülte und richtete den Herd für den andern Morgen. Als sie wiederkam, war die Mutter allein. Regine sagte: „Ich werde nun doch in's Bett gehen, denn die Glieder sind mir wie abgeschlagen.“ Die Mutter ahnte einen Theil der Wahrheit; liebevoll ergriff sie die Tochter bei der Hand, sah sie mitleidig an und sagte mit weichem Ton: „Thu' das, Kind, und schlaf wohl! Ich hoff', es wird vorübergehen!“ Regine zündete ihre eigene kleine Ampel an, sagte, von der Liebe der Mutter gerührt, mit feuchten Augen gute Nacht und ging in die Kammer.

Als sie allein war und keinen Grund mehr hatte, sich selbst zu bezwingen, überließ sie sich ihrem Schmerz und ihre Thränen flossen reichlich. Es war zu schön, was sie gehofft — mit der innigsten Zuversicht gehofft hatte! — und es war zu grausam, daß es dahin sein sollte für alle Zeit! Sie hatte geglaubt, der Geliebte müßte der Ihre werden, weil ihn keine so gern habe wie sie, weil keine so zu ihm passe und er mit keiner so glücklich werden könne, wie mit ihr. Und nun war das alles nichts! Er hatte nicht an sie gedacht, er brauchte sie nicht, sie hatte sich alles nur eingebildet.

Welch' ein Geschenk für das gepreßte Herz — das Geschenk der Thränen! Wie hart und herb das Leid sein möge, wenn diese Quelle fließt, zerschmilzt es, gewinnt Süßigkeit, und eine Lust ist es, ihm zu folgen und in sein Leben aufzugehen. Der Unglückliche, der weint, hat schon halb gewonnen. Die Verzweiflung weicht, der Muth wagt sich wieder hervor und nach dem Sturm kehrt eine Ruhe in das Herz, die etwas innig Wohlthuendes hat. Als Regine sich

herzlich ausgeweint hatte, fühlte sie sich wie eine Genesende. Aber sie war müde, ihre Lebensgeister sanken zurück und sie entschlief. Die Mutter trat in die Kammer; sie hörte den regelmäßigen Athemzug des Schlummers und sagte leise für sich: „Gott sei Dank!"

Am andern Tag fühlte das Mädchen sich kräftiger, obwohl sie aus einem verworrenen Traum früh erwacht und nicht wieder eingeschlafen war. Sie konnte an die Arbeit, unter die Leute gehen. Als sie beim Zusammentreffen mit zwei Freundinnen von der großen Neuigkeit reden hörte, blieb sie ruhig. Sie war ernst und sah etwas bleich aus; aber da sie sich durch Munterkeit und Wangenroth nie hervorgethan hatte, so fiel's nicht auf. Niemand gewahrte etwas von dem Zustand ihres Herzens; denn auf dem Dorf hat man kein Auge für die feineren Offenbarungen des Innern, und zwei junge Leute müssen ihre Neigung schon recht anschaulich machen, wenn sie mit einander in's Geschrei kommen sollen. Die Liebe Reginens blieb ihr Geheimniß und ihr alleiniges Eigenthum. Die zwei Leute, die etwas davon wußten — die Mutter und der Geliebte selbst — hatten keine Ahnung von ihrer Tiefe und Stärke; sie sahen darin nur eine Anwandlung — einen Wunsch, der wieder vergehen mußte, wenn die Hoffnung vergangen war; und Regine sorgte dafür, sie in diesem Glauben zu erhalten.

Drei Tage nach jenem Abend, wo sie die Nachricht erhalten, begegnete sie dem jungen Meier. Sie nahm sich zusammen, grüßte freundlich und eine wahrhaft edle Güte leuchtete aus ihrem Gesicht, als sie sagte: „Ich wünsche von Herzen Glück, Johann!" — Der Bursche, etwas erröthend und mit einer gewissen Unsicherheit im Ton, versetzte: „Ich dank' dir, Regine. Du meinst's gut, das weiß ich." —

„Wirst du bald Hochzeit machen?" fuhr das Mädchen fort. — „Ja," erwiederte der Bursch, „lang darf ich nicht mehr warten. In einem solchen Geschäft muß eine Frau sein, wenn man's ausmachen soll im Sommer." — „Ja freilich," entgegnete Regine. Und lächelnd setzte sie hinzu: „Du hast dir auch gleich die rechte ausgesucht, die vornehmste in der ganzen Umgegend. Das wird eine prächtige Haushaltung geben! — Nun, meinen Glückwunsch noch einmal!" Sie ging weiter. Der junge Mann fühlte sich wahrhaft erleichtert. Sie hatte sich getröstet, sie nahm's von der guten Seite! — Er ging ruhig nach Hause, und seine ganze Seele wendete sich den Arbeiten und Vorbereitungen des Bräutigams zu.

Wochen flossen hin. Die Brautleute wurden verkündet, der Tag der Hochzeit erschien. Es war die große Angelegenheit des Dorfs. Der Einzug der Braut erweckte bei Allen wahre Bewunderung. Solche Wagen voll herrlicher Sachen, solche Kästen, solche schwellende Betten und eine solche Reihe von Wägelchen, besetzt mit den näheren Verwandten des Brautpaars, hatte man seit Menschengedenken nicht gesehen. Die Theilnahme wurde zum ordentlichen Jubel, als der Meier an die weniger bemittelten Leute in seinem Hofe Geld und Bier vertheilen ließ und die Beschenkten den Ruhm des Brautpaars und der Ausstaffirung preisend nach allen Ecken und Enden trugen. — Am andern Morgen war alles auf den Beinen. Die Hochzeitlader hatten die im Dorf unerhörte Zahl von sechzehn Tischen, d. h. von hundertsechsunddreißig Gästen angesagt, und obwohl davon immer etwas abzugehen pflegt, so behauptete doch der Schullehrer, er kenne sich darin aus und sehe es einem gar wohl an, wenn er zusage, ohne kommen zu wollen — über fünfzehn Tische würden's gewiß werden. Und unter diesen Gästen, das war bekannt, sah

man fast Alles, was es im untern und mittlern Ries an vornehmen und schönen Leuten gab. Als das Glockengeläute erscholl, war der Weg, auf welchem der Zug in die Kirche gehen sollte, dicht von Zuschauern besetzt. Die große Mehrheit gehörte freilich der Jugend und dem weiblichen Geschlecht an; aber auch an Männern und älteren Burschen fehlte es nicht, welche den seltenen Pomp mit ansehen wollten.

Im Kirchhof, nahe dem Thor, standen zwei Mädchen beisammen, die uns vom Palmsonntag her bekannte Rundköpfige und Regine. Diese war in der Kraft, sich selbst zu beherrschen, fortgeschritten und im Innern auch wirklich ruhiger geworden; da nun ihr jüngerer Bruder, und zwar aus besondern Gründen, auf die Hochzeit gegangen war, so übernahm sie es, ihm für den Gottesdienst das Gesangbuch und zugleich einem auswärtigen Vetter, der unter den Gästen war, einen Gucker (mit Leckereien gefüllte Düte) zu überreichen. Der Zug der Männer, geführt vom Pfarrer und Schullehrer, erschien. Der Bräutigam, mit dem Brautvater in zweiter Reihe, sah ernst, aber tief zufrieden aus: sein Herz war gesättigt von dem Reichthum, der ihm geworden, der Ehre, dem Ansehen, die ihn umströmten und ihm die herrlichste Zukunft verhießen. Als Regine ihn so erblickte, kam doch eine schmerzende Empfindung über sie. Wie glücklich war er, wie hatte er alles, was er brauchte, alles was er wünschte — ohne sie! Wehmüthig verzog sich ihr Mund, und es war ihr lieb, daß der Bruder und der Vetter nachkamen und das Ueberreichen der beiden Sachen sie von ihren Gedanken abzog. Nun aber folgte der Zug der Frauen. Die Braut erschien im reichsten Staat, in blendendem Horbet (Kopfputz der jungfräulichen Bräute). Ihr gesundrothes Gesicht leuchtete ordentlich, und wenn sie nicht in feinem Sinn schön war, so sprach doch ein Selbstgefühl aus ihr, das ihr

ein wahrhaft vornehmes Ansehen gab. Alles schaute, nickte sich zu und flüsterte Bewunderung.

Wie der Zug vorüber war, wendete sich die Freundin vergnügt zu Regine, hatte sie aber kaum angesehen, als sie rief: „Was ist denn dir? Warum siehst du denn so ernsthaft aus?“ Das Mädchen erröthete, versuchte zu lächeln und erwiederte: „Du kennst mich ja; ich hab' eben den Humor nicht wie du.“ — „Nun ja,“ versetzte die andere; „aber wenn man so schöne Sachen sieht! Die Hochzeiterin ist wahrlich prachtvoll angezogen. Was das für ein Horbet ist und was für ein Kleid! Aber einen Stolz hat sie auch, wie er einem nicht alle Tage vorkommt! Der sieht man an, daß sie eine Wirthstochter ist, und das eine vornehme!“ — Regine, die sich gefaßt hatte, erwiederte mit sanftem Ton: „Warum soll sie sich nicht freuen und sich nichts einbilden? Sie hat ja alles, was man haben kann auf der Welt.“ — „Das ist wahr,“ sagte die andere. „Wenn eine so einen guten und schönen Mann bekommt und so einen Hof, da kann sie den Kopf schon hoch trageu. — Wie doch manche Leute so glücklich sind!“ fuhr sie mit einer Art Seufzer fort. Doch schnell setzte sie in hellerem Tone hinzu: „Nun, in Gottes Namen! Meierin kann nicht jede sein; und am Ende kann man auch glücklich leben ohne das.“ — „Ja wohl,“ sagte Regine; „besonders wenn man deinen vergnügten Sinn hat.“ — „Ja, den hab' ich,“ versetzte das Mädchen, „und das ist auch mein Glück. — Kommst du heut auf den Anfing?“ — Regine schüttelte den Kopf. „Meine Brüder gehen drauf und meine Mutter hilft der Wirthin, die noch nie eine so große Hochzeit gehabt hat, wie dasmal. Eines muß zu Hause bleiben.“ — „Nun,“ versetzte die andere, indem sie sich zum Fortgehen anschickte, dann laß dir die Weile nicht

lang werden, ich geh' zum Tanz." Sie entfernte sich und Regine ging still nach Hause.

Glückliche Brautleute machen auf das tiefer empfindende Gemüth immer einen eigenen Eindruck. Man fühlt die Poesie des Moments, die Fülle des Glücks, das in der duftigsten Blüthe dem Paare winkt; es ist das holdeste Bild. Aber wer dadurch an eigene Entbehrung erinnert wird, für den mischt sich dem schönen Gefühl des Antheils etwas Melancholisches und eine Art von Leid bei. Die Möglichkeit, ebenfalls glücklich zu sein, stellt sich vor die Seele, die Sehnsucht erwacht — und das Gefühl des Mangels erzeugt eine stille Trauer im Herzen, die geraume Zeit dauern kann, ehe sie wieder verklingt.

Wenn das schon Unbetheiligten begegnen kann, wie muß es erst der Seele sein, die den Heißgeliebten ewig einer andern verbinden sieht! — In unserem Landmädchen war bei dem Anschauen der Glücklichen, die nun haben und behalten sollte, was ihr eigenes einziges Hangen und Verlangen gewesen war, alle Leidenschaft und aller Schmerz wieder erwacht. Sie rang mit ihrer Empfindung, kämpfte mit der Bitterkeit ihres Herzens und segnete die Geschäfte des Hauses, die sie heute an Stelle der Mutter zu besorgen hatte und von denen sie hoffte, daß sie ihr zum Trost gereichen würden. Die Bereitung des Mittagessens, das Gespräch während desselben mit dem älteren Bruder und den Ehehalten, die Reinigung der Geschirre mit der Magd erhielt ihren Geist auch wirklich auf der Oberfläche und im Aeußerlichen, indem sie noch dazu Gewalt anwandte, ihn nicht in die Tiefe sehen zu lassen.

Als aber der Bruder mit den Ehehalten zur Tagesarbeit gegangen und sie allein im Hause war, da trat das Herz

wieder ganz in seine Rechte. Es war in der schönsten Zeit des Jahres, im Juni vor der Heuernte, der Tag klar und warm, ohne durch Hitze zu belästigen. Durch die unlängst geputzten Fenster schien die Sonne glänzend auf den Tisch der großen Stube, in der nur Licht und unendliche Stille herrschten. Hier saß Regine bei einer Näharbeit. In der völligen Einsamkeit, in der heute kaum eine Störung zu befürchten war, ließ sie die Gedanken ihrer Seele, die sie so lang im Zaum gehalten hatte, unwillkürlich frei, und diese gingen ihren lieben und schmerzlichen Gang. Alle Gefühle, die jemals ihr Herz durchzogen hatten, erstanden wieder in ihr. Und es war so süß dieses Verlangen, diese Liebe, dieses Leid — dieses Zittern und Bangen im Herzen, das Niemand kannte und das Niemand ihr nehmen konnte. Das schlichte, aber von der Mutter Natur mit lebendigem Sinn und tiefem Gemüth ausgestattete Mädchen fühlte, daß derjenige, den man so schön vor Augen, den man so unendlich lieb hat und um dessen willen man leidet, einem doch auch gehöre, und daß man etwas von ihm habe, wovon die andere, die Glückliche, nichts wisse. Sie feierte in dieser Stunde selbst eine Art Verbindung mit ihm. Ihre Liebe war allerdings nie so schmerzlich wie jetzt, aber auch nie so mächtig, so glühend und so schön emporgelodert.

Auf einmal wurde die Stille des Raums unterbrochen durch Töne der Freude. Das Mahl in dem nur einige hundert Schritte entfernten Wirthshaus war vollendet, die Musik, das Tanzen begann und zu einem lustigen Walzer, den eine gute Clarinette hell vortönte, erschollen die Juhschreie der tanzenden Bursche. — Die Seele des Mädchens wurde dadurch aus dem Innern herausgerissen in die wirkliche Welt. Sie mußte sich vorstellen und sie stellte sich vor, wie's im Wirthshaus zuging — die Lustbarkeit, das frohe Gedräng,

den Bräuteltisch, die Brautleute. Und wie sie nun die Braut sich dachte an der Seite des Bräutigams, wie sie beide nach Art der Brautleute sich feierlich liebevoll betrachten und wechselseitige Freundlichkeiten erzeigen sah, da keimte ein Neid — ja, ein Neid in ihrer Seele. Die schmerzlich süßen, liebenden Gefühle wandelten sich in dem beraubten, tief gekränkten Herzen in peinvolle. Thränen drangen in ihre Augen. Sie legte die Arbeit weg, ließ den Thränen ihren Lauf und weinte bitterlich.

## In der Stadt.

Man hat früher Unrecht gehabt, das Leben auf dem Lande sich empfindsam idyllisch vorzustellen und das Dorf als den Sitz der Unschuld, der Aufrichtigkeit, der Gemüthlichkeit und der zärtlich uneigennützigen Liebesneigung ohne weiteres anzusehen. Nicht minder falsch ist es aber, wenn man, wie es jetzt hie und da geschieht, dort nur derbe, rohe Natur, gemeinen Weltverstand und Verschmitztheit erblicken will. Das Landvolk ist in seinen echten und guten Naturen rührend schöner Empfindungen fähig; zärtliche Liebe, standhafte Treue, glückselige Freude, Entzücken und tiefes Herzeleid finden wir dort so gut wie in den höheren Klassen. Aber die Formen, in denen alles das erscheint, sind schlichter, unmittelbarer — gröber, wenn man will, und die Motive dazu müssen dringender sein. Vieles, was in den höheren Klassen zu Hause ist, trifft man dort allerdings nicht an, und dazu gehört vorsätzliches Leben im Denken und Empfinden, Hegen und Pflegen der Gefühle und namentlich studirtes Reflectiren darüber. Der Bauer kann etwas treu im Herzen bewahren

und auch an sich die Wahrheit des von ihm gebrauchten Sprüchwortes erfahren: „Alte Liebe rostet nicht.“ Aber aus der Erinnerung ein Geschäft zu machen, damit einen Cultus zu treiben, das ist seine Sache nicht und kann es schon darum nicht sein, weil er dazu keine Zeit hat. Die Arbeit, zu der er verpflichtet ist, weist ihn immer wieder in die Sinnenwelt, an's Tageslicht, und bewirkt, daß auch tiefere Herzenswunden sich früher schließen, als in ähnlichen Naturen der höheren Sphäre.

Regine finden wir, nachdem seit der Hochzeit des Meiers Wochen verflossen waren, gefaßt und ruhig. Die Heuernte war vollendet, die Kornernte hatte begonnen, und da nach einigem Warten gutes Wetter erschien, so war die einzige Sorge der Bauern, den Segen des Feldes so rasch wie möglich heimzubringen. Regine schaffte gewissenhaft; ohne unmüßig zu thun, richtete sie aus, was ihr zukam; was man ihr auftrug, war besorgt. An ihrem Wesen bemerkte man gegen früher keine Veränderung, als daß ihr Ton im Gespräch mehr Weichheit, zugleich aber auch eine Ueberlegenheit ausdrückte, die man sonst nur an älteren Personen wahrzunehmen pflegt. Ihre Gestalt war noch etwas „rahnenger“ (schlanker) geworden; das konnte man aber der Arbeit in der Hitze zuschreiben, die in der Regel eine gewisse Abmagerung zur Folge hat.

Als die Haupternten wohl aufgehoben waren, feierte die Familie Gröninger ein seit länger vorbereitetes glückliches Ereigniß: die Heirath des Fritz mit einer wohlhabenden Bauerntochter aus dem mittlern Ries. Der stattliche Bursche hatte sie auf der Hochzeit des Meiers, wo sie als Gast war, so zu gewinnen verstanden, daß sie ihrem Vater, dem ein reicherer Schwiegersohn lieber gewesen wäre, die Zustimmung abnöthigte und er über mehrere gefährliche Bewerber trium-

phirte. Die Hochzeit wurde mit nicht viel geringerem Glanz gehalten, wie die des Meiers, und der junge Ehmann übernahm den Hof. Regine zog mit ihrer Mutter in die obere Stube des Hauses und der ältere Bruder versah bis auf Weiteres die Stelle eines Oberknechts.

Da die junge Frau gutmüthig und verständig war, so lebten sie verträglich mit einander fort. Durch die Heirath hatte die Familie einen Schritt aufwärts gemacht; man ehrte die „junge Bäuerin" als die Wohlthäterin des Hauses, und sie war dankbar dafür. Die alte Gröningerin konnte gar nicht sagen, was sie für eine gute und liebe Schwiegertochter bekommen habe. Regine freute sich des Glücks, das ihrem Bruder zu Theil geworden; sie fand aber nach und nach, daß sie weniger zu thun hatte, als sonst, und daß man sie eigentlich nicht nothwendig brauchte; und da sie ihrerseits nicht an's Heirathen denken konnte, so hatte ihre ganze Existenz etwas Zielloses, dessen Gefühl sie mehr und mehr in eine traurige Stimmung versetzte.

Im Dorf gab es kein Mittel, ihr diese Stimmung zu benehmen, und einer, der sonst alles gekonnt hatte, trug dazu bei, sie zu steigern. Der Meier nahm noch immer einen eigenen Antheil an seinem Bäschen. Er grüßte sie freundlich, wenn er ihr begegnete, und wechselte, wenn es sich irgend schickte, gemüthliche Worte mit ihr. Aber sie konnte bald bemerken, daß diese Freundlichkeit eine besondere Art hatte. Auf dem Land erhebt man sich nämlich durch die bloße Verehelichung auf eine höhere Stufe des Ansehens. Wenn von zwei Burschen gleichen Alters der eine heirathet, so wird er von jüngeren Leuten „geihrzt" (Ihr angeredet) und entsprechend geehrt, während der andere geduzt und als Kamerad behandelt wird. Kommt zu der Würde des Ehemanns noch das Ansehen der Herrschaft über ein großes Besitzthum

hinzu, dann hat man alle Ehr' und Achtung, die das Dorf erweisen kann. Im Genuß derselben steigert sich aber das Selbstgefühl auch des Gutmüthigsten, und Niemand könnte verlangen, daß so einer sich immer noch betrage wie vor seiner Erhöhung. Eine solche Umänderung war jetzt deutlich auch an dem Meier zu bemerken. Die Freundlichkeit, die er gegen Regine bewies, hatte etwas Väterliches — väterlich Spielendes. Daß eine solche der Jungfrau nicht wohlthun konnte, begreift sich. Als einmal ein Gruß von ihm geradezu herablassend klang, wie wenn er einem Schulmädchen gespendet wäre, verzog sie, als sie vorüber ging, gekränkt ihren Mund und lächelte traurig für sich hin.

Von dieser Wirkung seines Zurufs hatte der Meier, der in sein jetziges Benehmen ganz unbewußt hineingekommen war, keine Ahnung. Er that seinem Gefühl nach nur, was ihm durchaus zustand; und da zu dem Interesse, das er für das Mädchen noch immer empfand, das Vergnügen kam, welches guten Menschen die Herablassung an sich zu gewähren pflegt, so änderte er seine Begrüßungsart nicht und hatte immer eine angenehme Empfindung, wenn er seine Verwandte sah. —

Auf einmal aber sah er sie nicht mehr. Regine hatte den Ort verlassen; sie war nach Augsburg gegangen, in den Dienst einer ihr verwandten Bürgersfrau.

Zwischen Augsburg und dem Ries besteht eine alte Verbindung. Junge Bursche, sowohl von der Stadt Nördlingen als vom Lande, suchten dort von jeher ihr Glück und siedelten sich nach Umständen auch darin an. Junge Mädchen traten in Dienst, oft mehr zu ihrer Ausbildung, um etwas zu sehen und zu lernen, als durch Noth dazu getrieben. Auch so lange für das Ries Anspach die Kreishauptstadt war, ging der Zug der jungen Leute nach dem Centralort von Schwaben.

Hier war es ihnen am heimlichsten, hier fanden sie am leichtesten *Unterkunft*, und das ist so geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Base der Familie Gröninger hatte als Tochter eines bemittelten Bauern dort gedient und die Aufmerksamkeit eines rüstigen Bäckergesellen auf sich gezogen. Als dieser im Verlauf traulicher Gespräche die angenehme Kunde von ihrem Vermögensstande erhielt, nahm er sie zum Weib und erwarb sich ein Geschäft, das er durch fleißigen und gewissenhaften Betrieb mehr und mehr emporbrachte. Die Rieserin wurde eine ansehnliche Bäckersfrau und bildete sich nicht weniger ein, als eine geborene Augsburgerin. Aber stets hing ihr Herz an der Heimath, an den Rieser Landsleuten; und als sie durch einen Nachbar ihrer Verwandten erfuhr, daß die Regine ein besonderes, geschicktes Mädchen, aber seit der Verheirathung ihres Bruders im Hause fast zu viel sei, beschloß sie unter Zustimmung ihres Mannes, das Bäschen zu sich zu nehmen.

Regine hatte von dem aus Augsburg heimgekehrten Nachbar kaum den Wunsch der Bäckermeisterin vernommen, als sie sogleich entschlossen war, ihm zu folgen. Mutter und Brüder hatten nichts einzuwenden, und nach wenigen Tagen fuhr sie mit einem befreundeten Getreidehändler auf offenem Wägelchen der Stadt zu.

Schon auf dem Wege dahin ward es ihr freier und froher zu Muthe. Bei der nicht gewöhnlichen Begabung, die wir an ihr kennen, hatte sie immer mehr Sinn für die Dinge außer ihr gehabt, als ihre Gespielen. Nun freute sie sich an den neuen Orten, durch die sie kam, an der Gegend, den Kirchen und Schlössern rechts und links, die sie zum erstenmal erblickte. Der Tag war einer von den angenehmen der späten Jahreszeit. Weißes „Frauengarn" zog durch die

Luft und hängte sich an die Kleider; die Landschaft war still und die Farbentöne hatten die ganze Milde herbstlichen Duftes. Nach und nach kam über die Seele des Mädchens eine sanfte Melancholie, wie sie recht gut mit stillem Wohlgefühl sich verbinden kann. Als sie nun endlich die Stadt erblickte mit ihren altehrwürdigen Thürmen, ihren Häusern, Mauern und Wällen, als sie die Spaziergänger vor dem Thore sah, welche den vielleicht letzten schönen Abend noch genießen wollten, da fühlte sie sich ordentlich angeheimelt, und sie meinte, dadrinnen gar wohl zufrieden und glücklich leben zu können.

Von der Bäckerin und ihrem Mann wurde sie freundlich empfangen. Sie glaubte es ihnen anzusehen, daß sie willkommen war, und freute sich darüber.

Nach den ersten Fragen und Antworten besprach die Frau das Nähere ihres Verhältnisses. Regine sollte die Stelle der Hausmagd versehen, die verabschiedet worden war, und Lohn und Geschenke erhalten wie diese; wenn sie aber brav und fleißig wäre, sollte es ihr wohl gehen und sie sollte merken, daß sie bei Freunden sei. Die wohlhäbigen Gestalten — die Frau mit lebhafter, der Bäcker mit ruhig gutmüthiger Theilnahme — flößten ihr Zutrauen ein. Außer ihnen befand sich noch ein Geselle und ein Lehrjunge im Hause, deren Gesichter und Benehmen beim Abendessen auch verriethen, daß sie zu der besseren Menschenart gehörten, und Regine legte sich in ihrer Kammer mit der Ueberzeugung zu Bette, daß ihre Hoffnung sie nicht betrogen, daß sie hier zufrieden, viel zufriedener leben werde, als zu Hause. Sie hatte ordentlich ein süßes Gefühl, weit von der Heimath weg und unter fremden Menschen für sich allein zu sein.

Nach wenigen Tagen schon gingen ihr die Arbeiten leicht von der Hand und der Gang des Lebens fing an, ihr gewohnt zu werden. Ein sanftes Behagen erfüllte ihre Seele.

Was sie erblickte, hatte für sie den Reiz der Neuheit, beschäftigte sie, und ihre Pflichten waren in keiner Art schwer. Die häuslichen Dienste verrichten, der Base kochen oder Brod ausgeben zu helfen, Einkäufe zu machen — dies und anderes war viel weniger mühsam, als die ländlichen Arbeiten im Sommer, welche auch die robuste Natur etwas wissen lassen. Die größere Einfachheit und die Regelmäßigkeit der Geschäfte war nach ihrem Sinn, ebenso die ganz besondere Reinlichkeit des Hauswesens.

Wochen, Monate vergingen unter wechselseitiger Zufriedenheit. Regine hatte das Glück, unter glücklichen Leuten zu sein. Die einzige Tochter war auswärts nach Wunsch verheirathet, der um etliche Jahre jüngere Sohn hatte eine Wanderfahrt angetreten und schrieb jetzt aus Berlin erfreuliche Briefe. Mann und Frau waren gleichmäßig gesund und das Geschäft blühte — wie hätten Menschen, denen es so gut ging, nicht auch gegen Andere gut sein sollen? — Die Base hatte überdies ihre Freude an Regine, weil sie ihr verständig folgte und der Lehrmeisterin Ehre machte. Sie konnte nicht umhin, sie zuweilen von der Seite wohlgefällig anzusehen und dabei eine Miene zu machen, als ob sie ihre besondern Gedanken hätte. Auch der Lehrjunge war dem Mädchen ergeben und half ihr oft, ohne daß es ihm befohlen war, und der Geselle hatte einmal gar schon zu viel Neigung blicken lassen, in der Art indessen, wie Regine sie aufnahm, keine Ermuthigung, sondern für gut gefunden, sein Gefühl in den Grenzen hausgenössischer Freundschaft zu halten.

Diesem Gesellen war es nicht zu verdenken, wenn er, eines Sonntags und durch etliche Halbe kühner gemacht, an Regine eine Art Liebeserklärung richtete. In dem Frieden ihres Lebens hatte sie sich nach und nach entwickelt, ihre Gliedmaßen waren runder, die Wangen blühender geworden und

die Gestalt, ohne den Charakter der Schlankheit zu verlieren, war zu der sinnlichen Fülle gereift, in welcher allein die volle Anmuth des Weibes an den Tag tritt. Nun sah man auf einmal, wie schön sie eigentlich war, — wie ungewöhnlich schön. Ein Ausdruck, der immer noch auf ein geheimes Leid, auf inneres Ungenügen zu deuten war, — ein Hauch wehmüthigen Lächelns und ein schamhaftes Abwehren, wenn man sie lobte — alles das that dieser Schönheit keinen Eintrag, sondern erhöhte sie und machte sie bedeutender.

Endlich erschien der Frühling. Das Stadtleben bekam eine neue Annehmlichkeit für unser Bauernmädchen durch größere Spaziergänge, die sie an Ausgehtagen machen konnte. Sie hatte eine muntere Landsmännin kennen gelernt und betrachtete mit ihr an Festtagen Stadt und Umgegend näher, als es bei Geschäftsgängen möglich war. Die schönen Straßen, die prächtigen alten Gebäude sah sie mit großem Wohlgefallen und nicht ohne eine Ahnung von dem Gefühl, das man haben muß, wenn man einer solchen Stadt angehört und z. B. sagen kann: „Das ist unser Rathhaus!" — Dann war es ein besonderes Vergnügen, vor's Thor und zwischen den herrlich belaubten Baumreihen um die Stadt zu gehen und die Wälle, Gräben, Zwinger und Mauern zu beschauen. Hatte sie längeren Urlaub erhalten, dann besuchte sie die städtchenähnlichen Dörfer der Umgegend, oder Felder und Wiesen, die sie gelegentlich auch näher prüfte und mit den Rieserischen verglich. Sie hatte die Gabe, sich an all diesen interessanten und schönen Gegenständen nicht nur zu freuen, sondern sie auch in sich aufzunehmen und in der Seele zu behalten.

Im Laufe des Sommers wurde sie von der Bäckermeisterin selber zuweilen mitgenommen, wenn diese in Gesell-

schaft einiger Freundinnen einen Vergnügungsort außerhalb der Stadt besuchte. Man wußte, daß es eine Verwandte, die Tochter nicht unbemittelter Leute war, und sie bekam bei solchen Ausflügen auch immer etwas zu tragen und gesellte sich selber bescheiden zu den geringeren Theilnehmerinnen oder zu einer mitfolgenden Kindsmagd; darum brauchten die stattlich geputzten Bürgersfrauen sich ihrer nicht zu schämen und nicht zu fürchten, daß sie die Gesellschaft verunziere. Die männlichen Gäste solcher Orte fanden dies auch in der That niemals; gar mancher war der Ansicht, daß Regine vielmehr eine Zierde des Tisches, ja das Einzige sei, um dessen willen es sich der Mühe lohne hinzusehen.

Ueberhaupt fand das Mädchen immer mehr Anerkennung, nicht nur bei Männern, sondern auch bei Frauen und Jungfrauen, die mit ihr zusammenkamen. Man lobte sie gegen die Bäckerin wegen ihrer Schönheit, wegen ihres guten Benehmens, ja wegen ihres Anstandes, und meinte, wenn sie ihren bäuerischen Anzug ablegte und sich städtisch kleidete, würde sie hier ihr Glück machen können. Die Base fühlte sich durch solche Reden geschmeichelt und lächelte mit einem Blick, als wollte sie sagen: „Das könnte wohl sein!"

In jener Zeit vertauschten die dienenden Bauernmädchen ihre Dorfkleidung noch nicht so leicht mit der städtischen, und wer an Markttagen durch die Straßen Augsburgs ging, der konnte noch eine erkleckliche Zahl von „Rieserinnen" erblicken, die jetzt dort als solche immer weniger hervortreten. Der Regine wäre es im Traum nicht eingefallen, ihre mitgebrachten Kleider — gute für Alletag, schöne für Sonn- und Feiertage — als nicht mehr gut genug wegzulegen und sich andere anzuschaffen. Sie wollte in Augsburg dienen und etwas lernen, und das konnte sie recht wohl in ihrer Tracht. Eine

Mamsell zu werden und in der Stadt zu bleiben, war ihre Absicht weder bei ihrer Hieherkunft gewesen, noch in der Folge geworden.

Der Bäckerin hatte indeß jene Bemerkung um so mehr eingeleuchtet, als ihr schon der nämliche Gedanke gekommen war. Sie liebte das Mädchen und gönnte ihr ein Glück, das sie hier vor Zeiten selber gemacht hatte. Als Bürgersfrau einer so großen Stadt fühlte sie sich doch um ein Gutes höher wie eine Rieser Bäuerin; und die Regine war geschickt und hübsch genug, um einen zu finden, der sie eben so weit brachte. Sie war auch wirklich zu gut für das Land, zu gut für einen Bauer, der am Ende gar nicht wußte, was er an ihr hatte.

Als sie sich eines ruhigen Nachmittags in der Stube mit ihr allein befand, warf sie einen heiter wohlwollenden Blick auf sie und sagte: „Mädchen, du hast dich gut gemacht bei mir; wahrhaftig, das Stadtleben ist dir angeschlagen.“ — „Nun“, versetzte Regine, gleichfalls heiter, „es geht mir auch grad nichts ab hier bei Ihnen, und ich hab' ein gutes Leben.“ — „Das ist wahr“, entgegnete die Frau. „Du bist aber auch anstellig, weißt dich in alles zu schicken und paßt überhaupt für die Stadt.“ Sie sah einen Moment auf den Tisch und fuhr dann fort: „Weißt du, was ich thäte an deiner Statt?“ Regine schaute sie fragend an. — „Ich thäte diese Bauerkleider verkaufen und mir französische anschaffen.“

Diese Zumuthung kam dem Mädchen so unerwartet, daß sie fast lachend rief: „Ach warum nicht gar!“ — Die Base versetzte: „Ich mach' keinen Spaß, ich red' im Ernst. Die Rieser Tracht steht dir gut, aber die andere würde dir noch besser stehen.“ — „Deßwegen!“ rief Regine, indem sie etwas geringschätzig die Achsel zuckte. — „Nun“, versetzte

die Base, „das ist gar nicht so zu verachten. Man kann nicht wissen, wem man da gefällt und was dann noch möglich ist.“ — „'S kann sein“, erwiederte Regine, diese Worte mißverstehend oder mißverstehen wollend; ich will aber nicht immer hier dienen, sondern einmal mein eigener Herr werden.“ — „Davon ist ja gerade die Rede“, entgegnete die Bäckerin. „Du solltest dich eben anders kleiden, damit du einem gefällst, der dich zu seiner Frau machte.“

Das Gesicht des Mädchens wurde mit einemmal ernst. Nach einigem Besinnen erwiederte sie: „Darauf hin, Frau Base, *will ich* meine Bauernkleider doch nicht ablegen. Ich *bin hierher gekommen*, weil Sie mich eingeladen haben und weil ich mich auch in der Welt ein wenig umsehen wollte. Ich hab' aber nie an was anders gedacht, als daß ich wieder zu meinen Leuten heimgehe und mich dort am Ende verheirathe, wenn mich nämlich einer mag. Daß mich einer aus der Stadt heirathen könnte, das ist mir nicht in den Sinn gekommen, und ist auch (setzte sie lächelnd hinzu) eine sehr ungewisse Sache. Wenn ich nun meine Kleider verkaufte und mir französische anschaffte und es käme doch keiner und ich müßte wieder in's Ries heim, dann hätt' ich mir vergeblich Unkosten gemacht und würde nur ausgelacht.“ — „Mädchen“, sagte die Base, „zier' dich nicht so und stell' dich nicht so unschuldig. Du weißt recht gut, daß du hübsch bist und daß die Leute auf dich sehen. Ich wette darauf, wenn du dich darnach kleidest, du gefällst einem vermöglichen Mann und wirst eine angesehene Frau hier.“ — „Ja“, erwiederte Regine bedenklich, „zum Heirathen ist's aber nicht genug, daß ich einem gefalle — er muß auch mir gefallen.“ — „Ei was“, versetzte die Bäckerin, „das giebt sich schon. Du wirst doch nicht eine sein, der keiner gut genug ist?“ — „Das nicht,“ entgegnete das Mädchen, indem eine leichte Röthe

über ihr ernstes Gesicht flog. — „Also folg' meinem Rath", sagte die Bäckerin.

Nach einem Moment des Schweigens erwiederte Regine mit einem Gesicht, das einen gefaßten Entschluß verrieth. „Frau Base, nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich's vor der Hand doch nicht thun kann. Wenn ich einem gefallen soll, dann werd' ich ihm auch in diesen Kleidern gefallen. Und wenn einer kommt und er gefällt mir auch, dann ist's immer Zeit, andere zu kaufen. Wegen der bloßen Vermuthung will ich mich nicht anders tragen." — „Du thust unrecht", entgegnete die Base. „Möglich ist's freilich, daß es auch ohne das geht, wie es bei mir selber gegangen ist. Aber wir leben in einer andern Zeit, und besser ist besser. Man muß den Mannsbildern entgegen kommen!" — Regine schüttelte ernstlich den Kopf und versetzte: „Nein, Frau Base, das muß man nicht. Und ich sag' Ihnen jetzt, wie ich's meine: wem ich nicht in diesen Kleidern gefalle, dem will ich gar nicht gefallen." — „Ei, ei", sagte die Frau, „das ist mir ganz neu an dir! Bist du so stolz? Daß dich's nur nicht einmal reut, wenn du dein Glück versäumst, weil du dich so kostbar machst!" — „Mich wird nichts reuen, Frau Base", entgegnete das Mädchen. Nach kurzem Bedenken setzte sie hinzu: „Ich sehe wohl, daß Sie's nur gut mit mir meinen, und ich dank' Ihnen dafür. Aber lassen Sie mich bleiben, was ich bisher gewesen bin." Dies war in einem Tone gesagt, welcher bat: reden wir nicht weiter von der Sache. Und die Bäckerin verstand es und schwieg, indem sie hoffte, die ihr aus Erfahrung bekannte Bauernsprödigkeit werde sich mit der Zeit von selbst mindern und das Mädchen sich nachgiebig finden lassen.

Regine hatte diesen Abend eine eigene Empfindung. Durch die Reden der Base war sie genöthigt worden, an

ihre Zukunft zu denken; und nun fühlte sie plötzlich klar, daß ihr nicht etwas zu Lieb', sondern zu Leid geschähe, wenn ein Bürger von Augsburg sie zur Frau begehrte; gegen den Besten hatte sie etwas, daß es ihr war, als ob sie ihn nicht lieben könnte. — Ihr war das Leben in der Stadt nur eine Auskunft für eine Zeit. Der Gedanke, immer darin zu bleiben, widerstrebte ihr; ihr innerster Sinn stand nach dem Dorf zurück. Auch die Vorstellung, als stattliche Bürgersfrau zu Haus einen Besuch zu machen und dort sogar die Meierin in Schatten zu stellen, reizte sie keineswegs.

Die Bäckerin ließ sie ruhig gehen. War sie ja noch jung und bildsam. Wenn sie noch etliche Monate in der Stadt blieb, kam ihr der Wunsch, sich vornehmer zu kleiden und einem Augsburger zu gefallen, wohl von selber. — Eine geraume Zeit verstrich und Regine dachte nicht mehr daran, daß die Frau ihr Zureden erneuern könnte. Da kam es eines Tages doch wieder dazu.

Die Base hatte einen Verwandten ihres Mannes, den Sohn eines wohlhabenden Bräuers, sagen hören, er habe lang kein so hübsches Rieser Mädchen gesehen wie die Regine. Schade wär's, daß sie noch immer in ihrem Bauernrock umher liefe; wenn sie angezogen wäre, wie sich's gehörte, könnte sie ihm selber gefallen. — Von dieser Bestätigung ihrer alten Ansicht getroffen, ging die Bäckerin heim, erzählte die Rede und knüpfte eine ernstliche Ermahnung daran. Sie sagte: „Du siehst jetzt, wie die Leute denken. Es ist einmal nicht anders: Kleider machen Leute, und wenn man Respekt haben soll vor einem, so muß es wie unser eins aussehen. Drum folg' mir jetzt. Deine Mutter wird's gerne zugeben, wenn ich's ihr schreibe, und das Geld, wenn's nöthig ist, will ich dir vorschießen. Ohne dich zu loben, Mädchen — aber du machst dich wahrhaftig immer besser. Du hast ein Benehmen,

als ob du in der Stadt aufgezogen wärst, und du würdest dein größter Feind sein, wenn du nicht hier bliebst. Wenn du angezogen bist wie andere Leute, kann ich dich auch in Gesellschaft mitnehmen und den Leuten sagen: das ist mein Bäschen. Du wirst sehen, du machst dein Glück!"

Regine hatte während dieser Rede zu Boden gesehen; emporblickend erwiederte sie mit dem Ton des Bedauerns: „Frau Base, es thut mir leid, daß Sie wieder auf diese Sache kommen. Ich hab' Ihnen gesagt, warum es nicht geht, und das hat sich die Zeit her nicht geändert."

Die Frau nahm diese Rede nicht gut auf. „Wie", rief sie mit vorwurfsvollem Blick, „ist das nichts, wenn ein solcher Mensch, der einmal eine von den ersten Brauereien bekommt, so über dich redet?" — Regine's Mund verzog sich zu einem unmerklich spöttischen Lächeln, und indem sie der Base in's Gesicht sah, erwiederte sie: „Glauben Sie, daß der mich jemals heirathen würde?"

Die Base war betroffen; denn ehrlich, wie sie war, konnte sie auf diese Frage nicht mit Ja antworten. Sie schwieg einen Moment und sagte dann ernsthaft und nachdrücklich: „Alles ist möglich." — Ja wohl", versetzte Regine, „aber nicht wahrscheinlich. So einer will eine Frau mit zehnmal so viel Geld, als ich bekomme, und da hat er auch ganz Recht. Von mir, wie Sie erzählen, hat er auch nur gesagt, daß ich ihm in Stadtkleidern gefallen könnte, und nicht, daß er mich dann heirathen möchte. Aber", setzte sie mit Selbstgefühl und einer Andeutung von Geringschätzung hinzu, „um so einem nur zu gefallen, ändr' ich meinen Stand nicht und mach' mich nicht zur Stadtmamsell. Das würde sich der Mühe nicht lohnen."

Die Frau war durch diese Art von Zurückweisung ernstlich verletzt. Mit strafendem Nachdruck entgegnete sie:

„Wenn man ein Mädchen heirathen soll, muß sie einem vorher gefallen. Damit fängt's an. Und wenn's der nicht ist, dann ist's ein anderer. Es giebt Leute hier, die weniger verlangen, was das Vermögen betrifft, und die's auch wohl können, weil sie's nicht brauchen. Und um eine zur Frau zu bekommen, die man gern hat, thut man viel, wenn man sein eigener Herr ist."

„Frau Base", versetzte das Mädchen mit Ernst, „nehmt mir's nicht übel — es geht nicht und es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Stadtkleider anzuthun und damit auszugehen, um einen Stadtherrn zu fangen — das kann ich nicht, das leidet mein Charakter nicht. Wenn einer so kommt und er gefällt mir und ich sehe, daß ich glücklich mit ihm leben kann, dann will ich mich gern anders kleiden und alles thun, was in der Ordnung ist." — „So kommt keiner!", rief die Base mit der Bestimmtheit des Unmuths. „Es wär' einfältig von dir, auf einen zu warten." — „Das thu' ich auch nicht", erwiederte Regine mit Ruhe. „Die Augsburger Herrn können ausbleiben, so lang sie wollen; ich hab' noch an keinen gedacht und es sieht nicht darnach aus, als ob sich mein Sinn ändern würde."

„Gut", versetzte die Frau; „ich sehe nun, wie's steht mit dir. Du bist eigensinnig und stolz, und anstatt dich in die Welt zu schicken, meinst du, die Welt müsse sich nach dir richten. Mit dieser hochmüthigen Einbildung wirst du aber zu nichts kommen und dich nur unglücklich machen auf dein ganzes Leben." — „In Gottes Namen!" sagte Regine nach kurzem Schweigen. „Was einem bestimmt ist, das muß man auf sich nehmen, und ich bin bereit dazu."

Dies war mit einem Ernst und einer Ergebung gesprochen, daß die Base nichts zu entgegnen wußte. Sie blieb

sitzen und sah mit Unmuth auf den Tisch. Regine ging an eine Arbeit.

Das Schmollen der Bäckermeisterin dauerte mehrere Tage. Es war zu unerwartet für sie, dieses gänzliche Verwerfen eines Planes, den sie zu dem Besten des Mädchens ersonnen hatte und der ihr so verständig und natürlich vorkam. Nach der ersten Weigerung hatte sich Regine im täglichen Verkehr so fügsam und so entgegenkommend bewiesen, daß anzunehmen war, sie werde, ohnehin mehr an das Stadtleben gewöhnt, jetzt auch in dieser Sache nachgeben. Und sie widersprach — widersprach trotzig, hartnäckig, so daß man schicklicherweise gar nicht mehr darauf zurückkommen konnte! Dieses Benehmen war kränkend und für so eine war das freundschaftliche Sorgen offenbar weggeworfen.

Das Mädchen, die von dem Unmuth bedrückt war, und die Frau, die es doch im Grunde gut meinte, wieder gut machen wollte, richtete nun ihr Betragen darnach ein. Sie war noch eifriger in der Arbeit und noch bescheidener in ihrem Auftreten und Reden als sonst; ein Tadel war unmöglich. Die Frau schüttelte den Kopf über eine Person, die einmal so hoffärtig widerstand, das anderemal so folgsam alles that; allein noch dauerte es einige Tage, bis sie vom Kopfschütteln zur alten Freundlichkeit überging.

Zu der gründlichen Herstellung derselben trugen zwei Umstände bei. Jener Bräuerssohn, dessen Ausspruch den Anlaß zu der verdrießlich endenden Unterredung gegeben hatte, verlobte sich mit der Tochter eines reichen Müllers. Durch diesen schnellen Ruin einer Hoffnung, die sie in dem Mädchen doch zu erwecken gesucht hatte, war die Bäckerin einigermaßen beschämt; sie fürchtete sich vor einer Benützung des Vortheils von Seiten des Mädchens, und als die Verständige mit Absicht schwieg, wußte sie es ihr Dank. Dann

aber fand Regine Gelegenheit, den Wünschen der Base doch in gewissem Sinn entgegen zu kommen. Sie brauchte ein neues seidenes Halstuch und kaufte sich eines, wie man es auch zu städtischen Kleidern trägt. Neue Schuhe, die sie sich machen ließ, gaben an Zierlichkeit denen einer Bürgermamsell nichts nach. Das Rieser Häubchen legte sie zwar nicht ab — es wär' auch Schade gewesen, — aber sie kämmte ihre schönen braunen Haare städtisch an den Schläfen herab, wie es damals unter Bauermädchen noch nicht üblich war. Kurz, sie schaffte sich einen Anzug, wie er jetzt von Töchtern wohlhabender Eltern auch auf dem Lande getragen wird, und putzte sich entsprechend heraus. — Die Bäckerin sah das mit Wohlgefallen und lächelte für sich. „Sie bessert sich", dachte sie. „*Vielleicht thut* sie nach und nach von selber, was sie *so eigensinnig* abgeschlagen hat. Das ist just die Art solcher Köpfe." Natürlich beschloß sie, das Mädchen auf diesem Wege nicht zu stören, auch nicht durch eine Mahnung, sondern sie gehen zu lassen und zu warten.

So verging das zweite Jahr und ein Stück des dritten, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre. Regine machte Fortschritte in allen Arbeiten, die sie zu treiben hatte, und ihre Schule, wenn sie den Dienst in der Stadt als eine solche ansah, konnte für absolvirt gelten. Sie empfand indessen kein Verlangen, nach Hause zu gehen. Das Stadtleben hatte für sie den Reiz einer Gewohnheit und sie fühlte sich in ihrer Art wohl dabei. Die Genesung ihres Herzens war vollendet; sie konnte auf das verlorene Glück ruhig zurücksehen, mit einer Empfindung des Trostes, der aus ihrem Innersten quoll. Sie war nicht fröhlich, denn dazu hatte sie keinen Grund, und es lag überhaupt nicht in ihrem Wesen; aber in ihrem Ernst genoß sie ein stilles Glück, das man wohl begründet nennen durfte. Des Menschen Wille, heißt

es, ist sein Himmelreich, und Regine hatte einen Willen. Für jetzt war er freilich nur darauf gerichtet, die übernommenen Pflichten zu thun und das Uebrige Gott anheimzustellen.

In diesem Gemüthszustand empfand sie mehr und mehr das eigenthümlich Schöne, man kann sagen, die Poesie des Stadtlebens. Die hohen schönen Häuser und die schmucken Räume darin mit den großen hellen Fenstern, die vielen Leute hohen und niedern Standes, das bunte Gewühl auf der Straße an besonders festlichen Tagen — alles das sprach sie bedeutender und vertraulicher an. Sie fühlte das Heimliche, das es hat, mitten unter so vielen Menschen zu wohnen und rings durch eine Menge von Häusern, durch Mauern und Gräben gedeckt zu sein. Während sie daheim den Himmel wie eine Glocke über sich hatte und nur einige Schritte gehen durfte, um von ihrem Hof auf's Feld zu kommen, sah sie in ihrer Straße von der blauen Wölbung nur ein Stück, und um in's Freie zu gelangen, mußte sie einen langen Weg durch verschiedene Straßen vor's Thor machen. Das hatte aber gerade etwas Angenehmes; der Himmel und das Feld, die sie nur selten erblickte, wurden ihr um so werthvoller, und sie theilte ganz die schöne Empfindung, die das Herz des Städters erhebt, wenn er nach arbeitvoller Woche an einem sonnigen Feiertag durch das Thor in's Freie wandert zum Genuß der Natur und zu verjüngender Fröhlichkeit.

Der Briefwechsel mit den Ihrigen wurde nicht sehr lebhaft geführt. Bis jetzt hatte sie ihrer Mutter drei und diese ihr zwei Briefe geschrieben. Kleinigkeiten, die man sich wissen zu lassen wünschte, ließ man sich indeß gelegentlich hinauf und hinunter entbieten und so blieb man doch in hinreichender Verbindung. Eine Zusammenkunft — ein Besuch der Regine zu Hause oder der Mutter in Augsburg — hatte nicht stattgefunden; denn die Eisenbahn existirte damals noch nicht, und

eine Tagereise zu machen, einzig nur, um sich zu sehen, ist nicht Bauernart. Zwar hatte die Bäckerfrau die alte Gröningerin in einem freundlichen Schreiben aufgefordert, bei ihr einige Tage zuzubringen, und die Gröningerin hatte von ganzem Herzen dafür gedankt und erwiedert: wenn's möglich wäre, so wolle sie sehen. Aber was das zu bedeuten habe, war sowohl der Tochter als der Verwandten klar, und Regine schickte sich drein. Sie wußte, daß es den Ihrigen wohl ging, daß der jüngere Bruder gut hauste und bald Vater eines zweiten Kindes zu werden hoffte, daß der ältere Aussicht hatte, ein Mädchen mit einem Hof zu bekommen — und das war für ihr theilnehmendes Herz genug. Sie, noch nicht volle zwanzig Jahre alt, konnte immerhin noch in Augsburg bleiben und den jetzigen Frieden ihres Stadtlebens genießen.

Im dritten Lenz ihres dortigen Aufenthalts war jedoch etwas im Anzug, das die schöne Unbestimmtheit aufzuheben und so oder so für ihr Leben eine Entscheidung herbeizuführen Miene machte.

Der Bäckermeister hatte einen Freund, Bräuer und Wirth, in dessen Gaststube er das Bier zu sich zu nehmen pflegte, das nebst den kräftigen Mahlzeiten, die seine Frau ihm bereitete, die behagliche Rundung seines Leibes erhielt und leise steigerte. Dieser „Vetter" — wie er genannt wurde, obwohl seine Verwandtschaft sehr entfernt war — besuchte auch den Bäcker zuweilen, und hatte, als er die Regine zum erstenmal erblickte, nicht umhin gekonnt großes Wohlgefallen an ihr zu finden. Er war eben so stark wie der Bäcker, aber noch strotzender, derbröther und von ungleich größerem Selbstgefühl; wenn er Abends im Kreis der Freunde saß, war es schwer zu sagen, ob mehr das Bier oder das Vergnügen an seiner eigenen Person aus den Augen jenen grellen Funkelglanz warf, der ihn auszeichnete. Sein ganzes Wesen

kündigte einen Mann an, der hauptsächlich auf seine Genugthuung bedacht ist, mit Andern wenig Umstände macht und von dem Verdruß, den ein etwa Verletzter äußern mag, sich durchaus nicht anfechten läßt. Als dieser Ehrenmann das Mädchen wiederholt gesehen und sie durch scherzhafte Anreden nach seiner Manier vertraut gemacht zu haben glaubte, wollte er eines Abends, wo er sie allein in der Stube traf, zuthulich werden; Regine wies ihn aber auf eine Art ab und sah ihn dabei mit Augen an, daß er trotz aller Schußfestigkeit, welche eine solide Rundung zu gewähren pflegt, doch betroffen war und mit einiger Verlegenheit erklärte, es wäre nicht so bös gemeint gewesen. Nachdem er geraume Zeit sie wenig zu beachten geschienen, nahm er endlich einen andern Ton an — den der väterlichen Protection; er zeigte eine Theilnahme, die für das Mädchen auch durchaus nichts Wohlthuendes hatte, die sie aber doch als nichtsbedeutend unbeachtet lassen konnte. Indem sie ihn reden ließ, meinte sie endlich, daß sie von ihm eben so wenig etwas zu befahren habe, wie er von ihr.

Unverhofft aber wurde die bis dahin rüstige Frau dieses Mannes von einer Krankheit befallen und starb, nachdem sie längere Zeit gesiecht hatte. Die Trauer und die Geschäfte, die aus dem Todesfall erwuchsen, hielten den Wittwer eine geraume Zeit vom Hause des Bäckers fern. Er hatte von der Verstorbenen drei Kinder, darunter eine schon mannbare Tochter, und die Einrichtungen, die er in Bezug auf sie treffen zu müssen glaubte, gaben ihm viel zu thun. Endlich erschien er wieder. Er hatte in seiner dunklen Kleidung ein eigenes würdiges Aussehen und seine Miene verrieth ein bestimmtes Vorhaben. Als Regine zufällig in's Zimmer trat, wurde ihr von der Bäckerin ein Gang aufgetragen, der sie auf eine Stunde von Haus entfernte. Nach ihrer Zurückkunft

war der Besuch fort, die Bäckerin aber, der sie Rechenschaft ablegte, sah ihr in's Gesicht, als ob sie es nie gesehen hätte, und sagte mit bedeutsamem Nicken: „Es ist gut!“

Der Bräuer hatte dem Ehepaar ohne viele Umstände erklärt, daß er wieder heirathen müsse, da er, in der Mitte der Vierziger, noch in den besten Jahren sei und seine Wirthschaft noch nicht abgeben könne. Zu dieser brauche er eine geschickte, gesunde, arbeitsame Frau, und eine solche würde die Regine sein. Er gedenke um sie anzuhalten, wenn es sich wegen der Trauer schicken werde; ihnen habe er das aber einstweilen sagen wollen, damit sie wüßten, was er im Sinn habe und ihm nach Umständen behülflich sein könnten. Denn er wolle es nur grad heraussagen, das Mädchen gefalle ihm sehr und er wünsche sich nichts Besseres, als sie zur Frau zu haben; er glaube aber auch, daß sie von Glück sagen könne, wenn sie in eine der ersten Wirthschaften von ganz Augsburg hineinheirathe und einen Mann bekomme, den noch ganz andere Mädchen gern hätten, wenn er sie nur möchte.

Der Bäcker machte bei dieser Eröffnung ein bedenkliches Gesicht und sah den Wittwer mit einem eigenen satirischen Lächeln an; die Frau dagegen ergriff den Vorschlag mit Lebhaftigkeit. Das wäre ein Glück, das sie ihrem Bäschen lange gewünscht hätte, und sie müsse es sagen, sie freue sich über alle Maßen darüber. Schon lange habe sie auch von dem Mädchen gefordert, sie solle sich Stadtkleider machen lassen, weil sie recht eigentlich für die Stadt passe; aber sie habe nicht gefolgt, weil ihr eben immer noch Bauerngedanken im Kopfe steckten. Nun sei's Gottlob von selber gegangen, wie sie gemeint habe, und nun sei's um so besser. Der Herr Vetter sei noch in den besten Jahren und gesund und frisch wie ein Zwanziger; die Regine könne sich gratuliren, einen Mann zu bekommen, der eine solche Wirthschaft habe und so

in Ansehen stehe, wie er. Sie werde das auch einsehen und mit beiden Händen zulangen. Indessen sei es doch gut, daß der Herr Vetter zuerst mit ihnen gesprochen habe; sie wolle das Mädchen vorbereiten und die Sache so einrichten, daß er nur kommen und das Jawort abholen dürfe.

Der Bäcker erklärte nun, er wolle gleichfalls thun, was er könne, da er sehe, wie viel dem Vetter daran liege. Die Regine werde aber Augen machen, wenn sie es erfahre; denn daß so ein Mann sie zur Frau begehren könnte, das wäre ihr gewiß im Traum nicht eingefallen. — Nach diesen ironischen Worten zeigte er eine Miene, als wollte er hinzusetzen: „Das wird nichts!“

Nach dem Abgang des Freiers konnte der Gatte sich nicht enthalten, seine Zweifel laut werden zu lassen. Vor allem frage es sich, ob die Regine den Vetter auch möge. Die Frau erwiederte lebhaft, ja fast hitzig: dafür wolle sie gutstehen; denn die Regine sei verständig, und solch' einen Antrag auszuschlagen, wäre ganz verrückt. Sie widersprach noch mehreren Bedenken, die der Mann äußerte, mit Nachdruck, fand indessen doch für gut, dem Mädchen zunächst auch nicht einmal eine Andeutung zu geben, welch' ein Glück ihrer warte, sondern entschied sich für ein anderes Einleitungsmittel.

Sie schrieb an die Base Gröninger, setzte ihr auseinander, was im Werke sei, rühmte den Freier und seine Wirthschaft aufs höchste und forderte sie auf, nun endlich auf Besuch zu kommen, damit man alles genau mit einander besprechen könne. Und nicht acht Tage vergingen, so war die alte Bäuerin in Augsburg.

Freudig von der Tochter, sehr freundlich von dem Ehepaar empfangen, verlebte die Gröningerin die ersten Tage in allen Genüssen, die ihr die Gastlichkeit ihrer Verwandten in

und außer dem Hause bereiten konnte. In einer geheimen Unterredung mit der Bäckerin erklärte sie sich mit dem Plan durchaus einverstanden, denn eine „** Wirthin zu machen", d. h. ihre Tochter dem ** Wirth zu geben, war ihr ein sehr lockender Gedanke; sie meinte indessen, die Regine könnte sich doch zuerst „schraufen" (schrauben, sträuben), und in jedem Fall müsse sie den Herrn Vetter und „sein Sach" zuerst sehen, ehe sie sagen könne, was am besten zu thun sei.

Am folgenden Tage führte die Bäckerin die Dorfbase in die Wirthschaft. Der Eigenthümer begrüßte sie freundlich, mit einer sonderbaren Mischung von Achtung vor der künftigen Schwiegermutter und Herablassung gegen die Bäuerin. Er führte sie in den Verschlag, wartete nach einander mit Bier, Wein und Kaffee auf, ward immer zutraulicher und munterer und behandelte die Rieserin endlich mit all' dem überlegenen Wohlwollen eines alten Bekannten. Streng genommen, lag in seinem Benehmen, wie es nach und nach sich entwickelte, nicht viel Schmeichelhaftes für die Frau; aber diese, obwohl im Dorf gescheidt und scharfsichtig genug, nahm es doch nicht schlimm auf, weil sie glaubte, daß solche Manieren einem „Herrn" zukämen.

Der beleibte, roth glänzende Wittwer hatte auf sie als Freier ihrer Tochter zuerst einen bedenklichen Eindruck gemacht. Sie fürchtete sehr, daß er dieser zu alt und nicht schön genug sein könnte; allein die große, stattliche Wirthschaft, das Bräuhaus und all die schönen Sachen in der Prunkstube, die er ihr zeigte, stachen ihr wundersam in die Augen, und sie meinte in ihrem Herzen, um so herrlicher Dinge willen könnte sich die Regine den Besitzer, der im Grunde noch ein rüstiger, ansehnlicher Mann wäre, doch gefallen lassen und glücklich mit ihm leben. — In lebhafter Erregung, die mehr durch das Gesehene als das Genossene

bewirkt war, nahm sie von dem Mann Abschied, beide drückten sich die Hände und er begleitete sie bis auf die Straße, wo er ihr schmunzelnd „auf Wiedersehen" nachrief.

Noch an demselben Tag begann die Gröningerin bei Regine auf den Busch zu klopfen. Sie fragte nach einem Lob der prächtigen Stadt lächelnd, ob sie sich nicht in Augsburg verheirathen möchte. Das Mädchen erwiederte: „Wenn einer darnach käme, ja; lieber würde ich aber eine Bäuerin werden." Die Alte meinte, es wäre hier doch gar zu schön, sie hätte das nicht geglaubt, und wenn man eine Bäckermeisterin oder eine Wirthin oder sonst was Rechtes werden könnte, da sollte man's bei dem Mann so genau nicht nehmen, sollte nicht so viel nach Jugend und Schönheit fragen, sondern ein Aug' zudrücken. — Regine schüttelte mit ernstem Lächeln den Kopf und erwiederte ruhig, aber bestimmt: „Einen solchen, Mutter, wo ich ein Aug' zudrücken müßt', könnt' ich nicht nehmen." — „Wie", rief die Alte, „auch dann nicht, wenn du die erste und reichste Bräuerin werden könntest von ganz Augsburg?" — „Nein", war die Antwort. „Die Ehre und das Geld machen mich nicht glücklich." — Dies war mit einem Schatten von Trauer gesagt, der über ihre Züge flog, und mit sanftem, aber so entschiedenem Ton, daß jedes fernere Zureden unräthlich erschien.

Die Mutter theilte das Ergebniß der Bäckerin mit. Diese war verdrießlich über den „Eigensinn", meinte aber, man würde ihr den Kopf noch zurechtsetzen können, wie man ihn schon so mancher zurechtgesetzt habe. Nach einer längern Erwägung und Beredung fand man es doch am gerathensten, zunächst dem Mädchen nichts weiter zu sagen. Der Wittwer mußte Anstands halber noch ein Vierteljahr mindestens hingehen lassen, bis er als Freier und Bräutigam auftreten konnte. So lang wollte man warten und Regine sollte zu-

gleich mit dem Antrag einen Brief von der Mutter erhalten, worin sie hoch gemahnt wurde, ihn anzunehmen. Sagte man ihr jetzt etwas, so konnte sie's überlegen und tolle Streiche machen; aber wenn Alles mit einemmal an sie kam, da wußte sie nicht, was sie thun sollte, und in der Verwirrung konnte man ihr das Jawort abhaben — zu ihrem Glück.

Die Zeit, welche die Bäuerin für ihren Besuch bestimmt hatte, war verstrichen, ihr Geschäft beendet. Bei dem Abschied war die Bäckerin von Vertrauen, die Mutter von Furcht und Hoffnung erfüllt, und Regine hatte keine Ahnung davon, was man mit ihr vor hatte.

## Wendungen.

Der Meier hatte, nachdem die Regine das Dorf mit der Stadt vertauscht, an der Seite des Weibes gesund und froh weiter gelebt. Nach der Ansicht der Leute war er einer der glücklichsten Menschen. Er hatte alles, was der Bauer sich an Lebensgütern zu wünschen und an andern zu bewundern pflegt: Haus und Hof, ein stattliches, rüstiges Weib, die angesehenste Freundschaft und schon zum Beginn ein Vermögen, womit er etwaigen Unfällen ruhig entgegensehen konnte. Ein im Ries geläufiges Sprüchwort sagt: „Mit Unglück muß man auch hausen.“ Und Unglück ist bei einer großen Oekonomie natürlich nicht zu vermeiden. Da giebt es Mißwachs wegen allzutrockener und wegen zu nasser Jahrgänge, Schaden durch Hagel, Ueberschwemmung und Ungeziefer, Viehseuchen aller Art, von mißlichen Zufällen, von Diebstahl und Brand gar nicht zu reden. Alles das kann mehr oder weniger über den Landmann kommen; aber auf

etwas davon ist auch schon gerechnet, gute Jahrgänge gleichen wieder aus, und am Ende muß es bei dem fleißigen und sparsamen Mann doch vorwärts gehen. Besser ist es freilich, wenn ein Grundstock des Vermögens besteht, der durch gewöhnliche Unglücksfälle nicht zu erschüttern ist. Der Herr desselben kann auch größeren Schaden unbewegter nahen sehen und schneller sich fassen, der gewöhnliche kleinere wird ihn aber kaum auf Augenblicke seinem Behagen entreißen.

Ein so wohlgebetteter Mann war der Meier. Er blieb mit bedeutenderen Einbußen in dieser Zeit noch dazu verschont und erfreute sich daher aller äußern Bedingungen des Glücks.

Seine Ehe begann als eine normal gute Bauernehe. Nachdem die Flitterwochen dahingeschwunden waren, stellte sich das Verhältniß zwischen Mann und Frau bald so fest, wie es dauern sollte. Die Meierin hatte, von dem standesmäßigen Selbstgefühl abgesehen, eine Neigung zur Sparsamkeit und liebte es, unter dem Einfluß derselben in häuslichen Fragen zu entscheiden. Da sie immer mit Gründen versehen und ausdauernd, der Mann dagegen bequem und läßlich war, so kam das Hausregiment mehr und mehr in ihre Hände, und sie war klug genug, einen Theil davon der Schwiegermutter einzuräumen. Der Gatte fügte sich nicht einmal ungern; er überließ den Weibern mit dem Regiment auch die entsprechenden Sorgen, wendete Kopf und Arm desto mehr seinem Fach, dem Ackerbau zu und war zufrieden, den Ruhm des Vaters in der Feldbestellung zu behaupten.

Wie bei der Verheirathung eigentlich nur Vermögen und Stand sich gesucht hatten, so konnte von Liebe zwischen den beiden Eheleuten nicht die Rede sein. Es war ein Verhältniß der Natur und der Sitte, das sie verband. Er hätte eben so gut eine andere Frau, sie eben so gut einen andern

Mann nehmen können, und beide würden ihr Leben im Wesentlichen gerade so verbracht haben. Nun waren eben sie die Verbundenen, und sie lebten als Eheleute, wie's ihnen zukam. Genau besehen, hatte sie zu ihm, dem stattlichen, hübschen Gatten, mehr Neigung, er vor ihr mehr Achtung, oder, besser gesagt, Respekt; allein ihre Neigung war inniger Liebe nicht viel näher, als seine Achtung, und diese konnte jener gar wohl gleichgeschätzt werden. Entbehrte nun das Zusammenleben allerdings jenes tiefen und feinen Glücks, welches in dem Leben eines Paares aufleuchtet, das sich liebt, so vermißten sie es doch auch nicht und begnügten sich mit dem, was sie hatten. Ein stattliches Dasein, Ehre in und außer dem Hause, Ueberfluß an Gütern und Arbeit hatten sie beide, und damit kann man sich zuletzt auch befriedigt fühlen.

Die Natur und die Sitte, die im Leben des Bauern recht eigentlich eine zweite Natur ist, sind an sich große Mächte. Sie bringen für diejenigen, die ihnen ergeben sind, auch geweihte Momente und steigern ihre Art von Glück auf Augenblicke bis zur Vollendung. Die Meierin gebar nach Jahresfrist einen Sohn, ein kräftiges, gesundes Kind, das alle Verwandten dem Vater zum Sprechen ähnlich fanden. Dieser hatte ein ungeahntes Wohlgefühl und zeigte für die Wöchnerin die eifrigste Sorgfalt. Als er nach der Taufe unter den nächsten seiner Freunde beim Schmause saß und mit ihnen Kaffee und Wein trank und Gratulationen und gute Prophezeiungen zu hören bekam, da war sein Glück das eines Mannes, dem zur vollkommenen Zufriedenheit nichts abgeht; ein wahrhaft schönes Bild männlich würdiger Freude. Und wie er dann in den Verschlag zur Wöchnerin trat, sie und das Kind betrachtete, ihre Hand faßte und sie fragte, wie's ihr ginge, und von dem bleichen, jetzt feiner aussehenden

Weibe die Antwort: „gut", erhielt, und ihr darauf die Hand drückte, da war er ein Beispiel ehelicher Zärtlichkeit, wie man es wackerer und treuherziger nicht wohl sehen kann.

Kinder sind ein Mittel, die Seelen der Eltern näher zu verbinden, manchmal aber auch ein Anlaß, sie aus einander zu bringen. Die Freude der Mutter an dem Sprößling kann die Neigung zu dem Vater steigern; aber jener kann die Liebe der Mutter auch so gewaltig auf sich ziehen, daß für diesen nicht viel mehr übrig bleibt. Die Mutterliebe ist natürlicher, darum gemeiner als die Gattenliebe; und besonders diejenige, der ihr Selbst vor allem werth ist, findet es mehr in dem Kinde, als in dem Gatten, und weiht nun jenem ihre Zärtlichkeit, während sie den Mann schätzt als denjenigen, der ihr dieses Glück verschafft hat und noch öfter verschaffen kann. Der Mann, der zunächst Alles und Zweck war, nimmt mehr und mehr die Gestalt eines Mittels an, eines geachteten Mittels allerdings, aber eines Mittels.

Zu dieser Gattung Frauen gehörte auch die Meierin. Nach der Geburt des Sohnes wurde ihre Denkart noch nicht so sichtbar; ja in der ersten Zeit schien es, als ob die Freude über den Buben ihre Neigung zu dem Manne vielmehr gesteigert hätte. Nach und nach, als jener weiter gedieh, änderte sich dies aber, und zuletzt hatte sie hauptsächlich nur Aug und Ohr für das Kind. Als nun ein Jahr später eine Tochter kam, die der Mutter glich, da ward ihr Herz von ihr ganz ausgefüllt; alle Zeit, welche die Hausgeschäfte ihr ließen, gehörte den Kleinen, und der Mann konnte, wenn nicht seiner Wege, doch seinen Weg gehen — allein und ungestört durch Aufmerksamkeiten von Seiten der Frau.

Der Unterschied ihres Benehmens im Vergleich mit dem der ersten Zeit wurde im Lauf des dritten Jahres so groß, daß er dem Meier verdrießlich auffiel und ihn zuweilen ernst-

lich kränkte. Die Frau hatte ihn an kleine Dienste gewöhnt, die dem Herrn des Hauses erwiesen werden, um ihm das Leben bequemer zu machen: sie hatte Kleider, Geräthe hingelegt, wie er sie brauchte, ihm geholfen beim Anziehen seines Gewandes an festlichen Tagen, für ihn gedacht und ihn bei einem Gang über Feld sorglich gefragt, ob er auch alles habe, was er brauche u. s. w. Er war mit Einem Wort gut versorgt und er empfand es behaglich, denn er gehörte zu den Menschen, die sich dergleichen gerne thun lassen. Nun mußte er sehen, daß man ihn vergaß und ihn zwang, das, was ihm sonst entgegengebracht wurde, eigenhändig herzubefördern. Er mußte, wo er früher etwas gethan fand, ohne daß er es verlangt hatte, fordern, rufen, sogar schreien — ohne daß es geschah. Er mußte die Antwort hören: man habe jetzt keine Zeit, er möge warten, oder es selber thun, — eine Antwort, die durch den ärgerlichen Ton, in welchem sie gegeben zu werden pflegte, keine größere Annehmlichkeit erhielt.

Wie dies nicht mehr nur hie und da geschah, sondern Regel wurde, schüttelte der Mann bedeutend den Kopf und fand eine solche Veränderung durchaus nicht in der Ordnung. Er fühlte sich zuletzt recht eigentlich gekränkt und sagte sich, daß er wohl eine bessere Frau hätte finden können.

Als er einst mit der Mutter allein zu Hause war, sprach er seine Wahrnehmung gegen sie aus, zugleich mit der Absicht, auch dieser einen kleinen Stich zu versetzen, da sie sich, in ihre Enkel verliebt, jetzt ebenfalls weniger um ihn bekümmerte, wie früher. Aber die alte Meierin schalt ihn ohne viel Besinnens einen „ungescheidten Menschen.“ So wie im ersten Jahr könne es nicht fortgehen; wenn Kinder daseien, müsse man für diese sorgen; das gehe in jeder Haushaltung so, und sie müsse das besser wissen.

Der Sohn konnte sich von der Wahrheit dieser Rede mit nichten überzeugen. Eine Nachbarin lebte mit ihrem Mann schon acht Jahre und hatte fünf Kinder und doch that sie ihm stets alles, was sie ihm an den Augen ansehen konnte. Sie hatte ihn eben im Grund ihrer Seele jetzt noch so gern, wie im ersten Jahr ihres Hausens; — sie war eine gute Frau.

Das Benehmen der jungen Meierin gegen ihren Mann hatte noch andere Gründe. Auf dem Lande herrscht eine bräuchlich bestimmte Rangordnung. Nach ihr stehen zunächst die Kleinbegüterten unter den Großbegüterten, unter den letzteren selbst machen sich aber je nach der Gütermasse und der Beschäftigung wieder Unterschiede geltend. Wenn im Vergleich zu den übrigen Bauern der Meier, der es wirklich ist, als der erste sich fühlen kann, so hat er doch noch eine Schichte der Bevölkerung über sich in den Wirthen, die zugleich Bräuer sind, und in den Müllern. Diese nämlich haben mit dem Bauern den Grundbesitz und die Wirthschaftsgebäude gemein, das besondere Metier mit den dafür erforderlichen Räumlichkeiten aber voraus, und bilden überhaupt, in der Tracht und auch im Benehmen, einen Uebergang vom Bauern zum Städter oder „Herrn". Daß nun so einer, wenn er noch dazu reich ist und die Besitzung, die er inne hat, ihm wirklich gehört, sich über dem Bauer, auch wenn er Meier wäre, erhaben dünkt, ist natürlich, und in der Regel findet dies auch wirklich statt, ungeachtet der Höflichkeit, die er dem Bauern als seinem Kunden zu erweisen so klug ist. Das höhere Bewußtsein theilt sich aber begreiflich auch den Kindern mit, die sich gleicherweise schon früh durch feinere Zusätze zur Landestracht auszeichnen.

Die Meierin, als die Tochter eines der angesehensten Wirthe und Bräuer im ganzen Ries — eines Mannes, auf

dessen Sommerkeller sich die Gebildeten der Umgegend mit Vorliebe zu versammeln pflegten — dünkte sich bei aller Achtung vor ihrem Manne doch höher als er; sie war der Meinung, daß dem Hause durch ihren Einzug in dasselbe eine bedeutende Ehre widerfahren sei, und hielt sich schon aus diesem Grunde für berechtigt, bei dem, was sie that, vor allem an sich und an ihr eigenes Wohlgefallen zu denken. Dazu kam aber noch der Instinkt der Herrschbegier und des kräftigen Willens gegenüber der Gutmüthigkeit und Friedensliebe. Der Meier fügte sich, nur um Streit zu vermeiden; aber als den Nachgiebigen sah ihn die Frau nun gleichfalls unter sich, — in jeder Hinsicht also bestimmt, ihr zu dienen und sich von ihr führen zu lassen.

Stolz und Eigenliebe, die ihr angeboren und anerzogen waren, steigerten sich unter diesen Voraussetzungen zur Hoffahrt und Selbstsucht. Der Meier, der zuerst für einen der glücklichsten Menschen gegolten, eine Zeitlang auch in der That ein frohes Dasein hatte, fühlte in einsamen Stunden ein wahres Ungenügen und wurde von Herzen traurig. Er sagte sich, daß auf's Geld und vornehme Freundschaft doch lange nicht so viel ankomme, wie er gemeint, und er hatte den scharfsinnigen Gedanken, daß eine Frau mit weniger Geld, aber mehr Herzensgüte, einen Mann am Ende viel glücklicher machen könnte, als eine reiche und ungute. Einmal, als er vom Säen des Sommergetreides nach Hause ging und durch die Stille des Mittags um ihn und den Lerchengesang über ihm reizbarer gestimmt war, kam ihm ein schlankes junges Mädchen entgegen, die von weitem eine gewisse Aehnlichkeit mit Regine hatte. Er dachte an diese und erinnerte sich nach und nach an alles, was ihm von ihr widerfahren war. Er stellte sich ihre Güte und Liebe vor an jenem Palmsonntag, die Freundlichkeit beim Begegnen und

Grüßen, die glücklichen Augen, mit denen sie ihn beim Tanz ansah, die Gutmüthigkeit, womit sie ihm zur Hochzeiterin Glück wünschte, obwohl — —; und er dachte: die wär' besser gegen mich geblieben, wenn ich die genommen hätte! Ein Seufzer entstieg seiner Brust. Einen Moment später strich er mit der Hand über das Gesicht und sagte für sich: „Nun ist's einmal so! Auf der Welt ist's nie ganz, wie's sein sollte, und andere haben auch nicht alles, was sie wünschen."

Daß solche Stunden des Bedenkens und Missens vereinzelt blieben, dafür sorgten übrigens die Arbeiten des Bauers, die ihn immer wieder in Beschlag nahmen und ihn in die Stimmung versetzten, wo man das, was man entbehrt, nicht fühlt und das Leben nimmt, wie's eben ist. Das Dorf hielt ihn noch immer für einen der glücklichsten Männer. Man wußte freilich, daß die Meierin stolz war und das Heft in der Hand hatte; wie weit das aber ging, und daß der Mann darunter litt, das machte sich nach außen nicht sichtbar. Die Frau stellte den Mann auch nur unter sich und unter die Ihrigen; im Vergleich mit andern im Dorf war er ihr der erste, und sie ließ ihm, wo es darauf ankam, durchaus nichts nehmen und gab ihm vor andern seine gebührende Ehre. So blieb das, was dem Gatten zum wirklichen Glück abging, für die Leute ein Geheimniß. Nur die Nachbarin, die ihren „Bauern" noch immer so gern hatte, machte die Wahrnehmung, daß die Meierin sich gegen ihren Mann nicht ganz so benehme, wie's ihr zukam, und dachte bei sich, daß derselbe doch nicht das Leben habe, das er haben könnte.

Glücklich in ihrer Art, ja vollkommen zufrieden war die Meierin selbst. Sie hatte in der That alles, was ihr Herz begehrte: Geld und Gut, gesunde, hübsche Kinder, einen stattlichen Mann, der ihr folgte, und all die äußere Herrlichkeit,

die ihr gebührte. Mit Ausnahme der Frau Pfarrerin, mit der sich aber eine solche nicht vergleicht, war sie die anerkannt erste Frau im Dorf, da sowohl der Wirth, als der in der Nähe befindliche Müller mit etwelchen Schulden gesegnet waren, und deren Weiber, von denselben einigermaßen gedrückt, den Kopf nicht ganz so hoch tragen konnten. Alles war demnach bei ihr in Harmonie, und wer sie sah, wie sie manchmal in ihrem Hof stand und umherschaute mit den Blicken einer Herrscherin, der sagte sich: „das ist eine, der's nach Wunsch geht!"

Im beginnenden Frühling war Aussicht vorhanden auf einen neuen Ankömmling in der Familie. Dieser Umstand erhöhte das freudige Gefühl des Weibes, und da die jetzt weniger unmüssige Zeit es gestattete, so wollte sie vor ihrer Niederkunft noch einen Besuch bei ihren Eltern machen. Der Mann wurde beordert, das Gefährt auf's beste herzurichten, sie selber putzte sich und die Kinder, und im schönsten Staat, bewundert von Alt und Jung, fuhr die Familie aus dem Hof und aus dem Dorf, dem Geburtsort der Mutter zu. Groß war die Freude des Wirths und der Wirthin über das vortreffliche Aussehen der Tochter, der Enkel und auch des Schwiegersohns. Das „Ahnfräulein" und die jüngere Tochter des Hauses trugen auf, was Speisekammer und Keller boten; man besichtigte das Prunkzimmer, die Ställe, das Bräuhaus und machte einen Spaziergang durch's Dorf, um besseren Appetit zum Abendessen zu bekommen. Der Meier konnte nicht sagen, daß man im Wirthshause nicht auch ihm seine Ehre gab; aber er mußte doch fühlen, daß er keineswegs die Hauptperson war. Als er einmal, an der Seite stehend, die Familie betrachtete, kam es ihm vor, als ob sein Weib doch eigentlich nichts wollte, als sich selbst mit den Kindern den Ihrigen zeigen, diese nichts, als die Tochter

mit den Enkeln sehen, und daß man ihn im Grunde nur so „mit ane kommen“ (mit ankommen, mitgehen) ließ. Diese Wahrnehmung konnte ihm nicht wohlthun, und er fühlte sich denn auch je länger je weniger von dem Besuch erbaut. Die Meierin dagegen, die nicht nur von den Ihrigen, sondern auch auf der Gasse und Abends in der Wirthsstube von Bekannten Lob und Ehre und die schönsten Glückwünsche empfing, schwelgte in der Lust des Tages. Spät entschloß sie sich zur Heimfahrt. Die Nacht war ziemlich vorgerückt und die Luft kühl bis zur Kälte, als sie wieder in den Meierhof einfuhren.

Dies war aber der letzte Freuden- und Ehrentag des Weibes. Ihre Stunde kam. Unter heftigen Schmerzen und Nöthen brachte sie ein todtes Kind zur Welt, und zwei Tage darauf war sie eine Leiche.

Der Mann hatte bei den Leiden des Weibes alles vergessen, was er etwa gegen sie zu klagen gehabt; er war ihr auf's theilnehmendste beigestanden, und seine Trauer über das unerwartete Scheiden der Mutter war ernst und aufrichtig. Daß er aber nach Verfluß einer gewissen Zeit innerlich gefaßt und getröstet war und mit neuem Muth in's Leben blickte, wird man ihm nicht verargen.

Das Hinscheiden und die Beerdigung der Meierin war in eben die Woche gefallen, welche die alte Gröningerin zu Augsburg verbrachte. Auf dem Heimweg hatte diese sich nicht enthalten können, ihrem Kutscher, dem nach Augsburg fuhrwerkenden Nachbar, die Aussicht ihrer Tochter mitzutheilen, eine der ersten Wirthinnen der Stadt zu werden. Und nicht lange, so ging im Dorf die Rede herum: die Regine mache in Augsburg ein Glück, wie es noch keine im Dorf gemacht habe; sie heirathe einen Bräuer, der mehr als fünfzigtausend Gulden Vermögen besitze und der sie einzig und

allein um ihrer Schönheit und ihrer Geschicklichkeit willen nehme. — Als der Meier dies hörte, ward er betroffen und nickte bedeutsam, als wollte er sagen: „Da!" — Dem Bringer der Nachricht erwiederte er: „Sie verdient's!"

Drei Wochen vergingen, da flüsterte man sich eine andere Neuigkeit zu. Die Schwester des Meiers habe schon wieder eine für ihn — eine so reiche und vornehme, wie die erste gewesen: die Müllerstochter von ***. Sobald sich's schicke, werde die Hochzeit sein. — Die alte Gröningerin verrieth nach dem Anhören dieser Mittheilung ihre Gedanken, indem sie sagte: „Nun müssen wir doch bei dem Augsburger bleiben."

An dem Gerücht über die Neue für den Meier war so viel wahr, daß die Schwester, der des väterlichen Hauses Glanz über alles ging, sich die Müllerstochter als künftige Meierin auserſehen und gegen den Bruder sich erboten hatte, einstweilen bei ihr auf den Plan hinzudeuten. Der Bruder hatte ihr erwiedert, er könne jetzt noch nicht an's Heirathen denken. Aber sie hatte doch gethan, was sie nicht lassen konnte, und von den Müllersleuten eine Antwort erhalten, die ihr die beste Hoffnung gab.

Da der Meier, in ernster, fast trüber Stimmung, in der That nicht an's Heirathen, auch nicht an vorläufiges geheimes Unterhandeln denken mochte, so war's gut für ihn, daß die Mutter diesmal nicht mit der Tochter Hand in Hand ging, sondern eine andere Candidatin aufstellte, die sie für passender hielt — nochmals eine Wirthstochter. So lange die beiden sich entgegen waren, konnte der Verwittibte ruhig sein und die Zumuthung der einen wie der andern mit den Worten abweisen, sie möchten doch erst selber einig werden.

Nach Verfluß noch einiger Wochen stand die Sache gleichwohl so, daß er sich zur Entscheidung gedrängt sah; aller-

dings nicht zur öffentlichen Verlobung, aber zu einem vorläufigen stillen Ausmachen derselben. Die Mutter hatte eine Erklärung von den Eltern ihrer Wahl herausgebracht, und es ergab sich, daß die Wirthstochter fünfhundert Gulden weniger mitbekommen sollte, als die Müllerstochter. Dies bewirkte, daß die beiden Frauen sich einigten und nun gemeinsam in den Meier drangen. Ein vorläufiger Bescheid war aber darum nöthig, weil der Müllerstochter noch ein paar Bursche zu Gefallen gingen und einer davon, ein Müllerssohn, gefährlich schien. — Der Meier bat sich zwei Wochen Bedenkzeit aus.

Als diese sich ihrem Ende zuneigten, wußte er den Mahnungen der Mutter, sich zu entschließen, damit die am Sonntag wiederkehrende Schwester erfahre, was sie zu thun habe, nichts mehr zu entgegnen. Er kannte das Mädchen, hatte weder gegen sie, die eine Mittelschönheit war, noch gegen ihre Eltern, die sehr im Ansehen standen, etwas einzuwenden, und am Freitag der zweiten Woche war er so ziemlich entschlossen, Ja zu sagen und der Schwester die erste nähere Besprechung zu gestatten. Da ereignete sich etwas, das die ganze Sachlage mit einem Schlag veränderte: Regine kam zu ihrer Mutter zurück. Der Grund davon lag in Vorgängen, die wir ausführlich berichten müssen.

Das Mädchen hatte nach dem Abschied von ihrer Mutter im Bäckerhause das bisherige ruhige Leben fortgeführt. Der Frau war es eine große Sorge gewesen, dem Stadtwirth beizubringen, daß er gegen Regine nichts von seiner Gesinnung merken lassen dürfe, bevor er mit dem Antrag förmlich herausgehen könne. Sie führte ihm zu Gemüthe, daß diese Regine eine gar eigene sei, seine Freundlichkeit falsch deuten und gegen ihn dann eher eine Abneigung fassen könnte; bei ihrem Kopf müßte sie den klaren Ernst sehen, dann würde

sie sich geehrt fühlen und mit Freuden Ja sagen. Dem Freier war diese Bemerkung zuerst curios vorgekommen. Er hatte sich vorgestellt, wenn er jetzt merken lasse, daß er das Mädchen gern habe, würde es ihr die größte Freude sein und sie würde sich vielmehr bestreben, ihm immer mehr zu gefallen, damit er sie baldmöglichst zu seiner Frau mache. Die Bäckerin wußte ihn jedoch zu überzeugen, daß bei dem Wesen des Rieser Bauermädchens, das sie kenne, die Zurückhaltung das Bessere sei; und der Mann gewann es über sich, bei den Besuchen, die er noch machte, der Erwählten gegenüber die Würde eines väterlichen Freundes und Gönners beizubehalten. Es kam ihm schwer an, sich in dieser Art zu mäßigen; denn das Verlangen, die schöne Jungfrau sein zu nennen, wuchs mit jedem Tage und sein Herz pochte mächtig, wenn er sie erblickte.

Endlich nahte die Zeit heran, wo er glaubte, seinen Antrag stellen zu dürfen. Er theilte der Base seinen Entschluß mit und diese bat ihn, sie nur machen zu lassen und in acht Tagen bei ihr einzukehren. Ungesäumt schrieb sie der Gröningerin, ihr jetzt den Brief an Regine zu schicken mit ihrer Willensmeinung wegen der Heirath, und als dieser in ihren Händen war, glaubte sie alles in Händen zu haben und sagte triumphirend zu dem Bäcker: „Morgen haben wir eine Braut im Hause!“

Der Morgen kam. Eine Stunde vor der Zeit, wo sie den Wittwer als Freiersmann erwartete, nahm die Bäckerin ihr Bäschen in die Nebenstube. Hier machte sie ein feierliches Gesicht und begann: „Nun, Mädchen, jetzt ist doch eingetroffen, was ich dir immer gesagt habe und was du mir nicht geglaubt hast. Ein Augsburger, der eine der ersten Wirthschaften hat und zwanzigmal so viel Vermögen als du, will dich heirathen und wird kommen und um dich an-

halten. Er hat sich in dich versehen — und thut's nicht anders."

Das Mädchen war tief betroffen und erröthet; konnte sie doch nur annehmen, daß von einem jungen Mann die Rede und der Antrag also für sie jedenfalls eine große Frage wäre. Erregt versetzte sie: „Wie kann ich, ohne daß ich vorher mit meiner Mutter gesprochen" — „Was deine Mutter denkt", fiel die Base ein, „das kannst du hier lesen." Sie übergab ihr das Schreiben.

Regine brach es auf und las. Noch war sie nicht in die Mitte der ersten Seite gekommen, als das Rosenroth ihres Antlitzes plötzlich dunkler wurde und ihre Wangen erglühten. Ohne den Brief zu Ende zu lesen, steckte sie ihn ein und rief: „Schicken Sie nur gleich den Lehrbuben zu dem Mann und sagen Sie ihm, daß er zu Hause bleiben soll!" — „Wie!" rief die Frau, die vor Ueberraschung und Schreck ordentlich erblaßte; „bist du von Sinnen?" — „Es wäre kein Wunder", entgegnete das Mädchen mit dem Ausdruck der Gekränktheit und des Vorwurfs. „Eine solche Sache macht man hinter meinem Rücken ab und will mich mit Gewalt dazu bringen? Aber da kennt man mich nicht, wenn man glaubt, ich lasse mich zu so etwas nöthigen."

Die Base schaute sie erstaunt an. Obwohl sie in ihr schon öfter den Geist des Vaters erkannt hatte, auf eine solche Entgegnung war sie doch nicht gefaßt. Sie gab ihrem Gesicht den strengsten Ausdruck, hielt aber noch an sich und sagte: „Was hast du an dem Mann auszusetzen?" — „Alles!" rief das Mädchen. „Er ist mir zuwider gewesen von jeher, erst wegen seiner Zudringlichkeit und dann wegen seiner einfältigen Vornehmheit. Ich erschreck' ordentlich bei dem Gedanken, ihn zum Mann zu haben. Wenn ich seine

Frau sein müßt', ich sag' es Ihnen, augenblicklich lief' ich fort und spräng' in den Lech!"

„Du bist toll und redest gottvergessen!" entgegnete die Base. „Ein Mann im besten Alter, gesund, kräftig, stattlich, ein Mann, der noch ganz andere Mädchen haben könnte, wie du bist — " — „Er soll sich eine nehmen davon!" rief das Mädchen dazwischen. — „Ein Mann", fuhr die Base nachdrücklicher fort, „der wegen seines Vermögens und wegen seiner Geschicklichkeit in der größten Achtung steht, die angesehenste Freundschaft hat, und der dich zur Frau begehrt, weil er eben in dich vernarrt ist; ein Mann, der dich auf den Händen tragen wird und bei dem du ein Leben führen wirst, wie im Himmel. — Ist's denn möglich, so einen Mann zu verschmähen, weil er nicht mehr zwanzig Jahr' alt ist? Ist's möglich, die Gelegenheit zu versäumen, eine der ersten Bürgersfrauen hier zu werden, aus bloßer dummer Ziererei?" — „Nicht aus Ziererei", entgegnete Regine mit nachdrücklichem Ernst, „sondern weil ich den Mann nicht leiden kann."

„Du wirst ihn leiden können", rief die Bäckerin eifrig, „ich steh' dir gut dafür! Du hast die falsche Meinung junger Mädchen, die nicht wissen, was der Ehestand ist. Probir's nur erst und wir wollen sehen, was du nach einem Vierteljahr sagst! So einen Mann kann man nicht anders als gern haben, weil er ein rechter Mann ist und ein ganzer Mann und nicht so einer, wie sie jetzt herumlaufen; einer vom alten Schlag, der nach dreißig Jahren noch gerade so aussehen wird wie jetzt. Und wie ist er verliebt in dich! wie ein Achtzehnjähriger! Er denkt nur an dich, er sehnt sich über die Maßen, dich als seine Frau bei sich zu haben"! — „O", rief das Mädchen, vor dem bloßen Gedanken sich wehrend, „er wird mich nie bei sich haben!" — „Er wird dich

haben, du dummes Ding", rief die Base mit Heftigkeit, „und du wirst Gott danken, daß er dich hat! Er ist der Mann, ein Mädchen glücklich zu machen, ein Ehrenmann, ein Kernmann, ein Mann, wie du keinen mehr finden wirst in der ganzen Welt!"

Die Frau wäre im Zuge gewesen, noch eine Weile so fortzufahren; aber die Geduld Regines hatte ein Ende. „Base", rief sie, „Ihr Reden ist umsonst! Ich thu's nicht, um die ganze Welt nicht! — Und das ist mein letztes Wort!" Dies ward mit einer Kraft aus dem Innersten gesprochen, daß die Bäckerin verstummte. Sie betrachtete das Mädchen, das hocherregt dastand, forschend, kopfschüttelnd, und sagte dann: „Es ist ja gerade, als ob ein böser Geist in dich gefahren wäre. Einen solchen Antrag auszuschlagen! Ein solches Glück hochmüthig wegstoßen und der Mutter ungehorsam sein und ihren Wunsch verachten! — Was wird die dazu sagen, wenn sie's erfährt?"

Regine schwieg. Aus ihrer Miene wich der Ausdruck der Entrüstung und machte dem des Bedauerns Platz. Dann sagte sie mit dem Ton der Ergebung, aber zugleich der Hoffnung: „Meine Mutter ist eine gute Mutter und eine verständige Frau. Wenn ich ihr alles sage, wie mir's um's Herz ist und warum ich nicht kann, dann wird sie mir verzeihen." — „Du irrst dich!" versetzte die Frau streng. „Ich weiß, was deiner Mutter daran liegt, ich weiß, wie sie sich schon darüber gefreut hat. Sie wird dir's nie vergeben, so lang sie lebt." — Energische Tritte auf der Straße veranlaßten sie, durchs Fenster zu sehen. „Gott im Himmel", schrie sie auf, „da kommt er schon! Er hat's nicht erwarten können! Mädchen!" rief sie zu Regine gewandt in flehendem Ton, „um Gotteswillen, besinne dich, sag' Ja! Ich steh' ja in der Schande da vor diesem Mann! Sag nur nicht Nein!

Sag, du willst's überlegen!" — „Nein, Frau Base", versetzte Regine, „das wär' unrecht von mir. Da es fest beschlossen ist, daß ich unter keinen Umständen seine Frau werde, so muß ich seinen Antrag auch gleich ausschlagen und ein für allemal. Sagen Sie's ihm — und geben Sie's ihm so süß ein, wie Sie können."

Sie öffnete die Thüre und ging durch die große Stube rasch in die Küche. „Unverschämter Bauernstolz!" rief das im Zorn ihrer eigenen Herkunft vergessende Weib, indem sie bis in die Stube nachging. „Das hat man davon, wenn man sich solcher Leute annimmt und was aus ihnen machen will! Aber nun ist's auch aus mit uns zweien! Fort soll sie mir! — fort zu ihren Bauern!"

Die Thür ging auf und herein trat der Bräuer im schönsten Staat. Dunkel waren die Stoffe, wie sich geziemte; aber ordentlich Strahlen gingen aus von dem neuen Tuchrock, von der geblümten Atlasweste und von dem Hut, der so eben aus dem Laden des Verfertigers gekommen war. Das Gesicht des Ehrenmannes verrieth eine gewisse Befangenheit, die indeß bezwungen und niedergehalten war von dem Bewußtsein dessen, was seinen Antrag unwiderstehlich machte; und über den Resten der Sorge triumphirend schritt er mit dem Gruß des Tages zur Frau des Hauses. Diese dankte in einem Ton, der jedem andern aufgefallen wäre; aber der Liebhaber, dem heute ein besonderes Achthaben auf andere nicht zuzumuthen war, fragte mit ungestörter Zuversicht: „Haben Sie mit der Regine gesprochen, Frau Base?"

Die Frau sah ihn an, und halb noch erzürnt über die Widerspenstige, halb mitleidig sagte sie: „Ach, Herr Vetter, das Mädchen ist Sie nicht werth! Sie können ganz andere haben!" — Der Bräuer, diese Worte falsch deutend, erwiederte mit Ernst: „Nun, Frau Base, in dieser Sache kommt's,

wie ich glaube, nur auf meine Ansicht an." — „Das eben nicht", entgegnete die Frau, „sondern hauptsächlich auf die Ansicht des Mädchens, und die ist verrückt!" — „Wie!" rief der Freier, indem er sie mit vergrößerten Augen ansah. — „Nun", versetzte die Bäckerin, in welcher der Unmuth wieder die Oberhand gewann, „heraus muß es einmal! Denken Sie sich — sie will nicht, die dumme Rieser Gans!" — „Sie will nicht?" wiederholte der Mann. „Und warum nicht?" — „Weil sie eine hochmüthige Närrin ist," entgegnete die Frau, „in ihrer Entrüstung aller Höflichkeit vergessend und mit der Wahrheit herausplatzend; „weil Sie ihr nicht jung und schön genug sind! — weil sie einen Mann von Ihrem Alter und Ihrer Statur nicht gern haben kann!"

Nach dieser rückhaltlosen Eröffnung zeigte das Gesicht des Freiers eine seltsame Reihe von Empfindungen. Zuerst überkam ihn eine Bestürzung und eine Scham, daß das Blut aus den Wangen zurücktrat und eine bläuliche Blässe darauf lagerte, wie man sie an dem gesunden Mann bisher nie erblickt hatte. Alsbald aber regte sich das Selbstbewußtsein, und das Gefühl der erlittenen Beschimpfung erzeugte eine Entrüstung, die wuchs und wuchs und anschwoll zur Wuth und zur tiefen Verachtung derjenigen, die so über ihn zu urtheilen sich erfrecht hatte. „Was"! rief er, nachdem die Blässe seines Gesichts dunklem Roth Platz gemacht hatte, „dieses Rieser Bauernmädchen hat die Unverschämtheit! — Eine Magd, die ich zur angesehensten Frau machen wollte, schlägt mich aus? Einem Bettelmädchen bin ich nicht gut genug?"

Der Mann hatte den Hut abgelegt und ging schnaufend in der Stube auf und ab. „So geht es", rief er mit gesteigertem Grimm, „wenn man sich mit solchem Volk einläßt! Hoffärtig werden sie, wenn man sich zu ihnen heruntergiebt,

und kennen sich vor Einbildung selber nicht mehr. Sollte dieses Affengesicht nicht Gott danken, daß sie ihr Bischen Schönheit so gut anbringen kann? Und sie verschmäht mich, — mich, weil ich — — nun, der wird's gehen, wie sie's verdient! Ein gestandener Mann ist ihr zu alt und nicht schön genug? Sie wird Schöne und Junge haben können, die da; und das Ende vom Lied wird sein, daß sie mit Schand und Spott hinter'm Zaun verhungert!"

Diese Reden der Wuth und der Erbostheit waren so rücksichtslos accentuirt, daß Regine in der Küche jede Sylbe verstand. Ihrerseits entrüstet hatte sie die Klinke gefaßt und die Thüre geöffnet, als der Bräuer eben die letzte Phrase vollendete. Mit der Ueberlegenheit des guten Gewissens die Bäckerin betrachtend, in ruhiger, aber allerdings tiefer Verachtung sagte sie: „Nun Base, hab' ich nicht Recht gehabt, diesen Mann auszuschlagen?"

Beide, Mann und Frau, waren auf diese strafende Frage betroffen. Der letzteren waren die Ausdrücke des Zornigen doch etwas zu stark gewesen, und sie schwieg daher; aber der Abgewiesene faßte sich und begann mit neuem Grimm: „Sie ist eine —" — Weiter kam er nicht. Regine, die eine Schmähung kommen sah, warf einen funkelnden Blick auf ihn und rief mit aller Kraft der Entrüstung: „Schämen Sie sich!" — Der Mann hielt inne und ließ sie ruhig in die Küche gehen.

Nach einer ferneren Explosion seinerseits und besänftigenden Trostworten von Seiten der Base, die uns nicht weiter interessiren, begab sich der Wittwer nach Hause und faßte den Vorsatz, nur eine Ebenbürtige glücklich zu machen.

Der Aufenthalt der jungen Rieserin in Augsburg hatte seine Endschaft erreicht. Denselben Tag noch packte sie ein Kistchen mit ihren Sachen, accordirte mit einem nach Nördlingen fahrenden

Lohnkutscher, und nahm, was ihr für den Dienst gebührte, aus den Händen des Bäckermeisters, der dies von ihr gefordert hatte. Am andern Morgen trat sie reisefertig in die Stube. Der Kutscher fuhr eben an, die Minuten waren gezählt. In ihrem Kämmerlein, in der Stille der Nacht, hatten ihr die Auftritte des Tages doch Leid gethan. Sie glaubte gegen die Base, die's am Ende nur gut meinte, zu scharf, zu heftig gewesen zu sein, und hatte sich vorgenommen, sie beim Abschied wo möglich zu begütigen. Mit sanfter, fast trauriger Stimme sagte sie zu ihr: „Frau Base, ich bedaure es von Herzen, daß ich so aus einem Hause scheiden muß, wo ich so viel Gutes genossen habe.“ — Die Bäckerin erwiederte: „Du hast's nicht anders haben wollen. Nun, such' eben dein Glück wo anders, wenn dir eines bestimmt ist.“

Diese Rede war mit einer kalten Gemessenheit gegeben, die noch immer ein unversöhntes Herz verrieth. Das Mädchen versetzte gleichwohl mit Wärme: „Haben Sie Dank für alles und leben Sie wohl!“ Sie wollte ihr die Hand reichen; die Frau that, als nähme sie es nicht wahr, und ließ ihren Arm unbewegt; aber die Hand sollte nicht vergebens ausgestreckt sein. Der gute Bäckermeister ergriff sie. Indem er sie väterlich drückte und das Mädchen dabei so liebevoll ansah, wie man es ihm kaum zugetraut hätte, sagte er: „Lebwohl, Bäschen, und sei auch du bedankt! Wir sind gut versorgt gewesen, so lang du im Hause warst, und ich mein', so ein braves, geschicktes und verständiges Mädchen kriegen wir nie wieder. Wenn gute Leute glücklich sind in der Welt, dann wirst du Glück haben! Lebwohl!“ — „Lebt alle wohl!“ rief das Mädchen, indem sie mit feuchten Augen das Ehepaar, den gleichfalls herbeigekommenen dermaligen Gesellen und den Lehrjungen ansah. „Lebt glücklich und haltet mich in gutem Andenken!“

In wenigen Minuten rollte sie aus dem schönen Augsburg. Abends, nachdem sie ihre Kiste zu Harburg abgegeben hatte, wanderte sie nach ihrem Dorf.

Ihre unerwartete Ankunft bei den Ihrigen überraschte höchlich; aber das Gespräch mit der Mutter endete nicht so, wie die Base von Augsburg gedroht, sondern wie's die liebende Tochter prophezeit hatte. Die alte Gröningerin hatte die Verbindung mit dem Bräuer lebhaft gewünscht, aber nie recht daran glauben können. Sogar während sie ihren Brief schrieb, war ein Zwiespalt in ihrem Herzen. Eine reiche Bürgersfrau zu „machen“, erschien ihr freilich sehr lockend, und sie stellte sich vor, wie gar manche Heirath eines Wittwers in gewissen Jahren mit einem jungen Mädchen schon gut ausgefallen sei. Auf der andern Seite mußte sie aber doch auch sich denken, daß dieser Mann ihrer Regine nicht gefallen werde, und daß dem hübschen und jungen Kind ein hübscher und jüngerer wohl zu gönnen wäre. Sie tröstete sich mit dem bekannten Wort: „Alles kann eben nicht beisammen sein“, und sandte das Mahnschreiben ab, hoffend und fürchtend. Als nun Regine, nach der Begrüßung der Familie, in der oberen Stube ihr erzählte, wie's gegangen sei, und erklärte, sie habe den Mann nicht heirathen können und dürfen, es wäre eine Sünde gewesen, wenn sie ihn genommen hätte; denn sie habe nicht bloß gar keine Liebe zu ihm gehabt, sondern er sei ihr zuwider gewesen, sie könne gar nicht sagen, wie, — da war die alte Bäuerin stumm, und nur ein Seufzer entschlüpfte ihren Lippen. Regine faßte ihre Hand und sagte liebevoll: „Mutter, sei nicht traurig, es ist wahrhaftig nicht der Mühe werth! Ich werde noch einen andern Mann bekommen, als so einen! Einige Jahre kann ich immer noch warten, und es müßte ja sonderbar zugehen, wenn grad' ich keinen kriegte, den ich auch möchte.“

— Die Mutter erwiederte: „Wir wollen das Beste hoffen. — Aber ihr Kinder macht einem Sorgen!" Nach einer Minute setzte sie resignirt hinzu: „In Gottes Namen!" Sie sagte der Tochter nichts davon, daß unterdeß der Meier auch Wittwer geworden sei; denn sie hätte ja hinzufügen müssen, daß die Familie schon wieder eine neue für ihn habe, und sie wollte es lieber dem Zufall überlassen, diese Nachricht an sie zu bringen.

Wenn das Mädchen diesen Abend nichts mehr von dem Meier hörte, so war es doch vom Schicksal beschlossen, daß dieser noch etwas von ihr vernahm. Regine befand sich eben in der untern Stube bei der Familie und streichelte die Kinder ihres Bruders, die sich zärtlich an sie angeschlossen hatten, gewonnen sowohl durch die Liebenswürdigkeit des „Bäschens" wie durch einige treffliche Süßigkeiten, welche sie vom Conditor zu Harburg mitgenommen, als ihre rundköpfige Gespielin „Kätter" (Katharina) rasch hereintrat und sie freudig begrüßte. Diese Treue hatte ihre Ankunft erfahren und konnte aus Anhänglichkeit und Neugier nicht umhin, sie sogleich aufzusuchen. Nachdem sie sich an dem Anblick und dem Benehmen der Freundin geweidet hatte, sagte sie lächelnd: „Nun, und wie lang wirst du bei uns bleiben?" — „Hier im Dorf?" erwiederte Regine. „So lang wie möglich, immer, wenn sich's schickt." — „Wie!" rief die andere verwundert, „wirst du denn nicht Wirthin in Augsburg?" — „Ah so!" versetzte Regine, ihrerseits lächelnd. „Nein, meine gute Kätter, da wird nichts draus. Der Mann ist nicht nach meinem Geschmack." — „Im Ernst?" — „Im Ernst", erwiederte das Mädchen ernsthaft. „Kannst's jedermann sagen, wenn du willst."

Die Kätter verwunderte sich bedeutend, ließ sich aber diese Erlaubniß nicht zum zweitenmal ertheilen. Nach eini-

gen freundlichen Reden und Versicherungen ging sie fort — und eine Stunde später erfuhr der Meier von einer Nachbarin nicht nur, daß die Regine angekommen, sondern daß sie über die Maßen schön geworden sei und daß sie den Augsburger Wirth nicht heirathe, weil er ihr nicht gefalle.

Als am Sonntag darauf die Schwester erschien, hatte der ländliche Wittwer sein Bäschen noch nicht gesehen, denn er trug eine Scheu, die Familie Gröninger zu besuchen; aber auf die Anfragen der beiden Frauen erklärte er, er könne sich noch nicht entschließen, wegen einer neuen Heirath etwas auszumachen, auch nicht im Geheimen. Es schicke sich nicht, jetzt schon wieder an eine andere zu denken, wo sein Weib noch kein Vierteljahr todt sei. Die Sache würde doch nicht verschwiegen bleiben und man würde ihn darum ansehen. Ihm eile es auch gar nicht, er könne recht gut die schickliche Zeit abwarten und er wolle es thun, das sei beschlossen. Alles Zureden war umsonst. Der Meier entgegnete wiederholt, er habe sich die Sache jetzt erst recht überlegt, und blieb bei seinem Satze. Die Schwester, die sich am meisten ereifert hatte, wurde ernstlich böse und verabschiedete sich mit der Drohung, sie ziehe ihre Hand von ihm ab und er solle dann nur sehen, wo er eine kriege. Die Alte machte ein Gesicht, aus dem nicht nur Unmuth, sondern auch Argwohn sprach. Sie hatte eine Ahnung von dem eigentlichen Grund der Weigerung und erleichterte ihr Herz in Andeutungen und ungünstigen Prophezeiungen.

Regine erfuhr den Tod der Meierin und den Plan der Familie wegen der Müllerstochter am andern Morgen nach ihrer Heimkehr von der Schwägerin. Es kostete sie Mühe, die Bewegung zu verbergen, in welche diese beiden Nachrichten sie versetzten. Als sie allein war, schüttelte sie traurig das Haupt. Nach und nach empfand sie doch großes

Verlangen, den „Vetter" zu sehen. Aber es ging ihr wie ihm: sie trug Bedenken, bei ihm einzukehren, und wartete darum auf ein zufälliges Zusammentreffen.

Dieses erfolgte ein paar Tage später. Wie so oft in früheren Zeiten kamen sie sich auf der Gasse entgegen; aber jetzt mit welch verschiedenen Empfindungen! Der Meier, sie von weitem erkennend, wurde roth; dem Mädchen klopfte das Herz und hob sich der Busen. In Verwirrung beide kamen sie einander entgegen und grüßten sich mit der feierlichen Gutmüthigkeit, womit natürliche Menschen die innere Bewegung zu verbergen streben. Regine faßte sich zuerst und begann mit ernster Theilnahme und sanftem Ton: „Ihr habt unterdessen die Frau Base verloren, Vetter." — „Ja", erwiederte der Meier ernst. „Aber", setzte er nach kurzem Besinnen hinzu, „warum nennst du mich denn Ihr? Kennen wir uns nicht von Jugend auf und soll ich „per Sie" mit dir reden?" — „O nein", versetzte das Mädchen erröthend, „ich hab' nur gemeint — aber du bist ja mein Vetter." — „Das mein' ich auch", sagte der Meier. — „Und", fuhr er, durch die erste Annäherung erfreut und seiner Verwirrung enthoben, fort, „ich bild mir was darauf ein, so ein Bäschen zu haben. Das Stadtleben ist dir angeschlagen, Regine, wahrhaftig, du siehst aus wie's Leben. — Und du willst jetzt doch wieder bei uns bleiben, wie man sagt? Wirst du dich auch wieder dran gewöhnen?" — „Ich hoff's", erwiederte Regine. „Die Stadt hab' ich nun probirt und in den drei Jahren, wo ich droben war, hab' ich zuletzt auch genug dran bekommen."

Den Mund des Meiers umspielte der Schein einer glücklichen Empfindung. „Man hat hier vor einiger Zeit gesagt, du würdest ganz droben bleiben." — „Da hat man eben was Falsches gesagt", erwiederte Regine, vor sich hin-

sehend, „wie das so oft geschieht. Ich bleib', wo ich geboren bin und wo ich am liebsten bin. — Nun", fuhr sie nach einer kleinen Pause ausweichend fort, „und sonst geht's dir gut? Du bist gesund, wie ich sehe." — „Gottlob", versetzte der Meier, „das bin ich. Aber wie's einem eben geht, wenn das Weib im Hause fehlt. Man hat alle Hände voll zu thun, und ist doch nichts ausgerichtet." — „Nun", entgegnete Regine, „du mußt dir halt um eine neue sehen, das geht bei einem so großen Geschäft nicht anders." Und lächelnd setzte sie hinzu: „Man hört ja auch, daß schon wieder etwas im Werk ist und daß mit der Zeit eine kommen wird." — „Bewahre", fiel der Meier hastig ein; „das ist ein bloßes Gerede. Angetragen hat man mir allerdings eine, aber ich hab's ganz und gar von der Hand gewiesen. Vorläufig denk' ich —" Er wollte sagen: „nicht ans Heirathen." Aber das Mädchen war bei den letzten Worten so hold erröthet und ein solches Licht der Wonne hatte sich über ihr Antlitz ergossen, daß er mitten inne hielt und ihr nach einem Moment des Schauens mit einem Blick der innigsten Liebe in's Gesicht sah.

Es war gut für beide, daß jetzt ein alter Bauer nahte und schon von weitem rief: „Guten Tag miteinander!" Regine dankte und ging weiter. Sie fühlte einen Sturm im Herzen, so mächtig und so süß, daß sie am ganzen Leib erbebte und ihre Füße sie kaum nach Hause trugen. Der Geliebte liebte sie — da war kein Zweifel. Und sie wurde Meierin, keine andere. — Was ihr Geist nicht zu denken, ihre Seele nicht zu hoffen wagte, das rief ihr Herz und ihr Blut ihr zu, wieder und wieder. Und das Herz hatte Recht. Der Meier, von der Schönheit des Mädchens gänzlich eingenommen, vollkommen glücklich durch die Ueberzeugung, daß ihn das Bäschen immer noch lieb habe, ja lieber als jemals,

beschloß auf dem Heimwege: Die wird Meierin und keine andere!

Er hatte eine Empfindung, wie nie in seinem Leben. Die Regine gefiel ihm nicht nur, sein Herz begehrte sie nicht nur, er hatte ihr gegenüber ein Gefühl der Hochachtung wie vor etwas Vornehmerem. Allerdings war das Mädchen nicht nur in Schönheit erblüht, aus ihrem Antlitz sprach ein edlerer Geist, ein festeres Herz, ein tieferes Gemüth, als man sie auf dem Lande für gewöhnlich zu finden pflegt. Das Stadtleben war in keiner Hinsicht ohne Frucht geblieben. Die Jungfrau war ausgereift nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich; sie hatte nicht nur äußere gute Sitte und Anstand gelernt, sondern auch Erfahrungen gemacht und Proben bestanden; und das zusammen gab ihrer Person etwas Auszeichnendes, das der Meier fühlte. Er freute sich, ihr nicht nur die größte Liebe, sondern auch die größte Ehre erweisen zu können, indem er sie als Meierin in sein Haus führte und zur ersten Frau des Dorfes machte.

Je gewisser es indeß beiden war, daß sie zusammen gehörten und zusammen kommen würden, desto weniger fühlten sie einen Drang, es nun auch äußerlich sogleich mit einander richtig zu machen. Sie waren Eins — damit war die Unruhe besiegt, die Ruhe gesichert — die Ruhe des Innersten, die gar wohl mit innigem Verlangen und lieber Erregung verbunden sein, aber auch mit dieser zusehen und warten kann. —

Der Meier stattete der Familie Gröninger bald seinen Besuch ab, was er ja auch in Abwesenheit der Regine zuweilen gethan hatte. Nachdem man sich in behagliche Vertraulichkeit hineingeplaudert, lud er das Mädchen ein, auch seine Mutter zu besuchen und den Meierhof wieder einmal zu sehen. Regine versprach es. Am nächsten Sonntag Nach-

mittag kam sie. Die Alte, trotz ihres Argwohns, begrüßte die Heimgekehrte mit all der würdigen Freundlichkeit, wie der Brauch sie fordert; sie hob sogar mit Eifer die Ehre der „seltsamen Einkehr“ hervor und wünschte nur, daß dem Bäschen nach dem Leben in der Stadt, wo alles besser sei und feiner, ihre Sachen auch noch schmecken möchten. Regine antwortete auf dieses und anderes bescheiden, voll wahrer Achtung und mit so natürlich sanftem und herzlichem Ton, daß die Frau ihr nicht böse sein konnte. Sie betrachtete den schönen Gast mit einer eigen gemischten Empfindung. Ihr Gesicht, ihre Statur und ihr Benehmen gefielen ihr überaus, ja flößten ihr Achtung ein; aber allerdings mußte sie sich sagen, daß sie damit eben nur um so gefährlicher wurde. — Das Mädchen schien auf den anwesenden Meier wenig Acht zu haben und nur für die Mutter da zu sein; und der Meier behauptete seinerseits eine ernste Freundlichkeit, bei der er nicht über die höflichen Formen hinaus ging, die man einem Besuch schuldig ist. Dessen ungeachtet glaubte die Erfahrene in den Gesichtern beider etwas zu bemerken, was auf ein gewisses Einverständniß deutete. Ihr Herz, das an dem alten Plane hing, erhob sich dagegen; allein merken lassen durfte sie nichts. In Folge der Unterhaltung beim Kaffee wurde sie zuletzt so weit gebracht, das Unglück, das ihr drohte, wenn es nun wirklich eintreffen sollte, doch nicht für das größte zu halten, das ihr überhaupt begegnen könnte.

Von dieser Zeit an erschien der Meier bei den Gröningersleuten öfter als sonst, obwohl nicht so oft, daß es auffallend und unschicklich befunden werden mußte; denn der Bauer beobachtet die Formen des ihm eigenen Anstandes vielleicht am gewissenhaftesten. Es war dennoch oft genug, um die beiden Seelen zufrieden zu stellen und sie stets wieder zu still glücklichem Warten zu befähigen.

Den ganzen Sommer über kam es zu keiner Erklärung. Der Wittwer, der Geliebten sicher, wollte jetzt gerade das Trauerjahr oder wenigstens den größten Theil davon hingehen lassen, bevor er um sie anhielt. Beide gingen aber doch schon mit einander um, als ob sie versprochen wären. Wenn sie zusammen kamen, grüßten sie sich mit so herzlicher Freundlichkeit, um die Lippen spielte ein so glückseliges Gefühl der Befriedigung und ihre Augen blickten so verständnißinnig in einander, daß sie eine weitere Erklärung gar nicht für nöthig hielten.

Das Verhältniß war so schön, daß man eine Fortdauer desselben ordentlich wünschenswerth finden mußte. Denn das, was nachher kommen sollte, war freilich noch schöner; aber eben weil es gewiß kam und damit das jetzige Verhältniß zu Ende ging, wollte man diesem nicht mit Fleiß eilend ein Ende machen. In die Gegenwart glänzte die schönere Zukunft schon herein, und sie zogen es vor, diese noch eine Zeit aus der Ferne zu betrachten, weil sie auch da schon überaus lieblich war. Ein Monat verging nach dem andern, und noch immer war der Entschluß nicht gefaßt, das Wort der Verlobung zu sprechen.

Von außen wurde dieser Verkehr des Meiers mit der Geliebten nicht gestört. Die Schwester hatte fortgetrutzt, und als ihr die alte Meierin an einem dritten Ort ihre Vermuthung wegen der Regine mittheilte, konnte sie das nur in ihrem Vorsatz bestärken, einen Menschen, der einen solchen Gedanken zu fassen vermochte, seinem Schicksal zu überlassen. Der Bemerkung der Mutter wegen der Schönheit und des geschickten Benehmens des Mädchens hatte sie ein geringschätziges Achselzucken entgegengesetzt und sich unmuthvoll nach Hause begeben. In dieser Beziehung sicher hatte der junge Wittwer auch von seiner Mutter nichts zu befahren; denn

die alte Meierin befand sich in jenem Zwiespalt der Empfindungen, wo man nicht weiß, was man thun soll, des Miteingreifens daher überhaupt sich enthält und die Dinge ihren Gang gehen läßt. Noch weniger kam begreiflicherweise eine Einrede von der Familie der Geliebten. Diese hatte freilich sehr bald bemerkt, wo der Meier hinaus wollte; aber was konnte es für sie Angenehmeres und Ehrenvolleres geben? Die Mutter namentlich brachte, wenn sie die zwei so schön beisammen sitzen sah, fast den Mund nicht zusammen und verschönte sich ordentlich selber in ihrer Freude. Wie glücklich pries sie sich, daß aus der Heirath mit dem Bräuer nichts geworden, daß sich Regine nicht dazu hatte nöthigen lassen, und statt des alten, hoffärtigen Stadtherrn den schönen, jugendkräftigen Meier bekam, der sie so gern hatte und zur vornehmsten Bäuerin in der Umgegend machte! Das Wohlgefühl der guten Alten war vollkommen. Ihre beiden Söhne waren versorgt, denn auch der ältere hatte das Jawort der Hoferbin erhalten und gedachte noch in diesem Jahr als „Bauer" bei ihr einzuziehen. Wenn ihre Tochter nun überdies noch Meierin wurde — was konnte sie auf Erden noch wünschen? Alles hatte sie — Alles! Sie konnte ihre letzten Tage selig verleben und ruhig ihre Augen schließen.

Zunächst sollte das Glück ihres Aeltesten besiegelt werden. An einem schönen Sonntag des Spätherbstes fuhr die ganze Familie mit Ausnahme der Regine nach dem Geburtsort der jungen Gröningerin ab, um im Hause der ebenfalls dort aufgeblühten Erwählten den Heirathstag zu halten. Mancher Bekannte sah dem fortrollenden Wagen heiter nach und die am Wege Stehenden riefen dem Hochzeiter wohl auch einen fröhlichen Glückwunsch zu. In Einem erweckte aber der Anblick des Gefährtes eine eigenthümliche Empfindung. Sie waren alle droben auf dem Wagen — auch die

junge Mutter mit den Kindern, die man den Großeltern zeigen wollte — Alle, mit Ausnahme einer Einzigen! Sie hütete das Haus — und war allein. — Bei diesem Gedanken fuhr ein Blitz in das Herz des Meiers und entzündete plötzlich ein Verlangen, die Eine in ihrer Einsamkeit zu sehen. Und wenn heute das schon gereifte Verhältniß besiegelt und verbrieft wurde, so sollte ein anderes doch auch einen wesentlichen Schritt vorwärts gebracht werden.

Regine saß um die dritte Stunde des Nachmittags in der Stube und nähte an einem Kleid für das jüngste Bruderkind. Sie war ganz allein, die Magd in ihrer Kammer, der Knecht im Stall und sonst niemand zu Hause. Die Sonne schien sanft durch das Fenster, tiefes Schweigen erfüllte den Raum und nur die Wanduhr tickte stärker, als sie es sonst am Tage zu thun pflegt. Das Gesicht des zuweilen aufschauenden und von der Arbeit ruhenden Mädchens hatte einen seltsamen Ausdruck: heiter der Grundton, heiter der Blick der schönen braunen Augen, aber um die Lippen ein leises Spiel träumerischer Wehmuth, auf eine ernste Empfindung deutend, die sich mitten unter frohen, zukunftreichen auch zu regen begonnen hatte. Woran dachte die Jungfrau? Sie war glücklich, sie wußte, daß das höchste Glück, das sie ersehnt hatte von Jugend auf, ihr zu Theil werden sollte, sie wußte es mit völliger Sicherheit. Aber wie viel hatte sie erfahren und wie viel hatte sie leiden müssen, um dahin zu gelangen! Und eine andere mußte fort aus dem Leben, fort, um ihr Platz zu machen und Einlaß zu gewähren in das Haus der Liebe, der Ehre, der Herrlichkeit!

Im Glück, angeglänzt und angeduftet schon von der seligen Fülle der Zukunft, empfand dieses Mädchen, wie nahe der Lust das Leid steht, wie die Lust geboren wird aus dem Leid und dieses einen Schatten wirft in sie, weil die Seele

sich daran erinnern muß. Es drängte sich ihr der Gedanke auf, wie aus der Lust auch das Leid geboren, der Glückseligkeit ein Ende gemacht werden könnte. War diejenige, die sie erwartete, doch allzugroß und weit über ihr Verdienst.

Seltsam! diese Regungen mitten im Glück waren dem Mädchen nicht unlieb, und sie ließ ihnen ihren Lauf. Sie hatte das Gefühl, daß sie damit nicht verlor, sondern gewann, daß es besser sei, im Glück an das Unglück zu denken, als blind glücklich zu sein. Nachdem sie mit einem Blick vor sich hingesehen, als ob sie dies innerlich erwöge, erhob sie den Kopf und sagte mit einer Ergebung, die etwas Feierliches hatte: „In Gottes Namen!"

Die Hausthüre, die nicht geriegelt, sondern nur „zugeschnallt" (eingeklinkt) war, ging auf. Regine erröthete, der Ernst wich aus ihrem Gesicht und sie lächelte freudig. Sie wußte, durch Weissagung ihres Herzens, daß er's war, daß er sie besuchen wollte.

Was für einen Einfall hatte der draußen im „Tennen," etwas zu thun, was die Landleute sonst nur bei „Herrn" zu thun pflegen? Er klopfte an die Stubenthür, sogar mit einer gewissen feinen Mäßigung. Aber die Regine ward nicht irre. Sie rief „herein" und sah hin — und sah, was sie erwartet hatte.

Der Meier trat ein und grüßte. Er war nicht verlegen, nur von einem Hauch natürlicher Befangenheit übergossen, der aber weit entfernt war seinem freundlichen Gesichte zu schaden. — „Du bist allein, Regine?" begann er, als ob er verwundert wäre. — „Freilich," erwiederte das Mädchen aufstehend. „Meine Leute sind ja nach dem Essen zum Heirathstag gefahren." — „Alle?" versetzte der Meier, als ob er nicht eben dieß gesehen hätte. — „Ja wohl," sagte Regine. „Hast du sie nicht fahren sehen?" Der ehrliche

Mann zeigte bei dieser Frage eine Miene, die Regine begriff. Zögernd erwiederte er: „Das schon, aber der Wagen ist so schnell vorbeigefahren!“ — Lächelnd sagte das Mädchen: „Nimm Platz,“ und setzte sich wieder zu ihrer Arbeit.

Der Meier blieb stehen und betrachtete sie mit einem Ausdruck, als ob er von einem Gedanken getroffen wäre. „Du bist größer geworden,“ sagte er dann, „und schöner und stattlicher; aber wenn ich dich so anseh', muß ich doch an den Palmsonntag denken, wo du confirmirt worden bist und ich zufällig in eure Gesellschaft gekommen bin. Grad da bist du an dem Tag gesessen, weißt du noch?“ — „Ja wohl,“ erwiederte Regine. „Damals haben wir uns gut unterhalten. Sei so gut und setz' dich.“

Der Meier schaute sie an, wiegte das Haupt und entgegnete: „Damals hast du's besser mit mir gemeint, Regine. Du hast nicht gesagt: „setz' dich!“ sondern: „komm, setz' dich zu mir!“ — Das Mädchen sah für sich hin und erwiederte: „Das kannst du auch jetzt thun. — Ich hab' dir den Platz nicht vorgeschrieben.“

Der Meier ließ sich das nicht zweimal sagen. Er setzte sich an den Tisch neben sie, immer noch mit Bescheidenheit, so daß ein kleiner Raum zwischen ihnen blieb, aber doch so nah, daß er den etwas ausgebreiteten Sonntagsrock des Mädchens berührte. Diese nähte weiter und sah auf ihre Arbeit; er deßgleichen betrachtete das Werk ihrer Hände. Das Gespräch war abgerissen und keines empfand einen Antrieb, es wieder zu beginnen. Man hörte wieder nur die Uhr und leise das Athmen der Liebenden. Sie fühlten sich in einem sonderbaren Zustand; nach der leichten Unterredung auf einmal beschwert, gehemmt, voll Scheu, aber das Herz voll süßer Empfindung, voll inniger Leidenschaft, die empor-

wogte in ihren Herzen und sich Bahn brechen wollte. Auf einmal richtete der Meier seinen Blick von den Fingern auf das Gesicht des Mädchens; sie, die es wahrgenommen, erhob und wendete ihr Haupt ihm zu — und beide schauten sich etwas verlegen zwar, aber mit der innigsten Liebe in's Gesicht. Da ergriff der Mann ihre Hand, welche die Arbeit sich entsinken ließ, und rief im gutmüthigsten, herzlichsten Tone: „Regine — ich hätt' vielleicht noch länger warten sollen; aber sieh, ich kann nicht! — Du weißt, wie ich gegen dich gesinnt bin und was ich vorhab'. — Sag' mir, willst du meine Frau werden?" Regine ward roth über und über, ihre Hand blieb zitternd in der seinen, ihr Herz schlug; aber ihre Lippen bewegten sich nicht, als ob das „Ja" nicht mehr nöthig wäre. — „Sag's, Regine," wiederholte der Mann zärtlich drängend, „willst du die Meine werden?"

Die Augen des Mädchens waren feucht geworden, und glänzend von Liebe, glänzend von dem Thau der Rührung eines dankerfüllten Gemüths, richteten sie sich auf das treue Gesicht. „Ja," rief sie, „ja, Johann, ich will es werden und will's bleiben bis in alle Ewigkeit!" — „O du Gute!" rief der Liebende, indem er ihre Hand drückte. „Wer hätte geglaubt, daß es noch ein solches Glück auf der Welt gäbe für mich? O hab Dank — hab' Dank tausendmal!"

Wie klangen diese Worte in das Ohr des Mädchens, die selbst unter der Last ihres Glückes und Dankes zu erliegen schien! — Es soll nicht verschwiegen bleiben: nun war sie es, die ihre Arme ausbreitete, um den geliebten Mann an's Herz zu drücken und ihre glühenden Lippen auf die seinen. — Endlich, endlich hatte sie ihn! Sie hielt ihn in den Armen — niemand konnte, niemand durfte ihn ihr nehmen — er gehörte ihr allein!

Nach einiger Zeit saßen sie vertraulich beisammen, wie ein

Brautpaar, das nach Sicherung der heiligen Dinge Rath hält über weltliche. Regine hatte an ihn die Frage gerichtet, was die Schwester dazu sagen werde? Und der Meier erwiederte: „Für's Erste nichts — du kennst sie ja. Aber sie wird sich drein ergeben, und wenn das geschehen ist, sich benehmen, wie's einer Schwägerin zukommt. Sie hat keinen Grund sich über mich zu beklagen. Einmal hab' ich ihr nachgegeben, jetzt soll sie mir nachgeben." — „Und die Mutter?" fuhr das Mädchen fort. — „Der hab' ich gesagt, was ich thun will, hab' ihr gezeigt, daß es das Beste ist für mich und für alle — und sie hat's eingesehen und ihre Einwilligung gegeben." — „Das freut mich," rief das Mädchen lebhaft. „Nun," fuhr sie nach kurzem Schweigen gutherzig fort, „die Schwester wird auch wieder gut werden. Sie wird sich überzeugen, daß ich etwas in die Haushaltung bring', was am Ende mehr werth ist als Geld. Und dann," fügte sie heiter hinzu, „ein Bettelmädchen bin ich grad auch nicht! Ich hab' so viel, daß mancher mich gern zu seiner Bäuerin machen würde; und am Ende, von einem Mann, den man lieb hat, kann man sich auch was schenken lassen!"

„O Regine," erwiederte der Meier, „wenn Du nur magst, was ich Dir geben kann! — Ich brauch' ein Weib und meine Kinder brauchen eine Mutter, wie Du bist! Nein, ich schenk' dir nichts, ich verlang' von dir viel mehr, als du von mir bekommst!" — „Nun," versetzte die Jungfrau gerührt, „ich will dir geben, was ich habe, und thun, was ich kann. Du sollst an mir ein Weib haben, die Dir treu ist — treu bis in den Tod — und deine Kinder eine Mutter, die so gut sein wird mit ihnen, wie eine rechte Mutter. Was in meinen Kräften steht, Johann, das soll geschehen. Darauf geb' ich Dir meine Hand!" — Der Meier ergriff die dar-

gebotene Hand und sein Auge weilte auf der Verlobten mit unendlichem Vertrauen.

Als am Abend die Familie heimkam, wurde sie von Regine mit Ausrufungen der Freude empfangen. „Alles in Richtigkeit?“ fragte sie mit schönster Theilnahme. — „Alles,“ erwiederte der Bruder; „Dienstag über vier Wochen kannst du eine Brautjungfer machen.“ — „Recht gern,“ versetzte das Mädchen. „Glück über Glück! Ich gratulir' dir, Bruder!“ — „Ich dank',“ sagte der wackere Bursch mit stolzer Freude, und lächelnd setzte er hinzu: „Mach, daß du bald nachkommst!“

Mutter und Tochter gingen mit einander in die obere Stube. Der alten Gröningerin war der feierliche Glanz in dem Gesicht des Mädchens aufgefallen, und wie diese nun plötzlich ihre Hand faßte und zärtlich preßte, da ahnte sie, was vorgefallen war. „Nun?“ fragte die gute Alte. Regine erzählte ihr alles. Thränen traten dem Weib in die Augen. „Gott im Himmel,“ rief sie, was bin ich für eine glückliche Mutter! Das hab' ich nicht verdient! Das ist zu viel für mich! Mädchen, wenn uns jetzt dein Vater sähe!“

Bevor der Meier und Regine auseinander gegangen, hatten sie ausgemacht, daß der Verspruch, so lange die Trauerzeit währte, ein Geheimniß der beiden Familien bleiben sollte. Wenn aber die Dorfleute diesen selber nicht erfuhren, so hatten sie doch gleichfalls lange schon gemerkt, was der Meier im Sinn trug, und daß er keine andere nehmen würde, als die Regine. Man machte gegen beide gelegentlich Anspielungen, aber theilnahmvoller und zarter, als dies sonst zu geschehen pflegt. Beide waren eigentliche Respectspersonen für das Dorf, und von den meisten nicht nur geschätzt und gelobt, sondern geliebt.

Nachdem der Winter und mit ihm das Trauerjahr ver-

flossen war, setzten die beiden Familien den Tag der Hochzeit fest. Dieser erschien und brachte das ganze Dorf in die froheste Aufregung. Wenn der Bauer vorzugsweise Sinn hat für Geld und Gut und für äußere Pracht, so ist er doch keineswegs unempfänglich, sondern oft sehr ergreifbar für Eigenschaften des Gemüthes und des Charakters. Die Theilnahme bei der ersten Verheirathung des Meiers war groß gewesen; die jetzige war größer, schöner und wärmer. Man hatte in der letzten Zeit erfahren, wie lang die Regine ihren Bräutigam schon im Herzen getragen, wie lange er selber an sie gedacht habe; und man sah nun eine wunderbare Fügung darin, daß sie zuletzt doch noch zusammengekommen waren. Man fand, daß die Regine für den braven und gutmüthigen Meier auch viel mehr passe, als die erste, weil sie, — gescheidter, geschickter und feiner wie jene, — doch ohne allen Stolz und von Herzen gut und freundlich sei. Man fand es gar schön, daß hier doch einmal wieder zwei Leute sich bekämen, die einander werth waren, daß es auch wieder einmal ging in dieser Welt, wie es gehen sollte. Als sich der Zug, der nicht viel kleiner war, als bei der ersten Hochzeit, in Bewegung setzte und der Bräutigam vorüberschritt, ernst und freudig, und nach den Männern die Braut erschien im Kopfputz der Jungfrau, das Antlitz an dem lauen Maitag fein geröthet, feierlich glücklich, über die Maßen schön, da wurde manches Aug glänzend von Antheil und manches naß von Thränen herzlichen Mitgefühls.

Das Fest im Wirthshause verlief in schönster Fröhlichkeit. Am Bräuteltisch saßen die Mütter des Paares, der Taufpathe der Hochzeiterin, der ältere Bruder mit seinem jungen Weib, der jüngere Bruder und die Schwester des Meiers. Diese hatte ihr Herz endlich doch erweichen lassen und war zum Einzugstag gekommen, der Mutter zu helfen;

und von Regine liebevoll empfangen und behandelt, hatte sie zuletzt freundliche Miene gezeigt. Jetzt saß sie am Tisch, würdevoll zwar und ernst, aber versöhnt; und als der Bruder ihr im Drang der Freude die Hand reichte, drückte sie diese und nickte ihm schwesterlich zu, als wollte sie sagen: es ist doch recht gegangen! Die Braut empfing reichliche Geschenke vom ganzen Dorf, und alle, Gäste wie Nichtgäste, erfreuten sich der Holdseligkeit ihres Antlitzes. Alles ging nach bester Ordnung. Und wie nun zuletzt der „Ansing" begonnen hatte, machte der Meier den jungen Leuten die Spielleute nicht lange mehr streitig. Er trachtete fortzukommen aus den Lärm in die Stille des Hauses, — und unter dem Blasen der Instrumente, unter dem Juhschreien der Bursche führte der *Glückliche die Braut heim.*

---

## II.

### Das glückliche Leben.

Eine wahre Ehe gehört nicht zu den besonders häufigen Erscheinungen in der Welt. Soll sie möglich werden, so muß die Verbundenen eine Liebe zusammengeführt haben, die zu dauern vermag. Die Naturen müssen einander so ähnlich sein, daß sie gleichmäßig empfinden, und so unähnlich, daß sie sich wechselseitig ergänzen; was aber die Hauptsache ist: sie müssen beide gut sein — beide mehr geneigt zu geben, als zu nehmen, zu leisten als zu fordern. Mit dieser Güte allein ist die Liebe der Treue fähig, und damit wahre Liebe, die, auf das Innerste gerichtet, mit der Zeit nur wachsen, an Umfang, Adel und Stärke nur gewinnen kann. Ist das, was man für Liebe hält, bloß eine Lust an flüchtigem Reiz, dann vergeht sie natürlich, wenn dieser selbst, oder der Sinn dafür schwindet; ist es aber eine Lust am unvergänglichen Wesen des Geliebten und an der ganzen Person, dann besteht sie mit diesem Beständigen und steigert sich, je mehr dasselbe im Leben sich offenbart. Wenn zu alledem nun auch noch ein empfänglicher Sinn kommt für das Schöne und Erfreuliche überhaupt, eine Kraft, das Widrige zu tragen und zum Bessern zu wenden, und wenn die äußeren Verhältnisse den Personen und Fähigkeiten entsprechend, auf ihre Neigungen

und Fähigkeiten berechnet sind, dann knüpft sich allerdings ein Ehebund, wie er soll: eine unerschöpfliche Quelle von Lust für die Gatten, ein erhebender Anblick für den theilnehmenden Betrachter.

Es ist dafür gesorgt, daß uns diese Erscheinung nicht allzu oft vor Augen tritt. Häufiger sind Ehen, die man immer noch gute nennen kann, weil das Gute darin überwiegt. Man hat sich verbunden, man lebt und wirkt zusammen, und Neigung, Gewohnheit und gemeinsame Interessen bilden ein starkes Band für das ganze Leben. Ist man aber in den Hauptsachen einig, so verschlägt dies nicht, daß bei Gelegenheiten, wie der Tag sie bringt, nicht auch entgegengesetzte Meinungen hervortreten und in Kampf gerathen sollten. Dabei wird ein Ehegatte die Ansprüche des andern nichts weniger als angenehm empfinden, das minder Gute, was in dem einen und in dem andern liegt, wird zum Vorschein kommen, und beide werden sich in diesen Momenten keineswegs von der schönen Seite sehen und durchaus nicht geneigt sein, das Glück des Ehestandes zu preisen. Dem Streit folgt allerdings die Ausgleichung, wie dem Regen der Sonnenschein; aber eben so kommt es nach dem Frieden auch wieder zum Kampf und dieser durchläuft seine Entwicklungsstufen. So spinnt sich das Leben im steten Wechsel erfreulicher und unerfreulicher Dinge weiter, und ist es nun auch kein paradiesisches, so muß es doch für irdisch anregend und unterhaltend gelten. Wenn jener seltnere Bund einer Reihe von Festtagen gleicht, so besteht dieser aus rüstigen Werkeltagen, unter denen aber die Festtage zärtlicher Liebe und inniger Hochachtung nicht fehlen — ein Leben, in welchem zuletzt für beide Gatten, wenn sie eins ins andere rechnen, doch ein großer Gewinn übrig bleibt.

Darf man annehmen, daß die Zahl dieser Ehen zweiter

Ordnung die der eigentlich schlecht zu nennenden bei weitem übertrifft? Ich möchte es glauben, da in unsern Culturzuständen das Mittelgute überhaupt den größten Raum einnimmt.

Von den schlechten Ehen sind unstreitig die schlechtesten jene, wo die gegenseitige Abneigung zum Grimm über die bestehende Fessel und zum Hasse reift. Hier ist die Trennung ein Glück, der beste Gewinn in jedem Betracht; denn ohne sie kommt es entweder zum Verbrechen des einen Theils, der sich des andern entledigen will, oder wenn beide aus äußern Gründen zusammen fortleben, so machen sie Erfahrungen, nach denen sie in der Hölle nicht viel mehr zu lernen haben. Dagegen können zu den bessern von den schlechten solche gerechnet werden, die auf dem Lande häufiger vorkommen mögen als in der Stadt, Ehen nämlich, wo der Streit zwischen den Ehegatten thatkräftig durchgeführt wird und entweder der Mann, den bei dem Keifen des Weibes die Geduld verläßt, die schwächere, aber unerträglich sich benehmende Hälfte durch die Kraft seiner Arme zur Ruhe bringt, oder das energische Weib den Stiel umdreht und den Mann, der sich Ungebühr zu Schulden kommen ließ, auf dieselbe Weise Mores lehrt. Solche Scenen sind in der Regel so gut motivirt, und die in Thaten und Worten sich aussprechende Leidenschaft ist so wahr, so naturfrisch, daß die Nachbarn oft schon bei ihrem Höhepunkt zur Heiterkeit gereizt werden, nach der Beilegung aber ohne Rückhalt dem Lachen und vergnügter Ausbeutung sich überlassen. Mit Recht; denn die Schläge sind denjenigen, die sie bekommen, in der Regel „gesund," und auch aus solchem Kampf erwächst Frieden und, auf eine Zeitlang, eine ganz wackere Verträglichkeit.

Im Ries wird noch jetzt gern das Lied gesungen:

> Hat mich mein Mann geschlagen,
> Ist doch mein lieber Mann u. s. w.

Oder wie die Galanterie varürt:

> Hat mich mein Weib geschlagen,
> Ist doch mein liebes Weib u. s. w.

Diese Reime drücken aus, wie solche Eheleute die Sache wirklich ansehen, mindestens in der Zeit der Versöhnung. Genau genommen führen solche Paare eine gewöhnlich gute Ehe nur in etwas gröberer Form, insofern nämlich die Gegensätzlichkeit, die sich bei ruhigeren und gebildeteren Ehegatten mehr geistig, in Gründen und Gegengründen offenbart, hier in Handlungen sich verkörpert. Sie können immerhin miteinander fortleben und ihre Kinder erziehen, daß sie nicht schlechter und oft viel besser werden, als sie selber.

Der Bauer in der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit seines Wesens macht gern Spaß und sieht auch gern etwas als einen Spaß an, so lang es nur immer geht. Da er weder sich noch andern allzuviel zumuthet und nicht leicht zu viel hofft, so wird er auch selten enttäuscht und legt nicht den strengen Maßstab des Getäuschten an die Dinge. Er kennt nur ein Stück vom Leben, aber dieses kennt er genau, und in Bezug darauf macht er viel seltener einen Rechnungsfehler als studirte Leute, die, um sicher zu gehen, erst ihre Ideale und Träume wegzuthun oder zu modificiren haben. Der Bauer ist mit einem Wort ein praktischer Mensch, und wenn er nun einmal bemerkt, daß ein junges Ehepaar von lebhafterer Gemüthsart den Himmel voller Geigen hängen sieht, so braucht er nicht besonders alt zu sein, um sie vor übertriebenen Hoffnungen zu warnen und ihnen die Wandelbarkeit der menschlichen Ansichten und die Vergänglichkeit der irdischen Dinge mit Ernst und Laune vorzuhalten.

Ueberall kommen indeß Ausnahmen vor. Es gibt Personen, von welchen auch der Bauer sieht, daß sie in ihren Eigenschaften und Verhältnissen eine Bürgschaft haben, glücklicher zu sein als andere; und wenn Eheleute gesund, gescheidt und gut sind, Alles genug haben und es auch verdienen, dann wagt auch er ihnen ein besonders schönes Leben in Aussicht zu stellen.

Als unser Meier die schöne Regine Gröninger heimführte, meinten sogar die Besonnensten im Dorf: „Wenn die nicht gut zusammen hausen und nicht ganz glücklich sind mit einander, dann ist's noch niemand gewesen." Die lebhafteren Naturen, besonders Weiber, drückten sich noch stärker aus und sagten geradezu: „Die haben den Himmel auf Erden!" Und in der That, wenn das Paar mit seinem Glück auch immer in den menschlichen Grenzen blieb, so widerlegten sie doch den Kern dieser Prophezeiungen keineswegs. Sie lebten in Liebe und froher Thätigkeit sogar ein reicheres Leben, als das Auge der Welt zu sehen vermochte, und gaben ein schönes Beispiel, wie weit man es in ihrem Stande an Würdigkeit und an Lebensfreude bringen kann.

Für den Beginn war es gut, daß die Verheirathung zugleich in die schönste und die am wenigsten beschäftigte Zeit des Jahres gefallen war. Zur Vertiefung in das Glück und zur Verinnerlichung desselben gehört eine gewisse Muße. Hat es doch Martin Luther an der mosaischen Gesetzgebung gerühmt, daß sie den Bräutigam ein volles Jahr von Aemtern und Lasten entbunden und damit zur vorherrschenden Pflege des Glückes befähigt habe. Unsern Ehegatten waren vor den Haupternten nur einige Wochen gegönnt; aber in ihnen lebten sie den Wonnemond der Ehe und berauschten sich an dem Dufte der Blüthen dieser Zeit, an den Blüthen der Zärtlichkeit, die in dem Verkehr der Liebenden so tausendfach

aufsprießen. Diese Tage waren so reich für sie, daß sie das Gefühl des vollkommensten Genügens hatten, ohne die Schönheit und den Reiz dessen, was ihnen zu Theil geworden, auch nur um einen Hauch geringer zu empfinden. Sie gingen durch die schöne Zeit hin mit jener frohen, ruhigen, stetigen Trunkenheit, wie sie vielleicht nur bei so einfach und stark organisirten Naturen vorkommt.

Die Welt läßt gewisse Ausdrücke zu Redensarten werden, wobei man sich nur mehr theilweise zu denken pflegt, was der Erfinder tief und ganz gedacht haben mußte. Die Natur führt aber dann immer wieder Erscheinungen vor, die auf den vollen Sinn hinweisen, so daß dem Betrachter ein Licht aufgeht über die Bedeutung des Worts und er es wiederholt mit ursprünglicher Empfindung.

Wenige Tage nach der Hochzeit unserer Leute kam ein studirter Verwandter des Meiers wegen einer Anfrage in Familiensachen zu ihnen. Er traf das junge Weib allein im Hof, erkundigte sich und hörte ihre Antworten, indem er sie betrachtete. Aus dem Gesicht sprach ein so innig heiteres Genügen und zugleich malte sich darin so reizvoll die tiefe Süßigkeit ihrer Empfindungen, daß der Gebildete zum ersten Mal die Wahrheit eines oft gebrauchten Wortes begriff, und während er den Meier aufsuchte, für sich hinmurmelte: „Honigwochen! — wie treffend und wie schön!“ — Dieser noch unverheirathete, aber gleichwohl nicht mehr ganz junge Mann war einer von den Guten; darum hatte er seine Freude an der ihm gewordenen Anschauung und behielt sie im Gedächtniß.

Die junge Frau richtete vor allem den Haushalt nach ihrem Kopf ein. Ein Sinn für größere Zierlichkeit, *als man* sie gewöhnlich auf dem Lande findet, war ihr angeboren und hatte seine Ausbildung schon im väterlichen Hause, noch mehr

in der Stadt erlangt. Mit Lust ging sie nun daran, in den Räumen, die ihr gehörten, alles so zu ordnen und zu halten, daß es schön anzusehen und leicht zu gebrauchen war. Sie that es ohne Geräusch, eins nach dem andern. Aber schon nach wenigen Tagen bemerkte der Meier, daß er nicht nur ganz wieder in seine frühere Bequemlichkeit zurückgekehrt war, sondern daß auch alles um ihn her freundlicher und appetitlicher aussah, wie namentlich in der letzten Zeit; er nahm wahr, daß das Essen besser, der Kaffee wohlschmeckender sei; er sah, daß auch die beiden Kleinen reinlicher „abgekost" (gewaschen) und schmucker angezogen waren, als sogar bei ihrer rechten Mutter, und alles das erfüllte ihn mit innigem Behagen.

Durch gelegentliche Vorschläge und Mahnungen wirkte die Meierin auch auf Räume, die nicht unmittelbar zu ihrem Bereich gehörten. Nicht lange stand es an, so war der Hof sorgfältiger gekehrt, wie ehedem, in der „Schupfe" nicht mehr alles so durcheinander geworfen und sogar im Kuhstall eine verhältnißmäßige Reinlichkeit hergestellt. Die Gebäude selbst ließen ohnehin nichts zu wünschen übrig und harmonirten ohne weiteres mit der Wirthschaft. Der Bauer pflegt nämlich die unschönen Mängel daran, die der Zahn der Zeit bewirkt hat, gerne noch vor dem „Einzug" tilgen zu lassen, und das war auch bei dem Meier geschehen.

Jeder Stand und jedes Geschäft hat seine eigenthümlichen Freuden, und es ist eine schöne Aufgabe der erzählenden Dichtung, sie in dieser Eigenthümlichkeit vorzuführen und der Welt eine Ahnung zu geben von dem unendlichen Reichthum des Lebens. Denn die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, kennen ihren eigenen Reichthum nicht, weil sie, dem Moment hingegeben, das nach einander Folgende nicht zusammen zu fassen vermögen; noch weniger geben ihnen fragmen-

tarische und meist nur auf das Aeußere gerichtete Beobachtungen einen Begriff von dem Reichthum anderer. Da haben nun die Poeten, die Künstler einzutreten und der Welt ihr eigenes Leben erst kennen zu lehren.

Der heutige Bauer — man weiß das — hat keineswegs eine Existenz wie die Menschen im goldenen Zeitalter, und gewisse Vorstellungen, die sich gewisse Poeten und ihr Publikum von dem Landleben gemacht haben, gehören in das Reich der Fabel. Allein mit derberen Organen, als Geßnersche Hirten sie besitzen, und mit der Kraft und Neigung ebenso zum Bösen wie zum Guten, weilt der Landmann doch in einer bestimmten Sphäre, und eine treue Schilderung seines Lebens, wie es in der Regel ist, wird immer den Charakter der Idylle an sich tragen. Die Natur mit ihrer unbewußten Lebensfülle herrscht nicht nur im Bauer selbst vor, auch nach außen ist er vorzugsweise an sie gewiesen und an ihre Erscheinungen gebunden. Das Jahr und die Jahreszeiten, die Witterung, das Gedeihen der Thiere, der Wachsthum der Pflanzen — das ist's, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und wofür er hauptsächlich Auge und Sinn hat. Alles so einzurichten, daß in Feld und Stall die nach seiner Ansicht möglichst reiche Produktion erzielt wird, das ist seine Lebensaufgabe. Handel und Wandel gehören zu dem Geschäft, stehen aber für den rechten Bauer in zweiter Linie; seine übrigen Beziehungen, zur Gemeinde oder zum Gericht, schließen sich an die Hauptthätigkeit an; und *wenn seine* Theilnahme an öffentlichen Dingen, *an den Geschicken des* Staates in den letzten Jahrzehnten auch gewachsen ist, so gilt ihm doch heute noch, wo er im Wirthshaus neben dem Wochenblättchen auch eine politische Zeitung findet und liest und die Entwicklung gewisser Fragen auch verfolgt, das politische Getriebe nur als Nebensache; er ergeht sich darüber

nur beiläufig und ruhig, und wer ihn wieder belebt und in Eifer sehen will, der muß ihn auf den Stand der Saaten, auf den Segen des Stalles und auf schwebende Gemeindefragen bringen.

Auch der gegenwärtige Bauer bewegt sich immer noch auf einem abgegrenzten Gebiet, in welches die Erscheinungen anderer Sphären nur allgemein und nebelbildlich herein ragen, ohne ihn in seinem Behagen zu irren. Der Kreislauf des Jahres normirt seine Existenz; ihn mitgehend und auf das regelmäßig Wiederkehrende gerichtet, bleibt er in der Ruhe der Natur und dem Drängen des geschichtlichen Lebens enthoben. Alle seine Aeußerungen haben einen vorherrschend unbewußten und minder zurechnungsfähigen Charakter. Auch die größte hier mögliche Bildung versetzt die damit Ausgestatteten noch nicht in eine höhere Region, sondern wirkt nur klärend und veredelnd auf die, worin die tägliche Beschäftigung sie eben festhält. Wenn sich nun im Landleben auch alle Gebrechen der Erde finden, so liegt darin doch noch etwas von der Unmittelbarkeit und Naivetät der goldenen Zeit, und in ächter und schöner Darstellung desselben wird uns immer ein Hauch davon anwehen — ein Hauch der Natur und der wahren Idylle.

Unter den Landleuten des Rieses mochte es zu jener Zeit kein Paar geben, daß sich einer Begabung und Bildung rühmen konnte, wie sie das unsrige besaß. War die junge Frau von der Natur bedeutender ausgestattet und durch ihre innern und äußern Erfahrungen besser geschult, so zeichnete doch auch den Mann ein offener Kopf, ein im Vergleich mit seinen Kameraden feinerer Sinn aus, während seine bisherigen Schicksale auch ihn mehr zum Nachdenken und zur Einkehr in sich selbst angeregt hatten. Beide wußten sich auch äußerlich gut zu benehmen, einen vornehmeren Gast, der sie etwa

besuchte, schicklich zu empfangen und zu unterhalten und der Meierin stand dabei, wenn sie es darauf anlegte, ein fast ganz reines Hochdeutsch zu Gebote. Aber beide waren und blieben doch Landleute, Bauern mit Leib und Seele, und errichteten nur aus dem gegebenen Material ihrer Arbeiten und Freuden das Gebäude ihres Wohlseins. Den reicheren und edleren Schatz im Herzen blieben sie doch ganz in ihrem Kreise und suchten diesen nur so schön als möglich zu gestalten.

Die gewöhnliche Lebensweise im Haus eines begüterten Rieser Bauern ist kurz beschrieben. Früh steht man auf, die Familie trinkt im „Kanzlei" Kaffee, den sie durch ein erkleckliches Quantum Tunke nahrhaft macht, die Ehehalten essen in der Stube Suppe. In der Mitte des Vormittags „geht man zum Brod", das für die Eigenthümer durch Butter oder Fleischreste verbessert wird. Um eilf Uhr, unter dem Läuten der Kirchenglocke, setzt man sich zum Mittagessen. Das Vesperbrod befeuchtet sich die Familie gern durch braunes oder weißes Bier, und noch vor dem Betläuten wird die Abendmahlzeit eingenommen. Man geht früh zu Bette, um früh wieder aufzustehen.

Die patriarchalische Sitte, mit den Ehehalten zu essen, ist bei wohlhabenden Rieser Bauern schon geraume Zeit in Abgang gekommen; wie ich glaube, mit Grund. Daß eine begüterte Familie besser essen will, als ihre Dienstboten, ist ihr nicht zu verdenken; in diesem Falle ist es aber humaner, die leckeren Bissen von ihnen ungesehen — eben im Kanzlei — zu verzehren und in ihnen nicht Begierden, denen die Befriedigung versagt bleibt, und melancholische Betrachtungen anzuregen. Für die Untergebenen muß es genug sein, daß auch ihr Essen verhältnißmäßig gut und reichlich ist; und so wurde es ihnen im Hause des Meiers auch geliefert, was

die runden und rothen Gesichter der drei Knechte und zwei Mägde männiglich bezeugten.

Regine, wenn sie die Ehehalten nicht vernachlässigte, lebte freilich ganz besonders für ihre Familie. Bei ihrem Herzen und ihrem Thätigkeitstrieb war es für sie ein eigentlicher Gewinn, daß sie gleich Kinder zu versorgen bekam und als Mutter sich bewähren konnte. Sie liebte die gutartigen Kleinen mit natürlichem Wohlwollen, doppelt als Kinder ihres Mannes, und behandelte sie ganz, als ob es ihre eigenen wären; und die Kinder gewöhnten sich von Tag zu Tag mehr an sie, vergalten ihre Sorge durch Folgsamkeit und zuweilen, von der Guten und Schönen geliebkost, durch wahre Zärtlichkeitsausbrüche.

Auch eine Schwiegermutter im Hause zu haben, war dem jungen Weibe lieb. Zur ganzen Familie gehört auch die Repräsentation des Alters, der Erfahrung: „der Aeh'le“ (das Aehnlein) oder „das Ah'le“ (das Ahnlein) — wenn es nicht alle zwei sein können. Es ist gut, wenn das regierende Paar noch eine Respektsperson über sich hat und ihre Stimme hört, sei diese auch nur eine berathende; und in einem gesegneten Hause muß man neben vergnügten glatten Gesichtern auch vergnügte runzliche erblicken.

Auf die Züge der alten Meierin solch Vergnügen zu locken, verstand Regine durch ihr Benehmen sowohl gegen sie, wie gegen ihren Sohn und ihre Enkel, und schon darum freute sie sich ihrer und holte ihr Gutachten ein und ließ sich von ihr helfen oder half ihr selber. Die Alte ihrerseits konnte der freundlichen Söhnerin nicht widerstehen. Hatte sie bei der ersten ihre Ehre gehabt, so fühlte sie, daß sie bei der zweiten das Bessere dazu bekam. Es ward ihr warm um's Herz und immer heimlicher im Hause.

Unter solchen Umständen, bei Gesundheit, Arbeit, wechsel-

seitiger Neigung und gemüthlicher Unterhaltung über Dinge, die für sie thatsächliche Bedeutung hatten, mußte Frohsinn im Hause des Meiers regieren und schon jeder Werkeltag ein Tag des Vergnügens sein. Die schönste Zeit aber wurde für unser Ehepaar der Sonntag.

Dieser hat auf dem Lande unstreitig viel mehr seine festliche Bedeutung erhalten als in der Stadt, namentlich wenn man die höheren Klassen der städtischen Bevölkerung in's Auge faßt. Nicht nur gehen die Dorfleute viel allgemeiner und regelmäßiger in die Kirche, der ganze Tag ist dem Bauer ein wesentlich anderer als die Wochentage, und er selbst hat sich verwandelt. An den Wochentagen ist sein Sinn auf die Arbeit gerichtet und fast ganz nach außen gezogen; am Sonntag winkt ihm die Ruhe, die nach angestrengter Arbeit so süß ist; und ihr sich hingebend und in ihr sein Inneres gewähren lassend wird er ein anderes, so zu sagen höheres Wesen. Von Anfang an hat an diesem Tag alles für ihn einen feierlicheren Charakter. Wiederholt erschallt das einfache Thurmgeläute, ihm zu sagen, daß er sich festlich anzukleiden und zum Kirchgang zu bereiten habe. Und er legt sein bestes Gewand an — lauter Stücke, die er an Werktagen niemals trägt — und ergeht sich schon vor dem Gottesdienst, in sich gekehrt, mit träumerischem Ernst in seinem Hof, seinem Garten, oder wechselt mit einem Nachbar trauliche Reden, wobei der derbere Ton der Wochengespräche mit natürlichem Takte vermieden wird. Das „Zusammenschlagen“ (das Läuten mit zwei Glocken) ruft ihn in die Kirche, und wenn die Predigt nicht immer geistliche Gedanken in ihm erweckt, so regt sie doch fromme Gefühle in ihm an und gibt ihm eine beruhigte, würdige Haltung. Freier und leichter und für weltlich angenehme Dinge empfänglicher, geht er nach Hause und verzehrt in ungestörtem Behagen das

bessere Mahl, um dann ruhend oder langsam umherwandelnd das Wohlgefühl der Sättigung zu genießen. Die Zeit nach dem zweiten Gottesdienst, der Betstunde oder der Kinderlehre, wendet er auf einen längeren Spaziergang oder er sucht Befreundete auf, in ihrem eigenen Haus oder im Wirthshaus. Gespräche werden gepflogen, ernster, milder und gehaltvoller als an Werkeltagen, wo das Eingehen auf den Gegenstand versagt bleibt. Auch im Wirthshause bewahrt der gestandene Mann seine Gravität; und wenn bei gutem Trank die Köpfe sich endlich erwärmen, die Zungen kecker und die Reden lustiger werden, so ist das auch nur eine Erhebung in eine höhere Region — in die Sphäre der reinen gemüthlichen Fröhlichkeit.

Am Sonntag concentrirt sich für den Bauer, was man in der Stadt alle Tage oder wenigstens öfter in der Woche hat. Am Werkeltag mehr Bauer, ist er am Sonntag mehr Christ und Mensch, innerlich gesammelter, gemüthlicher, beglückter und durch seine vollständige Tracht sogar auch äußerlich vollkommener. Der Sonntag ist für den Bauer nicht nur der vorzugsweise heilige Tag, sondern auch die Zeit, wo sich nach den Stunden der Andacht alles in ihm regt, was wir als „poetisch" bezeichnen, er selbst aber mit einem auch nicht übeln Worte „schön" zu nennen pflegt. Und wer das Landvolk nicht am Sonntag beobachtet, in allen wesentlichen Momenten desselben beobachtet und wiederholt beobachtet hat, der kennt es nicht und weiß nicht, wie viel Schönes in seinem Leben vorkommt.

Im Meierhause trat dieser Charakter des Tages unstreitig reiner hervor, als in irgend einem andern des Dorfs. Schon die Räume hatten hier ein festlicheres Aussehen. Die junge Frau ließ die Stube am Samstag Abends regelmäßig „fegen" (mit weißlichem Sande scheuern), früh Morgens aber sprengen und sorgfältig kehren, so daß die Weiße des Bodens blieb,

während die gröberen Sandkörner entfernt wurden. Die Fenstersimse, der eichene Tisch, die braunen Stühle und Bänke erfuhren eine besondere Reinigung. Und wenn durch die hellen Fenster nun die Morgensonne schien, so gewährte das Ganze einen Anblick, der an Heiterkeit und Heimlichkeit seines Gleichen suchte.

Es begreift sich, daß der Familie in dem Kanzlei, dessen Fenstersims mehrere Blumenstöcke zierten, der Kaffee unter diesen Umständen noch besser schmeckte als an einem Wochentag, zumal das Backwerk in der That feiner und frischer war. Die Kinder erfreuten sich ihres schönen Anzugs und liefen nach dem Frühstück mit größerem Selbstgefühl in Haus und Hof umher, unterhielten einen naiven Discurs mit den freieren Ehehalten oder scherzten mit Hund und Katze. Das Ehepaar, durch das erste Läuten gemahnt, dachte an den Zweck des Vormittags, und der Meier, der einen Theil seiner Kleidung angezogen hatte, rief die Meierin zur Vollendung herbei.

Zu Anfang seines Hausens hatte ihm seine erste Frau (wie es auf dem Lande nicht ungewöhnlich ist) das schwarz seidene Halstuch eigenhändig umgebunden und den weißen Hemdkragen passend darüber gezogen. Später war dieß, wie so manches andere, von ihr unterlassen und der Mann genöthigt worden, sich den Dienst selber zu leisten. Als nun am ersten Sonntag nach ihrer Hochzeit Regine bemerkte, daß er die Arbeit nicht sehr gewandt vollzog, schlug sie ihm heiter vor, sich von ihr helfen zu lassen, und schlang das Tuch so geschickt um den Hals und zog es zurecht, bis es ganz correct saß. Dem guten Meier wurde bei dieser Verrichtung so behaglich zu Muthe, die Finger des lieben Weibes an seinem Halse zu fühlen, erschien ihm so reizend, daß er von da an nie mehr einen Versuch machte, die Kunst selber zu treiben, sondern behauptete, so wie's sein sollte, könne er's doch nicht

machen, und ohne die Meierin ging's nicht. Sie half ihm auch den tuchenen Rock noch anziehen und strich und zog daran, bis er glatt saß, reichte ihm den Hut und weidete sich an dem schönen Mann, oder pries ihn lächelnd mit einer halb scherzenden, halb zärtlichen Miene. Ihren eigenen Anzug besorgte sie dann in der Kammer mit Hülfe der Schwieger, und wenn das Läuten anfing, standen beide bereit, zusammen in die Kirche zu gehen.

Im Gotteshause wurden die klaren, einfach herzlichen Worte des dermaligen Geistlichen vielleicht von keinem Besucher ihres Standes mehr begriffen und empfunden, als von der jungen Meierin. Im Ries gibt es fast in jeder protestantischen Gemeinde einzelne „Fromme" oder „Pietisten", die zusammenhalten, zusammen sich erbauen und, um ihre geistlichen Bedürfnisse zu befriedigen, oft stundenweit zu demjenigen Prediger in die Kirche gehen, der ihnen die Speise des Wortes am entsprechendsten darreicht. Zu dieser Art von Landleuten, an denen allerdings eben so viel zu rügen wie zu rühmen ist, deren beste und wahrste Repräsentanten aber ohne Frage zu den geistig aufgewecktesten Persönlichkeiten der Bevölkerung zu rechnen und höherer Bildung die Hand zu reichen fähig sind — zu diesen gehörte, wie man gesehen, Regine nicht. Sie war eine Natur — eine gute Natur, treu, liebevoll und dankbar; — allein die Flamme jener besondern religiösen Empfindung, welche in den ächten Frommen brennt und diese in eine eigenthümliche Sphäre des Seelenlebens erhebt, glühte nicht in ihr und konnte sich nicht verwandelnd an ihr bewähren. Sie blieb auf dem Boden des ursprünglichen Lebens, in dem Kreis der Natur; und hier zur schönen, herzerfreuenden Erscheinung auszureifen, war ihr Loos, ihr Beruf. Pflegte sie aber geistliches Leben nicht in der Weise, die den protestantischen Pietisten in ihrer Flucht vor der Welt etwas

Mönchisches gibt, und machte sie aus der Frömmigkeit im guten und schlimmen Sinne des Wortes „kein Handwerk,“ so war ihr doch eine christliche Religiosität eigen, wie man sie auf dem Lande in den begabteren *Naturen glücklicherweise* auch nicht selten findet — die *natürliche Frömmigkeit* eines ernsten, festen und dankbaren Herzens. Sie vergaß Gott über ihrer Liebe, über sich selbst und ihren Tagesarbeiten keineswegs und dachte nicht nur in der Kirche an ihn; in einsamen Momenten, wo sie ihr Glück überlegte, fühlte sie es als unendliche Gnade und es drängte das gerührte Herz, den Geber dafür zu loben und ihn mit kindlicher Innigkeit um Erhaltung desselben anzuflehen.

Für solche Naturen ist aber doch recht eigentlich die Kirche da. Wenn die „Frommen“ ihrem Gott bei jedem Schritt zu dienen und dem Wort: „Betet ohne Unterlaß,“ so vollständig als möglich nachzukommen suchen, so halten sich jene an den Salomonischen Spruch: „Alles hat seine Zeit,“ und geben sich nach Gottesdienst und Gebet weltlicher Thätigkeit und Freude wieder mit ganzer Seele hin, indem sie sich im Disput mit den Frommen, der natürlich nicht fehlt, auf den angeführten und ähnliche Sprüche berufen. Solche Naturen brauchen denn auch recht eigentlich den Geistlichen, der sie zu rechter Zeit in die religiöse Sphäre, nach der sie verlangen, leitet und ihnen das gewünschte Licht spendet. Sie verehren ihn dann auch als wahren Führer, als den höheren Geist, der es nach ihrer Ansicht verstehen muß und auf den man sich verlassen kann, während die Frommen sich ihm eher zur Seite stellen und unter Umständen merken lassen, daß sie in geistlichen Dingen noch viel besser Bescheid wüßten, als der Pfarrer — was denn zuweilen auch seine Richtigkeit haben mag.

Der Geistliche des Ortes, der einigen darin ansässigen

Pietisten nicht ganz genügte, weil seine Predigten am Ende doch nicht die „Kraft" hatten, die sie verlangten, war aus demselben Grunde der rechte Mann für Regine. Die Art, wie er mit der Wärme des Herzens Klarheit verband und durch eine wohlgegliederte, bündige Rede zu überzeugen, Religion und Natur im Sinne der Religion auszugleichen suchte, entsprach ihrem Wesen, das Ueberzeugung wünschte, aber auch begabt genug war, um die beweisenden Gründe zu würdigen. Sie gehörte zu den wenigen, die der Predigt von Anfang bis zu Ende folgten. Wenn sie in der ersten Reihe der Stühle an dem ausgezeichneten Platze der „Meierin" saß und fast unbewegt für sich hinsah, sprach aus dem Gesicht ein so schöner Ernst, daß jeder feinere Beobachter sich überzeugte: für sie ist die Predigt nicht eine Art Musik, die nur eine Stimmung hervorbringt, sondern eine Entwicklung von Argumenten und eine Beleuchtung, wodurch etwas vorher Dunkles klar gemacht wird.

Was von Regine gesagt werden konnte, galt auch von dem Meier, nur in weniger tiefer und consequenter Art. Von ihm möchten wir gerade nicht behaupten, daß er der Predigt immer gefolgt sei und seine Gedanken niemals entweder zu andern Gegenständen entweichen oder in den Strom eines allgemeinen Gefühls habe versinken lassen. Manchmal, wenn die Meierin auf etwas hindeutete, was ihr in der Predigt besonders gefallen habe, mußte er sich's von ihr wörtlich anführen lassen, um sich dann auch seinerseits lebhaft wieder daran zu erinnern und in ihren Beifall einzustimmen. In der Regel faßte er aber doch auf, besonders wenn ihn Text und Einleitung wißbegierig gemacht hatten; dann ging er nicht nur im gewöhnlichen Sinne erbaut, sondern auch belehrt aus der Kirche.

Wie viel ein guter Geistlicher dem Landvolk werden

kann, ist noch nicht gebührend hervorgehoben. Den Erzähler, dessen Beruf es ist, gerecht zu sein und weder pro noch contra zu übertreiben, hat wiederholt der Gedanke getroffen, wie gegenwärtig in jedem Winkel des Landes die größten Wahrheiten gelehrt und hie und da sogar klarer, schöner und herzlicher erläutert werden als vom Katheder aus. Er hat auch gefunden, daß Einzelne der Gemeinde sie manchmal besser begreifen, als es vom Auditorium aus zu geschehen pflegt, daß am Ende auch dem mindest Fähigen noch immer etwas mitgegeben wird, was ihn respektabler macht, als er vorher war. Diejenigen, die daran denken, von dem Lichte der Wissenschaft auch dem Landvolk einzelne Strahlen zugehen zu lassen, werden finden, daß der Bauer zur Aufnahme derselben durch Unterricht und eigene Erfahrung vorbereiteter, als Unkundige meinen, und eben zur Erkenntniß des Obersten und Besten befähigt ist, wenn ihm dieses nämlich in der Sprache geboten wird, die er gelernt hat und versteht.

Wenn unsere Eheleute vor dem Kirchenthor sich trafen und heimwandelten, fühlten sie sich beide innerlich erhellt und gekräftigt; Himmel und Erde kamen ihnen lichter und schöner vor und hatten sogar an Regentagen einen gewissen Glanz, den sie in der Woche nicht daran bemerkten. Die reingehaltene Wohnung heimelte sie freundlicher an, wie sonst, das Tischgebet wurde mit mehr Empfindung gesprochen und gehört und das Essen schmeckte noch viel besser, als es wirklich besser war.

An diesem Tag gab die junge Frau dem Mahl auch seine Vollendung durch Kaffee, was sonst nur bei achtungheischenden Besuchen der Fall war. Die gemüthliche Beschäftigung des Trinkens begünstigte ein trautes Gespräch, und wenn die Kinder in den Hof gelaufen, die Großmutter in die Betstunde gegangen, blieben die Gatten oft noch eine

Zeitlang allein im Kanzlei. Da kam es, daß mitten im häuslichen Discurs die Liebe in den beiden Herzen zu wallen begann, daß sie sich schweigend die Hand reichten und eines in das andre mit zärtlichen Blicken die ganze Fülle seines Innern ergoß.

War der Tag schön, so zog sie's ins Freie. In der Regel gingen sie in ihren großen, schönen Garten, spazierten umher, betrachteten Bäume und Sträucher, Blumen- und Gemüsebeete, freuten sich an der Schönheit der Blüthen, schätzten den zu hoffenden Ertrag der Nutzpflanzen, machten Verbesserungsplane und gaben sich dem tiefbehaglichen Gefühl hin, daß alles, was sie sahen, ihr Eigenthum sei.

Zuweilen fügten sie daran einen längeren Spaziergang in die Feldung. Sie wandelten neben einander, nach einander Fahr- und Fußwege der Saaten, hatten ihr Vergnügen an dem wogenden Segen, gönnten allen das Ihre, freuten sich aber doch insbesondere an den eigenen Aeckern. Diese wurden von dem Meier näher geprüft, und wenn er sah, daß das benachbarte Stück weniger dicht bewachsen war und mehr Unkraut hatte, so ermangelte er nicht, mit Bedeutung darauf hinzuweisen, wie viel eben darauf ankomme, das Feld gut zu bauen. Begegnete man andern Dorfleuten, so tauschte man heitere Grüße; bei näheren Bekannten blieb man stehen. Man rühmte den Stand der Saaten, der in diesem Jahr freilich kaum etwas zu wünschen übrig ließ; wurde der Wunsch ausgesprochen, daß man auch alles glücklich heimbringen und mit Hagelschlag und „Mausbiß“ verschont bleiben möchte, so folgte die tröstliche Antwort, daß es „unser Herrgott noch immer recht gemacht habe,“ worauf man grüßend seinen Weg fortsetzte. Schien die Sonne zu warm, so ließ sich das Paar wohl noch in die Kühlung eines Waldstücks verlocken, das der Gemeinde gehörte. Hier ergötzten sie sich

kindlich an dem Gesang der Amsel oder der Grasmücke, sogen den erfrischenden Walddust ein, warfen einen taxirenden Blick auf den Holzwuchs und machten sich dann auf den Heimweg. Da sich jetzt eigentlich nichts neues mehr bot, so folgte das junge Weib irgend einem Anlaß, etwas zu erzählen, von dem Leben z. B. in Augsburg, — was es da für reiche Leute gebe und wie vielerlei Leute; wie sich diese und jene unterhielten und was sie sich einbildeten; wie schön es eben auch dort sei, an einem schönen Sonntag in der großen Maximiliansstraße, wenn Alt und Jung, Vornehm und Gering, und jedes in seinem besten Anzug, da spazieren ginge u. s. w. Diese Berichte waren bei all ihrer ländlichen Manier besonders anschaulich und sachlich gefaßt und lehrten den Meier, was er noch nicht recht oder noch gar nicht wußte. Er hörte aufmerksam zu und vertiefte sich einigermaßen in die Bilder; und wundersam war es ihm, wenn er davon aufschaute, die Felder im goldenen Schein der Abendsonne liegen sah und das ewig frische Lied der steigenden Lerche wieder in sein Ohr drang. Einmal blieb er nach einer solchen Erzählung stehen und erwiederte lächelnd: „Nun, in der Stadt mag's schön sein und hundert Sachen mag's geben, wovon wir uns hier nichts träumen lassen. Aber eins in's andere gerechnet läßt sich am Ende doch auch bei uns leben. Wie meinst du, Regine — können wir zufrieden sein?“ Die junge Meierin lächelte reizend auf diesen Scherzversuch des Gatten und gab ihm die Hand.

Zu den wiederkehrenden Sonntagsvergnügungen gehörten wechselseitige Besuche der beiden nächstbefreundeten Familien, die natürlich auch sonst im engsten Verkehr standen. Wenn die alte Meierin das Paar mit freundlichen Augen ansah, so hing die alte Gröningerin an demselben mit Bewunderung. Wie oft sie „ihre Meierin“ auch gesehen, bei jedem neuen

Anblick erfüllte sich ihr Herz wieder mit stolzer Freude und mit der zärtlichsten Liebe. Auch Bruder und Schwägerin bildeten sich förmlich etwas auf sie ein. Sie hatte es eben von allen doch am weitesten gebracht; sie war die gefeierte Person des Dorfs, die Zierde der Familie, und neidlos ordnete sich ihr auch die Schwägerin unter, zufrieden, so nah mit ihr verwandt zu sein. Wie gut Regine auch war, sie benahm sich doch unwillkürlich wie eine etwas höher Stehende und ließ sich anerkennen und loben, ohne dawider zu reden, wenn es nur nicht gar zu arg wurde. Vielleicht sah sie, daß es den Leuten von Herzen ging und Freude machte, und sie scheute sich, den Erguß wirklicher Liebe zu stören.

Von den Seinen ganz nach Sinn und Wunsch unterhalten, ging der Meier selten in's Wirthshaus; und wenn er sich dazu entschloß, so geschah es um ein Gutes später als ehedem, wo er immer bald nach der Betstunde einzutreffen pflegte. Seine Kameraden machten ihm das erstemal gutmüthige Vorwürfe und neckten ihn; aber ein alter Bauer, der mit einer exemplarisch häßlichen „Graunzerin" (Grunzerin, Keiferin) gesegnet war und deßwegen einen natürlichen Hang zum braunen Bier in sich ausgebildet hatte, rief mit Laune: „Was wollt ihr! Wenn ich ein solches Weib zu Haus hätte, ging' ich gar nicht in's Wirthshaus." Diese Rede war in doppeltem Sinne komisch; die Kameraden lachten und einer versetzte: „Das ist doch zu viel g'redt. Früher wär's vielleicht einmal gegangen, aber jetzt wär's nimmer möglich." — „Bah," erwiederte der Alte, „das versteht ihr nicht. Das Bier ist gut und schmeckt vortrefflich; aber besser ist besser." Und mit dem Meier anstoßend setzte er hinzu: „Nun, Johann, sie soll leben! Was hilft uns das Wünschen? Du hast sie einmal, dir gehört sie, und wir können uns das Maul wischen. G'segn' es Dir Gott!"

Der Meier lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand, denn er wußte, daß der Alte in der Bierlaune nicht immer „in der Art“ blieb. Als er aber nach der ersten Maaß den Geldbeutel zog, um zu bezahlen und die Kameraden ihn halten wollten, verzog sich die ernst gewordene Miene des alten Gesellen wieder zum Satyrlächeln. „Laßt ihn gehen,“ rief er; „ihr wißt ja, wie's einem ist in den ersten vier Wochen — da hab' ich sogar die Meinige nicht genug kriegen können. Nun,“ setzte er zu dem jungen Manne gewendet hinzu, „grüß mir sie schön! — Und laß dir das Nachtessen mit ihr schmecken!“ Der Meier ging und befolgte den Rath.

Nach der Mahlzeit dauerte die Unterhaltung der Familie niemals lang. In Erwägung und Bestimmung der morgenden Arbeiten schloß man den Sonntag ab, und schon angeweht von dem irdisch frischen Hauch der Arbeitstage, mit den Vorsätzen neuer Thätigkeit begab man sich zur Ruhe.

Die Flitterwochen des Paars wurden durch eine Anzahl Regentage verlängert, die das ökonomische Herz des Meiers unter andern Verhältnissen mit bedeutendem Unmuth erfüllt hätten, jetzt aber mit bestem Humor ertragen wurden. Endlich kam schönes Wetter und die Ernten begannen. Sie brachten ernstlichere Arbeit, aber für die Bauernherzen zugleich viel mehr Freuden, als Unkundige sich's vorstellen mögen.

Die Heuernte, wenn der Himmel sie nachhaltig begünstigt, ist von allen die anmuthigste. Die erste Arbeit dabei — das Mähen — gehört freilich zu den anstrengenden; aber sie beginnt am frühsten Morgen, die *rüstigen Bursche*, die taktmäßig die Sense schwingen, sind erquickt von dem Hauch der nächtlich gekühlten Luft, und wenn die Sonne den Thau vom Grase leckt, ist die Hauptsache beendet. Das Machen und Beiführen des Heues ist aber nicht nur die reinlichste, sondern wenn man sie nicht überhasten muß, auch die leichteste und

angenehmste Beschäftigung. Darum pflegen sich Weiber und Mädchen zu ihr auch schmucker anzuziehen und zumal in frisch weißen Hembärmeln andern und sich selbst gefälliger zu erscheinen. Der sonnige Tag, das von den Dorfleuten weithin belebte Wiesenthal, der Wohlgeruch, den das bewegte Heu verbreitet, alles trägt dazu bei, Sinn und Seele zu erquicken und heiter zu stimmen.

Wie erfreulich ist der Anblick eines hochgeladenen Fuders, das der Oberknecht mit wohlgenährten Rossen langsam dem Dorf zuführt! Mit welchem Behagen geht man an die Ladung des zweiten Wagens! Allein ohne alle Störung verläuft der „Heuet" selten, und manchmal wird den rüstigen Armen eine gewaltige Anstrengung zugemuthet, die indessen als süße Frucht nur ein geschärfteres Vergnügen erzeugt.

Wenn man eine Reihe von Tagen spielend gearbeitet hat, können sich am Horizont Wolken erheben, die als drohend erkannt werden und die Menschen zu einem Wettlauf mit den atmosphärischen Mächten nöthigen. Bei solchen Gelegenheiten pflegen die Landleute sich selbst zu übertreffen und in trunkenem Eifer, übrigens unter humoristisch antreibenden Reden und gelegentlichen Ausbrüchen von Heiterkeit, wenigstens doppelt so viel zu leisten als vorher. Wie prächtig dürr ist das Heu und wie voll von Wiesenklee! wie Jammerschade daher, wenn es der Regen durchnetzte und ihm die Kraft wegnähme! Dieser Gedanke stachelt den Haushalt des Bauern, das fast Unmögliche zu versuchen; und es gelingt. Der Himmel ist tiefschwarz, große Tropfen fallen einzeln herab und erzeugen Blasen im Fluß; aber schon bewegt sich das letzte Fuder auf dem Feldweg rasch in's Dorf, und wenn unter Donner und Blitz der Guß beginnt, ist es auf der Tenne des Stadels geborgen. Welch ein Gefühl des Sieges und der Rettung! Man preist und erhebt sich wechselseitig; man freut sich im

Namen des Viehes, das so glücklich ist, das köstliche Futter zu genießen, und setzt sich schweißbethaut, aber leuchtend zum extraguten Vesperbrod und Trunk. Mit gründlichem Wohlgefühl hört man das immer stärkere Regengeplatsche draußen, während man selbst so reichlich wie seit lange nicht das Bier in die Kehle strömen läßt. Denn wie dieses dem ermüdeten Leib, so ist der Regenguß der Wiese gesund und giebt ihr Kraft zu neuem Trieb, zur Erzeugung eines eben so guten und reichlichen „Ohmeds."

Die bedeutendste, edelste Ernte — die „Ernte" oder rieserisch „die Aehret" schlechthin — ist die Getreideernte. Daß sie einen glücklichen Verlauf nehme, ist für den Bauer die Hauptsorge, und wenn das geschieht und wenigstens die meiste Frucht unverdorben heimgebracht wird, ist die Befriedigung auch die größte und nachhaltigste. Um dieses Segens willen, der vor allen den Menschen zu gute kommt und die Welt erhalten hilft, kann man sich wohl auch doppelt anstrengen und hie und da in Ertragung der Hitze das Aeußerste leisten. Ist der Schatz in Sicherheit, dann kühlt man sich wieder; die Mühe ist vergangen, die Freude dauert.

Der Anblick einer Getreidefeldung in der Zeit der Ernte hat etwas unendlich Erheiterndes. Diese Wirkung beruht nicht nur in dem Bewußtsein des Segens, der nach Hause gebracht wird, um wieder ein Jahr die Menschen zu nähren und zu erfreuen — auch das Lichte, Sonnige, Geistige der Farbe trägt dazu bei. Ist es nicht eigentlich die Farbe der siegreichen Heiterkeit? Und mitten in diesem Meere von Segen, wie glänzen die Gesichter der Landleute! Wie fröhlich klingen die wechselseitigen Grüße! Wie herzlich empfunden das Lob des Wetters und des guten Gottes, der es so schön werden ließ!

Das Erfreuliche bei der Landwirthschaft ist aber, daß

der guten Jahreszeit die Ernten eigentlich gar kein Ende nehmen. Nach dem Einführen des Getreides werden die Erbsen „gerissen“; die Lieblingspflanze der Weiber, der Flachs, wird „gelochen“ und zum Dörren auf die Stoppelfelder gebreitet. Dann geht es an's „Ohmed“; und wenn dieses auch nicht so reichlich ausfällt wie das Heu, so ist es um so feiner und zarter, ein wahrer Leckerbissen für die Rosse, welche schön herauszufüttern eine Ehrensache des Bauers ist. Endlich sieht man Wagen mit „Erdbirn“, mit Rüben, mit Krautsköpfen beladen in's Dorf und in die Höfe fahren. Lauter wichtige Artikel! Wenn die ersten recht „melbig“, die zweiten recht groß und die letzten zugleich recht fest befunden werden, so herrscht keine kleine Befriedigung im Hause. Neben den Sommer- und Herbsternten hat der Garten schon zu wiederholten malen seinen Tribut entrichtet; die Früchte wurden und werden verspeist oder gedörrt, um im Kochgeschirr auf's neue Saft zu gewinnen. Zu allerletzt „brockt“ man noch die Lederäpfel, um sie an sicherem Orte zierlich aufzustellen, daß sie dauern bis zum grünen Donnerstag — und nun mag der Winter kommen!

Die junge Meierin, bei ihrem willenskräftigen und willensfreudigen Fleiß, betheiligte sich an allen diesen Ernten mit eigenthümlichem Vergnügen. Seitdem sie als Herrin sie mitverrichtete, kamen ihr die so bekannten Arbeiten ordentlich neu vor, und alle Gegenstände hatten eine erhöhte Bedeutung. Es gehörte ihr, was man sammelte, und ihren Lieben sollte es zu gute kommen! Der schöne Zweck wirkte unwillkürlich und verschönerte die Früchte in ihren Augen so, daß sie eine Korn- oder Flachsgarbe betrachten konnte, als ob sie nie dergleichen gesehen hätte.

Indem sie mit stets regem Eifer eine Wiese nach der andern, einen Acker nach dem andern abräumen half, lernte

sie ihren Hof in seiner ganzen Größe und Vortrefflichkeit erst kennen und nahm eigentlich erst Besitz von ihm. Der Meier, der neben ihr arbeitete, so oft es ihm die Pflichten der Oberaufsicht gestatteten, beantwortete ihre Fragen als Kenner, theilte bei diesem und jenem Grundstück mit, wie es an seinen Vater gekommen, wie sie es miteinander verbessert hätten, und freute sich ihres Lobes. Wenn die junge Eigenthümerin auf besonders gutem Ackerland die Größe des Stücks mit der Zahl der gesammelten Schöber (je sechzig Garben) verglich und diese auch das ihr bekannte höchste Maß noch überstieg, brach sie in einen Ruf der Bewunderung aus und lächelte mit dem Vergnügen eines Kindes vor sich hin.

Die Früchte wurden im Ganzen wohl heimgebracht und nur ein kleiner Theil durch Regen beschädigt. Einmal überraschte die Gatten ein Sturm auf einem vom Dorf entfernten Acker; der Regen schoß wolkenbruchähnlich auf sie hernieder, „patschnaß" und triefend wandelten sie nach Hause. Dies hatte nur zur Folge, daß sie sich wechselseitig auslachten und sich in trockenen Kleidern mit um so größerer Heiterkeit zum Vesperbrod setzten.

Auch von den Arten, die insbesondere die Hausfrauen interessiren, wurde auf dem Meierhof so reichlich geerntet, daß es ordentlich Mühe kostete, die verschiedenen Sachen geschickt unterzubringen. Als das Weib alle Räume gestopft, für die Küche weit hinaus gesorgt und neben dem Stadel überdies einen gewaltigen Thurm von Habergarben sah, die unter Dach keinen Platz mehr gefunden hatten, da konnte sie nicht umhin, ein wundersames Behagen zu empfinden und den Boden doppelt so fest unter sich zu fühlen. Der Besitz ist und bleibt trotz aller idealistischen Weltbetrachtung eine sehr schöne Sache. Er setzt auch den starken Gemüthern ein Maß von Stärke zu und erfrischt und erhebt die Seelen, die

fähig sind, mit den rechten Verwendungsgedanken in die Zukunft zu blicken. Für den Bauer ist er um so beglückender, je sichtbarer und handgreiflicher er ist.

Zu den Freuden und Mühen der ländlichen Arbeiten bilden die kleinen Ausflüge, die besonders in schöner Jahreszeit unternommen werden, eine angenehme Abwechselung. An Markttagen geht die Frau in die Stadt, verkauft und kauft und wird heimkehrend von den Kindern mit Jubel empfangen, indem die naiv Lüsternen mit Recht vermuthen, daß für sie etwas „Gut's" im Gretzen ist. Größere Handelsgeschäfte bleiben dem Manne vorbehalten, und auch dieser bringt für die Zungen der Kleinen gern etwas Beglückendes mit; die Hauptsache ist aber der gefüllte Geldgurt, den er nach einer gelungenen Expedition selbstbewußt auf den Kanzleytisch zu legen pflegt. Die Sortirung der Münzen bewährt sich als ein unterhaltendes Geschäft, das sogar die Kinder mit Blicken der Theilnahme betrachten.

Schöner, poetischer sind die gemeinsamen Besuche bei Verwandten in andern Dörfern, die an Feiertagen unternommen werden. Hier fühlen die Herzen guter Landleute nur schöne Regungen und bewegen sich förmlich in einer idealen menschlichen Sphäre. Man bringt Geschenke und nimmt welche mit nach Hause, man speist und preist, man thut sich Ehre an und ergötzt sich an Höflichkeiten; und wenn die Gäste mehr an Gaben empfangen, so spenden sie dafür auch mehr Lob für die Herrlichkeiten, die ihnen gezeigt werden. Feld und Wald erscheinen anmuthiger, wenn sie auf dem Hin- und Heimweg in festlicher Stimmung vom Wagen aus betrachtet werden, und der fahrende Bauer, zum „Herrn" geworden, sieht in heiterer Freiheit gleichsam auf sich selbst herab.

Unser Paar kostete alle diese Freuden von Grund aus und erquickte sich namentlich an den Besuchen, die für sie

zusammen abgestattet allen Reiz und alle Ehre der erstmaligen hatten. — Wie fröhlich sie aber auch immer gewesen sein mochten, beide empfanden doch wieder ein ganz besonderes Vergnügen, wenn das Gefährt in den Meierhof rollte, der Hund freudig bellte und Großmutter und Ehehalten mit herzlichem Gruße nahten. Daheim war es eben doch am schönsten! — freilich nachdem es vorher draußen am schönsten gewesen war.

Der Spätsommer brachte noch einen besondern Genuß — auf einer Hochzeit, welche die Meierin als Gast mitfeierte. Da es gerade wenig zu thun gab, kutschirte der Mann sie selber an Ort und Stelle und benutzte, durch gutes Geträuk erwärmt, die Gelegenheit, Abends mit der Lieben zu tanzen und sich aufzuführen wie ein Junger. Bei solchen Anlässen pflegen die Ehemänner auf die Ledigen zu stechen und unter dem Beifall der alten Kenner ihr Bestes zu leisten. Der Meier verjüngte sich in der Freude seines Herzens um ein Jahrzehnt, die Meierin wurde ihm ganz wieder zur jungfräulichen Geliebten, in seinem Herzen erstand nach dem, was ihm gehörte, ein Verlangen, als ob er es erst erwerben müßte, und in mondbeglänzter Nacht führte er die Gattin mit Empfindungen heim, die denen, womit er die Braut heimführte, durchaus ähnlich waren.

Die Extrafreuden der guten Jahreszeit wurden durch die Ortskirchweih abgeschlossen, welche in die Mitte des Oktobers fiel. An dem Haupttage leistete die Meierin reichlichen Ersatz für die bei den nächsten Verwandten genossene Freundlichkeit und bereitete diesen, die als Gäste erschienen waren, ein Mittagsmahl, das wohl ein Diner genannt werden konnte. Abends begab man sich in's Wirthshaus, weilte trinkend, essend und tanzend bis gegen Mitternacht, und der Meier beurkundete seine Stellung im

Dorfe auch dadurch, daß er für sich und seine Gäste die bei weitem größte Zeche bezahlte.

Trotz des Vergnügens, das sie sich den Sommer über gemacht, trotz der Ausgaben, die sie sich gestattet hatten, fanden unsere Eheleute im Spätherbst doch, daß sie etwas Erkleckliches „hinausthun,“ d. h. auf Zinsen leihen konnten. Die Gewißheit, daß es mit dem Hauswesen vorwärts ging, erfüllte sie mit neuer Zufriedenheit und heiter betrachtete die Frau den Hypothekenbrief, den sie miterworben zu haben sich bewußt sein durfte.

Der Winter hat auf dem Lande etwas Einförmiges, weil hier für die Natur nicht die Kunst eintritt und durch ihre idealen Belebungen die geflohenen Bilder der schönen Jahreszeit ersetzt. Eine saison morte ist er aber hier doch nur für den Städter, der ein bunteres Leben gewohnt ist, nicht für den Bauer. Diesem kommt er vielmehr nach den Arbeiten und Freuden des Sommers gerade recht und bringt auch seinerseits Genüsse, die nicht zu verschmähen sind.

Vor allem die Ruhe — die leibliche und die geistige. Nach den vielen Anstrengungen, welche die schöne Jahreszeit eben doch mit sich führt, und nach den Befürchtungen, so lange die Ernten noch feindlichen Kräften zur Beute fallen konnten, ist es ein schöner Gedanke, auf eine lange Zeit hinaus mäßig arbeiten, gemüthlich auf der Ofenbank sitzen und, wenn man just darauf aus ist, recht lange schlafen zu können; es ist angenehm, wenn der erste Schneesturm tobt, sich zu sagen: „Rase, wie du willst; dem Korn im Viertel und dem Heu auf dem Boden wirst du doch nichts anhaben.“

Der Bauer hat im Winter eine gründlich warme und duftende Stube, weil in dem Rohr des eisernen Ofens gebacken und gebraten wird, und er ist empfänglich für den



behaglichen Dunst und für den leckern Geruch. Ein halbes Dutzend Dreschflegel im Takt auf das Getreide fallen zu hören, hat zumal für den Eigenthümer etwas *Ermunterndes*; und sehr erfreulich ist es, *Nachmittags als Ergebniß* davon so und so viel Metzen Korn *„aufzuheben.“*

Natürlich hat der Winter auch auf dem Lande seine eigenen fröhlichen Zeiten. Weihnachten und die Gaben des Christkindles spielen bei dem wohlhabenden Bauer eine große Rolle. Für Neujahr werden vom schwarzen „Lähfel“ an bis zum „Krapfen“ hinauf eine Reihe von Backwerken hergestellt und Freunde, Bekannte, Ehehalten, Bettler, *namentlich* aber Kinder damit glücklich gemacht. Schöne Momente bezeichnet die Metzelsuppe, die sich bei dem wohlhabenden Bauer *zwei bis* drei Mal wiederholt. Und wer es gesehen, der *wird uns beistimmen*, wenn wir sagen, daß eine speckschneidende, gelegentlich von den eßbaren Theilen naschende, mit allerlei Spässen sich unterhaltende, der milden Autorität des erprobten Metzgers und Wurstmachers sich fügende Bauernfamilie zu den behaglichsten menschlichen Bildern gehört.

Leute, die sich lieb haben, sind gern auf ihren eigenen Umgang beschränkt, und die Aussicht auf ein verhältnißmäßig einsames Leben hat für sie einen ganz besonderen Reiz. Der Meier und die Meierin begrüßten daher den ersten tüchtigen Schneefall mit Freuden und gaben sich ganz dem traulichen Gefühl ihrer Häuslichkeit hin. Und der Winter bot ihnen, was er einer wohlhäbigen Familie irgend bieten konnte, ja noch etwas mehr.

Den anmuthigsten Eindruck machte das Haus um die Weihnachtszeit. Der Meier hatte rechtzeitig einen überflüssigen jungen Weichselbaum im Garten abgehackt und in wassergefülltem Kübel auf der Bank in dem vordern Winkel des

Kanzleys aufgestellt, das bei ihm ziemlich groß war. Als die heilige Zeit heran kam, waren bei der stetigen Wärme des Raums nicht nur die Blätter, sondern auch schon Blüthen ausgeschlagen, und der von der Meierin überdies feiner und reicher als landüblich geputzte und glänzender beleuchtete Baum gewährte am Bescheerungsabend einen so prächtigen Anblick, daß man aus den Nachbarhäusern kam, ihn zu genießen und zu bewundern.

Diese Zierde blieb dem Kanzley bis ins neue Jahr hinein. An der Wand hing ein Käfig mit einem Schwarzblättchen, ein anderer mit einer Grasmücke. Wenn diese nun in der Abendstunde „träumten" — wie der Bauer so schön das leise Singen der kleinen Vögel benennt — und die weißen Blüthen des Baumes durch die Dämmerung glänzten, dann wurde es der beisammen sitzenden Familie unendlich heimlich zu Muth; eine beinahe feierliche Stimmung kam über die Eltern und selbst die Kinder horchten stille. Draußen rieselte der Schnee und der Winter herrschte unumschränkt; im Haus waltete der Lenz, ein süßer, lieblicher Traum des Lenzes.

Der Tag, an welchem ausgedroschen wird, die sogenannte „Flegelhenke", war zu jener Zeit noch mit einem Brauch bezeichnet, der viel dramatisches Leben ins Haus brachte und den wir hier schildern müssen.

Wenn man den letzten Schober drischt, hängt an einem Pfosten des Stadelthores ein Strohband, auf welches von zwei Seiten in verschiedenem Sinne wieder und wieder die Augen sich richten. Das Mädchen (die zweite, jüngere Magd) hat die Aufgabe, dasselbe zu ergreifen und flügelschnell in's Haus, in die Küche zu tragen, daß es in den Ofen geschoben und verbrannt werden kann; die Drescher haben mit noch größerer Geschwindigkeit ihr nachzueilen, sie zu haschen

und es ihr abzunehmen. Wer den Sieg davon trägt, erhält von dem andern Theil ein Präsent. Natürlich wählt die kluge Dirne den Moment, wo die Drescher nicht nur den Hintergrund erreicht, sondern endlich auch in der Aufmerksamkeit schon etwas nachgelassen haben. Wie der Blitz fliegt sie dann mit dem ergriffenen Band über den Hof, wie das wilde Heer jagen die Bursche nach, und wie es nun ausfallen mag, immer giebt's mächtigen Lärm und großen Parteijubel. Denn es begreift sich, daß es die weiblichen Personen ohne Ausnahme mit dem Mädchen halten, und daß es eigentlich ein Kampf zwischen den beiden Geschlechtern ist. Zuletzt können freilich alle zufrieden sein: die Hausfrau sorgt an diesem Tag für ein besonders gutes Mittagsmahl und extra geschmalzenes Backwerk.

Die Meierin setzte ihre Ehre darein, den zweiten Knecht, der prahlerisch das Gegentheil vorausgesagt hatte, bei dieser Gelegenheit zu beschämen und den Sieg auf die weibliche Seite zu lenken. Sobald das athemlose Mädchen den Haustennen erreicht hatte, wurde die Thür den Verfolgern vor der Nase zugeschlagen und geriegelt; der dritte Knecht, der seinen Lauf durch die Stallung nahm, um der Flüchtigen im Tennen den Weg abzuschneiden, fand die dahin führende Thür verrammelt — und das Band flackerte lustig im Ofen, als die hereingelassenen Bursche den Triumph durch ihren Verdruß noch mehren halfen. Der langbeinige Pranger entlastete sein Herz durch einige Kernflüche, die bei den Mägden jubelndes Lachen hervorriefen und auch von der alten Meierin nur schmunzelnd untersagt wurden. Zum Glück für ihn trug man bald das Essen auf, und Schweinefleisch und Sauerkraut waren von einer Güte, Weißbrod und Schneckennudeln von einer Feinheit, daß ein Barbar damit besänftigt worden wäre, geschweige denn ein bei allem Ehrgeiz ehrlicher und noch

dazu hungriger junger Riefer. Unser Bursche machte denn endlich gute Miene, suchte selber zu spaßen, versicherte dann aber doch mit Zuversicht: „Auf's Jahr geht's anders!"

Der Februar sorgte noch für eine Schlittenbahn, die man lange vergebens erwartet hatte, und verschaffte dem Meier das Vergnügen, auf einem neuen Schlitten, der sich in der Stadt mit Ehren sehen lassen konnte, die Frau nach Nördlingen zu fahren, dort mit ihr Einkäufe zu machen und in den „drei Mohren" sich gütlich zu thun.

Endlich nahte der „alte Winter" seinem Ende. Und wie viel Behagen er dem Bauer auch verschafft hatte, er mußte sich doch gefallen lassen, daß diesem bei seinem Hinschwinden und den ersten Regungen der wiedererwachenden Natur das Herz aufging, daß man sich auf die gute Jahreszeit freute, auf die Vögel, wie schön sie singen, auf die Blumen, wie schön sie blühen, hauptsächlich aber auf die Arbeiten des Säens, Pflanzens und Erntens, als wäre dies alles noch nie dagewesen.

Wenn der Landmann auf den Kreislauf der Natur angewiesen ist, so fühlt er glücklicherweise auch für alle Wendungen desselben ein unerschöpfliches Interesse. Seine Empfänglichkeit für den Gegenstand, wenn er sich auch noch so oft wiederholt, bleibt sich völlig gleich; ja die Liebe zu den für ihn schönsten Momenten der Natur scheint mit den Jahren und dem Verstande eher zu wachsen, als abzunehmen.

Unsere Eheleute fühlten sich auf's lieblichste angeweht von den ersten Hauchen des Lenzes. Die Lieder der Vögel machten sie fröhlich, daß es in ihren Herzen selber klang und sang. Mit frischester Lust erfüllte sie der Gedanke, bald wieder thun zu können, was sie voriges Jahr gethan hatten.

In gemeinschaftlicher Arbeit und gemeinschaftlichen Freuden wuchsen die beiden Seelen immer inniger zusammen. Fast

mit jedem Tag wurde eins dem andern klarer und trauter, und jedes fühlte, daß eben nur dieses das rechte wäre und sonst kein anderes auf der ganzen Erde. Wenn das so recht offenbar wurde, indem eines dem andern etwas extra Liebes anthat, konnte man den Ruf hören: „O du bist halt ein Mann!“ oder: „O du bist halt ein Weib!“ — und in diesen Worten, in dem Ton, in dem sie gesprochen wurden, lag alles Glück und alle Liebe des Paars.

Das Verhältniß beider gestaltete sich, wie es in der Natur der Dinge lag. Regine, von Haus aus tiefer und innerlicher angelegt, wurde durch ihre Erfahrung und die Art, wie sie diese benutzte, reicher gefördert, und sie blieb daher die bedeutendere Persönlichkeit. Das ist aber ja die Wirkung der ächten Liebe, daß sie ausgleicht, ohne gleich zu machen, daß verschiedene Naturen in ihr sich Eins fühlen, und daß eine so reich ist wie die andere, weil jede sich selber besitzt und die andere dazu. Im liebenden Verkehr mit der höheren Persönlichkeit muß die minder bedeutende auch in sich selber gesteigert werden und hinanstrebend und hinangehoben sich ihr endlich so zur Seite stellen, daß es schwer zu sagen ist, wo die größere Vortrefflichkeit sei.

Der Meier wurde im Umgang mit seinem Weib innerlicher; er lernte feiner denken und empfinden, ohne daß der Bauer in ihm und seine Naturfrische beeinträchtigt worden wäre. Hatte ihm seine erste Frau Respekt abgenöthigt, so fühlte er für die zweite mit der Liebe eine tiefe Herzensachtung. Er ehrte und verehrte sie recht eigentlich als ein höheres Wesen, er sah zu ihr empor und that nichts, was ihm wichtig erschien, ohne ihre Meinung vernommen zu haben. Ihr Verstand, die Raschheit und Bestimmtheit ihres Urtheils bestrickten ihn eben nicht minder, wie ihre übrigen Eigenschaften. Mit ihrer Beistimmung ausgerüstet war er seiner

Sache gewiß, und wenn er mit einem andern in Disput gerieth, konnte es ihm begegnen, daß er zur Stütze seiner Behauptung hinzufügte: „Meine Meierin hat's auch gesagt!" was freilich auf dem Gesicht des Gegners zuweilen ein gemüthlich satyrisches Lächeln hervorrief.

Der Meier erfuhr, welch ein wunderbares Geschöpf das Weib ist, wenn es gut ist. Er lernte die herzinnige Liebe und Treue als das Höchste erkennen und als das Schönste. Als er einst mit seinem Schwager Gröninger zusammensaß und auf das Lob der Regine gekommen war, schloß er mit den Worten: „O Bruder, ich sag' dir, so eine wie die ist, gibt's nicht mehr! Mir ist's im Grund immer gut gegangen und ich hab mich nie zu beklagen gehabt. Aber jetzt seh' ich, daß doch eigentlich nichts dahinter gewesen ist; — jetzt erst weiß ich, warum ich leb'."

Mußte nun aber dieser Mann, den sie geliebt hatte, ohne ihn so zu kennen, einem Weib wie Regine nicht immer lieber werden? — Mit einem stumpfsinnigen und herrschsüchtigen hätte sie nicht zu leben vermocht. In ihr lag ein ungewöhnlicher Sinn für Gerechtigkeit. Recht wollte sie geben und Recht wollte sie auch erhalten; Unrecht zu dulden war nicht ihre Stärke. Sie kannte sich darin selbst und sagte sich, daß sie mit diesem und jenem im Dorf nicht zu hausen vermocht hätte. Welch ein Glück nun, einen Mann zu haben, der ihr sogar mehr einräumte, als sie hätte fordern mögen, der es gern und mit Freuden that! Sie fühlte dies einmal so tief, daß sie ordentlich erschrak, als ihr der Gedanke kam, wie sie ihn auch nicht hätte bekommen können. Aber bald darauf sagte sie sich: Nein, ich hab' ihn bekommen müssen! Er paßt für mich und ich für ihn, wir mußten einander haben.

Mit dieser Erkenntniß freute sie sich nun besonders der

Vorzüge, die er nach ihrer Ansicht vor ihr selber voraus hatte: der gutmüthigen Fröhlichkeit, des lebendigeren Wesens, der Gabe, etwas Unangenehmes leichter zu nehmen, als sie, und eher einen Spaß daraus zu machen. Ja, auch das ergötzte sie an ihm, was man als kleine Schwachheit ansprechen kann. Sie lächelte, wenn sie ihn zuweilen von behaglicher Ruhe langsam und mit humoristischer Klage sich losreißen, nach einer guten Speise oder gutem Trunk mit kindlicher Begierde verlangen, bei andern Leuten hie und da eine ziemliche Neigung zum Prangen entwickeln sah; und wenn jemand sich erboten hätte, ihn von diesen Schwächen zu heilen, sie hätte sich's verbeten. That er ja doch alle seine Arbeit und schaffte mehr als ein anderer, wenn er einmal in's Feuer kam; übernahm er sich ja nicht im Essen und Zechen und schlug es ihm noch dazu vortrefflich an; machte er sich ja doch nicht lächerlich durch Hoffahrt, sondern ließ auch andere gelten und gewann dadurch ihre Freundschaft! — Wenn er für sie der beste Mann war, den sie nur wünschen konnte, so hatten ihn auch die Leute gern und respectirten ihn hoch. Denn ihr gab er nach, wo es darauf ankam, aber andere kriegten ihn nicht klein. Da wußte er sehr gut, was er sich schuldig war, und stellte seinen Mann.

Das Glück auf Erden ist freilich nicht in jeder Beziehung vollkommen, und ich bin nicht gemeint, so eines hier schildern zu wollen. Der Tag ist lang, und neben der Lust hat in ihm auch die Unlust Platz, neben der Fülle die Leere, neben der Wärme die Kühle. Wie nach dem römischen Poeten zuweilen auch der gute Homer schläft, so schläft in dem liebenden Menschen zuweilen auch die Liebe. Der alte Widersacher ist mit bestem Willen nicht immer von uns abzuhalten, und je größer das Geschäft, desto mehr Gelegenheit hat er zum Ueberfall. Da gibt es Ungeschick und Verdruß

und Aufbrausen und Streit über verschiedene Ansichten u. s. w. — Natürlich fehlte dergleichen auch nicht in dem Leben unseres Paars.

Was die Pausen in der Liebe betrifft, so waren sie hier allerdings vielmehr ein Schlaf, ein natürlicher gesunder Schlaf, nach welchem die Zärtlichkeit um so schöner und rosiger erwachte. Wer könnte es auch aushalten, wenn die Flamme des Glücks immer loderte und nicht wieder in ihren Grund zurück ginge? Strebende, forderungslustige Naturen muthen sich eine solche Dauer zu, belehren sich dann aber selbst eines Bessern. Natürliche Menschen wollen es schon nicht anders haben, als es ist, und nehmen es an, wie's kommt.

Bemerklicher machten sich nach und nach widerstrebende Meinungen bei einzelnen Fällen. Der Meier hatte eine Anlage zur Reizbarkeit; im ersten Augenblick zweifelte er nicht an der Unfehlbarkeit seines Urtheils und trat mit Lebhaftigkeit dafür ein. Zum eigentlichen Wortgefecht kam es aber darum doch nicht. Regine, wenn sie bemerkte, das er im Zuge war, ließ ihn reden. Hatte die Sache keine Bedeutung, so gab sie nach; kam es darauf an, so wußte sie ihren Zweck später zu erreichen, indem sie nach Art kluger Frauen die Zeit ersah, wo der Mann ihren Gründen nicht zu widerstehen vermochte.

Zuweilen setzte sie ihren Willen sogleich durch und überwältigte die entgegengesetzte Ansicht des Mannes durch Energie. Im ersten Sommer, Ausgangs der Kornernte, machte ein Bauer ihnen einen Weg über seinen Acker streitig, den der Hof bisher genossen hatte. Der Meier, weil die Sache nicht viel auf sich hatte, war geneigt, Verzicht zu leisten; aber die Frau, über die ungerechte Forderung empört, nöthigte ihn zum Proceß, der denn auch gewonnen wurde. Als ihm der strittige Gegenstand, der ihm einen kleinen Umweg ersparte,

wieder zugesprochen war, fragte er die Frau lächelnd: „Was haben wir nun?“ — Regine versetzte mit Nachdruck: „Unser Recht haben wir! Man muß sich von solchen Leuten nichts nehmen lassen, und wenn's nur eine Stecknadel wär'. Man verderbt sie nur damit!“

Im zweiten Frühjahr kam jener langbeinige Knecht, den wir an der Flegelhenke kennen gelernt haben, wiederholt angetrunken nach Hause und ließ sich einmal gegen das Ehepaar zu einer rohgroben Aeußerung hinreißen. Man kündigte ihm den Dienst. Am andern Morgen erschien er mit einer Armensündermiene, erklärte, daß ihm seine gestrigen Reden über die Maßen leid thäten, betheuerte hoch, daß er künftig nie mehr zu viel trinken werde, und bat inständig, man möge ihn behalten. Der Mann in seiner Gutmüthigkeit wollte schon darauf eingehen; aber die Frau erklärte mit Entschiedenheit, der Dienst sei ihm aufgesagt und er müsse sich um einen andern Platz umsehen. — Ihr war die Frechheit des Ausdrucks auch für einen Berauschten zu groß erschienen, und in seinem heutigen kläglichen Benehmen erkannte sie keine Reue, sondern nur den Wunsch, den guten Platz nicht zu verlieren. Ein solcher Mensch wäre für ihr reines Hauswesen ein Schmutzfleck gewesen — er mußte fort, ihr aus dem Hause.

Dergleichen Vorfälle trübten den schönen Fluß ihres Lebens nur vorübergehend und oberflächlich. Einmal schlug aber ein gewaltiger Blitz in die Seele des Weibes; ein jäher Schreck riß ihre Seele aus allem, was *ihr lieb und theuer* war, heraus und zeigte ihr das grauenvolle Gesicht des Unheils.

Der Meier war an einem Samstag in Geschäften über Land gefahren. Er blieb länger als es ausgemacht war, die Nacht kam und Regine harrte mit Verlangen auf seine

Rückkehr. Auf einmal trappte und rollte es mit ungewöhnlicher Hast durch das offene Hofthor; das Weib eilte hinaus und sah — die Rosse allein mit dem vordern Gestell des Wagens. Sie fuhr zusammen und schaute erblaßt auf die endlich haltenden Thiere. Diese waren durchgegangen, der Weg führte an Abstürzen, an Wasser vorbei. Das größte Unglück war möglich, und die Angst hatte es schon vor Augen. Außer sich rief sie den herbeigelaufenen Knechten zu, die Rosse zu nehmen, sie den Weg zurückzuführen, und sie selbst eilte im Schein der Mondsichel mit ihnen fort. Auf dem Weg, auf dem sie mit bebenden Knieen hinter den trabenden Rossen lief, sah das spähende Auge lange nichts, tobend klopfte ihr Herz und mit einer Art von Wildheit rief sie: „Wenn er todt ist, dann ist's aus mit mir und ich weiß, was geschieht!"

Doch — im Nebelduft, rechts am Sträßchen, zeigte sich ein dunkler Gegenstand; der Oberknecht schrie darauf hin, und es antwortete die Stimme des Meiers. — „Er lebt!" rief's in ihr. „Gott im Himmel, ich danke dir!" In wenigen Sekunden war ihr Arm um seinen Hals geschlungen, sie fragte und prüfte, und die Ueberzeugung, daß er unverletzt sei, lockte ihr Thränen ins Auge.

Das Unglück, das sie gefürchtet, hatte dem Mann nahe genug gestanden. Er saß, nachdem er das Spritzleder auf beiden Seiten befestigt, ordentlich eingeschlossen im Sitz, und seinen Gedanken hingegeben ließ er, wie er ja schon oft gethan, den heimeilenden Rossen die Zügel. Auf einmal setzten diese mit der Schnelligkeit des Blitzes über die Straße, in der nahen Vertiefung stürzte der Wagen völlig um, so daß die Räder empor standen, und der im Spritzleder steckende Meier hätte, fortgeschleift, den Tod oder grausame Verletzungen gefunden, wenn die Schraube auf dem Eisen, durch das die beiden Gestelle zusammengehalten waren, nicht locker gewesen

und abgesprungen wäre. Nun rannten die wild gewordenen Thiere mit dem vordern weiter; der Meier arbeitete sich vor, erholte sich nach und nach, reinigte sich und stellte den Rest des Wagens zurecht. Das Benehmen der Thiere war ihm unerklärlich; er spähte umher, was daran Schuld sei, und sah auf der einen Seite des Wegs einen alten verlassenen Schäferkarren, der im matten Schein des Mondes gespenstisch glänzte; daran hatten sie gescheut. Ueber das Gespann beruhigt, wollte er jetzt nach Hause gehen, als er bemerkte, daß ihm seine werthvolle silberbeschlagene Tabackspfeife fehlte. Sie konnte nicht weit sein, er suchte darnach und hatte sie eben gefunden, als er den Zuruf des Oberknechts vernahm und mit Freuden die Seinigen erkannte.

Nachdem er dem fragenden Weib dies alles erklärt hatte, konnte sie nicht zärtlich schelten, wozu sie große Lust gehabt hätte. Die beiden Gestelle wurden verbunden, die Knechte führten Roß und Wagen, und der Meier, von der Frau geleitet, ging hinterdrein. Während des Gehens verlor sich auch ein dumpfer Schmerz der Erschütterung aus seinen Gliedern, und in den Hof tretend grüßte er die aufgestandene und angstvoll harrende Mutter mit freundlich tröstenden Worten. Am folgenden Tag, in der Kirche, sendete Regine, heiße Dankgebete zum Himmel für diesen Ausgang empor. Wegen ihres verzweifelten Gedankens empfand sie keine Reue. Das war ein Punkt in ihr, über den sie keine Macht zu haben schien.

Die Arbeiten im Sommer waren in Folge mehrerer unzeitiger Regengüsse beschwerlicher als voriges Jahr, aber im Ganzen konnten die Bauern mit den Ernten wohl zufrieden sein. Als das Wichtigste aufgehoben war, sah man allenthalben das Behagen wieder, das den ländlichen Gesichtern im Herbst eigen ist.

Das Antlitz Regines drückte fast noch innigere Zufriedenheit aus, als früher. Ihr Wirken als Hausfrau war ihr eine freundliche Gewohnheit und andere Natur geworden, wobei ihr alles spielend von der Hand ging. Die Bäuerin hatte die Empfindung des Künstlers, wenn er sich der Meisterschaft nähert, und für das feinere Auge schien sie nicht nur an Selbstgewißheit, sondern auch an Würde gewonnen zu haben.

Ihr schönes Dasein wurde durch das Dorf nicht beeinträchtigt, sondern gefördert. Man schätzte sie als die Erste ihres Standes, man liebte sie wegen ihrer Güte, die eben von der Ersten um so wohler that, man war stolz auf sie und auf ihren Ruhm in der ganzen Umgegend. Da sie nicht nur schenken konnte, sondern auch wirklich schenkte und es freundlich that, so fand sie unter den Bedürftigen Verehrer, sogar Schmeichler, und ein Paar alte Bettelweiber, die sich regelmäßiger Bezüge von ihr erfreuten, trugen ihr Lob im ganzen Ries umher. Die Glückliche hatte Gefallen am Lob, und auch zu Schmeicheleien, wenn sie nicht gar zu ungeschickt herauskamen, lächelte sie oder wies sie nur lächelnd zurück. Das Gute war, daß sie die Schönheiten, die man ihr sagte, auch verdiente und daß man sie und den Meier nicht nur in's Gesicht lobte, sondern ebenso auch hinter ihrem Rücken.

Eine Gattung von Menschen war indeß mit dem Ehepaar nicht ganz zufrieden, und zwar aus eben dem Grund, warum die Bedürftigen ihr Lob sangen. Ihnen ging in dem Hause zu viel auf. Sie räumten ein, daß der Meier ein reicher Mann sei und daß er nicht zurückkomme, aber das sei eben der Fehler. So einer müßte weiß Gott wie viel „verhausen“ und jährlich viel mehr hinausthun, als man höre, daß bei ihm geschehe. Da dürfte man sich's aber freilich nicht so wohl sein lassen bei ihm, und alle müßten

um ein Gutes weniger brauchen und um ein Gutes mehr schaffen. — Es gibt nun einmal Bauern und muß es vielleicht geben, deren Gewissen sich nur dann beruhigt, wenn sie sich abrackern. Wenn einer dieses Schlages nicht wie drei Knechte arbeitet und wie ein halber ißt und trinkt, hält er sich für einen Müßiggänger und Verschwender und fürchtet zu verderben.

Als so eine Stimme zu dem Ehepaar drang, *lächelte* die Frau, der Mann aber wurde ungeduldig. „Der Weilerbauer," entgegnete er, „ist ein alter „Ruach" (ein Erwerbgieriger) und ein Narr seines Handwerks! Meine Kinder werden einmal genug bekommen, und wenn sie leben, wie ich, dann wird's auch den ihrigen gut gehen. Wer den ganzen Tag nichts anders tendirt, als Geld zusammen zu scharren, ist ungescheidter als das Vieh im Stall. Gerade bei solchen kommt über kurz oder lang ein Lump in die Familie und wirft alles wieder hinaus." — „Das ist wahr," bemerkte Regine; „aber deßwegen seh' ich nicht ein, warum du dich so darüber ärgerst. Solchen Leuten machen wir's nur recht, wenn wir gerade so leben, wie sie, und da behüt' uns Gott davor! Es ist eine Ehre für uns, wenn sie uns ausrichten." — „Wohl," versetzte der Meier besänftigt. „Man spricht aber auch nur davon."

Die Klasse der „Ruacher" hat im Ries *allenthalben ihre* Vertreter, in einem Ort finden sich aber doch immer nur einzelne Exemplare. Wenn diese nun, wie billig, über unsere Leute gerade wegen der Schönheit ihres Lebens den Kopf schüttelten, so schlugen sich dafür zu der Mehrheit der Anerkennenden auch noch die Repräsentanten des gebildeten Standes, die mit ihnen zusammen kamen. Der größere Theil des Lobes kam freilich auf die Seite Regines. Wenn die Pfarrersfamilie Besuch hatte und dieser dem Gottesdienst

beiwohnte, fiel das schöne Weib mit der ungewöhnlichen Haltung regelmäßig auf und zumal die Frauen erkundigten sich mit Lebhaftigkeit, wer sie wäre. Die Pfarrerin beantwortete diese Fragen mit einer Art von Selbstgefühl, ein so ausgezeichnetes Exemplar von Bäuerin in der Gemeinde zu haben; sie erzählte, was sie von den Schicksalen des Paares wußte, und die Meiersleute, zumal die Frau, wurden der Gegenstand mancher Unterhaltung in ihrem Hause. Die mit dem Bewußtsein eines höheren Standes Erfüllten pflegten zu sagen: „Für eine Bäuerin hat das Weib ein auffallend hübsches und stattliches Aussehen.“ Wohlwollende Naturen gaben sich der Anerkennung ohne Weiteres hin, und ein poetisches Fräulein, die sich nicht damit begnügt hatte, sie in der Kirche zu betrachten, sondern ihre Bekanntschaft machte und sie beim Kaffee studirte, kam begeistert in's Pfarrhaus zurück und erklärte sie für „das Ideal“ einer Bäuerin. „Sie ist auch sehr verständig,“ setzte sie hinzu, „und in ihrem Benehmen könnte sie mancher Dame zum Muster dienen.“ — „Eine Beobachtung,“ versetzte lächelnd der humoristische Geistliche, „die ich auch schon gemacht, aber natürlich nicht auszusprechen gewagt habe.“

Zu all diesen Erfolgen, zu dem schönen Einverständniß, in dem sie mit ihren Verwandten lebte, war für die junge Frau noch das Glück gekommen, eine Freundin im besondern Sinn, eine Vertraute zu gewinnen. Es war dies das zweite Weib ihres Taufpathen, eine Frau in mittleren Jahren, wacker, theilnehmend und lebenserfahren wie wenige. Die ähnlichen Naturen zogen sich an und bald standen sie in einem Verkehr, welcher der Meierin sehr angenehm war. Man hat vielerlei zu sagen, wenn man Gattin, Mutter und Vorsteherin eines großen Hauswesens ist, und Regine, wenn sie auch nicht zu denen gehörte, die besonders gern und viel

reden, that es doch wohl, gewisse, nicht jedermann kundzugebende Dinge einer theilnehmenden Seele anzuvertrauen und dagegen auch ihre Freuden, Plane und Sorgen zu theilen. Sie und die Kirchbäuerin saßen an manchem Tag des zweiten Winters neben einander vor dem Rocken, womit eine die andere besucht hatte, und unter dem gleichmäßigen Schnurren der Räder wechselten sie ernste und launige Reden, die für beide nicht nur unterhaltend, sondern auch unterrichtend waren, da jede vor der andern etwas voraus hatte. Fand die Zusammenkunft bei Regine statt, so nahm auch der Meier an der „Ansprache" Theil, und während draußen die Wagen knarrten oder die herabwirbelnden Schneeflocken den Tag verdunkelten, spannen und redeten sich die drei in der heimlichen Stube in eine noch heimlichere Welt von Interessen hinein.

Muß es nicht jedem scheinen, daß das Wohlsein und das Glück des Ehepaars kaum größer sein konnte? Dennoch erfuhr es im Ausgang des Winters eine Erhöhung und ein rosiger Glanz leuchtete auf im Hause des Meiers: die junge Frau brachte einen Sprößling, ein Töchterlein, zur Welt. Die Wonne des Vaters, die theilnehmende Freude der Verwandten und Hausgenossen wiederholten sich bei diesem Segenszuwachs in erhöhtem Maße. Die Weiber behaupteten einstimmig, ein so schönes Kind niemals gesehen zu haben, was freilich auch gar nicht zu verwundern sei, und der Meier, den man von allen Seiten beglückwünschte, brachte mit Ausnahme der Zeit, wo er schlief, mehrere Tage lang den Mund nicht zusammen. Das Fest der Taufe wurde wo möglich noch splendider gehalten als die früheren. Da die Wöchnerin sich völlig wohl befand, mit Entzücken an dem Kind und dem Vater hing, und auch für die Gäste zärtlich dankende Blicke hatte, so kannte das Vergnügen der Gesellschaft keine Grenzen, und es fand ein staunenswerther Aufbrauch von Speise und

Trank statt. Die junge Mutter erholte sich bald; nach vier Wochen machte sie ihren ersten Ausgang, der nach der schönen Sitte in die Kirche führt. Und in der That, wenn eine Gattin und Mutter Ursache hatte, Gott zu danken und in ernster Rührung emporzublicken zu dem liebevollen Geber alles Guten, so war es die junge Meierin.

Es ist schön, gegen das Ungemach zu kämpfen, den wieder und wieder erstehenden Hemmnissen mit immer neuem Muthe zu begegnen und, von Verlusten umringt, nie den festen Sinn zu verlieren. Es ist schön, im Leide sich bewähren, ihm gegenüber die höhere Macht zu offenbaren, die im Ringen mit ihm sich steigert, um endlich den Sieg zu erringen. Die Alten haben es ein Schauspiel für Götter genannt. Allein es ist auch schön, im Glücke sich zu bewähren, in Eintracht mit Natur und Welt sich selber treu und im Genuß alles Guten des Genusses werth zu bleiben. Auch das ist ein Schauspiel für Götter — ein erhebender und wohlthuender Anblick für Menschen.

Nach dem zweiten Winter kamen die Tage des Lenzes besonders früh. Zu den ersten Feldarbeiten sangen die Lerchen und der muntere Fink schlug vom Walde her dazu. Wenn der Meier draußen beschäftigt war, die Stimmung der Einsamkeit ihn beschlich und ihn zum Nachdenken, zum Spiel der Gedanken verlockte, da kam ihm sein Leben und sein Glück manchmal wunderbar vor. Es erschien ihm recht eigentlich als ein Wunder in seinem Alleinsein, und als ein Traum, dessen Gegenstand wir zugleich besitzen und nicht besitzen.

Das erste Erwachen der Natur übt unter gewissen Voraussetzungen eine seltsame Wirkung auf das menschliche Gemüth. Das Keimen und Entstehen erinnert an das Vergehen, die süßen Empfindungen, die jenes erweckt, erhalten unwillkürlich einen Zusatz von Schwermuth, die hellen und dunkeln

Gefühle gehen träumerisch durcheinander und auch die festere Natur kann in eine Verfassung kommen, wo sie, um den Ausdruck des Kaufmanns von Venedig zu brauchen, „mit genauer Noth sich selber kennt." Hat sich der Schatz des Frühlings zu ganzer Herrlichkeit erschlossen, dann kann bei dem Anblick derselben die wonnige Regung sich steigern, aber auch die traurige. Welches tiefere Gemüth hat nicht schon erfahren, daß es mitten in der Freude über die strahlende Pracht von einer Wehmuth befallen wurde, daß ein Gefühl in ihm aufstieg, als ob dicht hinter dem holden Leben das Verderben stünde? Dann kann eine Bangigkeit es ergreifen, Todesahnungen können sich in ihm erheben und die Seele ganz in die Empfindung der Vergänglichkeit sich auflösen. — Es ist aber wohl nicht unrichtig, wenn wir sagen, daß nur der den ganzen Zauber des Frühlings kennen gelernt hat, der seine Schönheit mit solcher Trauer im Herzen gesehen.

Unser Bauer hatte im Vorfrühling ähnliche Empfindungen; freilich wie er sie haben konnte. In die Sphäre, in welcher die gebildete Seele weilt, hatte der Meier keinen Zugang, aber er stand doch eben so sehr über dem gewöhnlichen Bauer. Sein Temperament, der weichere, ja einigermaßen weibliche Sinn, der im Verkehr mit Regine sich stufenweise verfeinert hatte, machte ihn erregbarer als seine Standesgenossen und entwickelte mit der Einbildungskraft auch die Gabe des Nachdenkens in ihm. So geartet versank er jetzt im Felde draußen in eine stille Träumerei, bei der er sich selber fragte, woher es denn eigentlich komme? — was denn das auf einmal mit ihm sei?

Auf solche Fragen ist es bekanntlich schwer eine Antwort zu geben. Vielleicht trug zur Erweckung dieses Hanges auch der Umstand bei, daß in den letzten Wochen das Glück zweier Ehen im benachbarten Dorf, durch den Tod der jungen Frauen

mit einemmal ein trauriges Ende erfahren hatte. Wie dem sei, das melancholische Wesen in ihm artete mitunter in förmliche Unruhe aus, und einmal steigerte sich diese zu so banger Sorge, daß er die ackernden Knechte sich selber überließ und nach Haus eilte, nur um sich zu überzeugen, daß sein Weib lebe und gesund sei. Das Aussehen derselben aber mußte ihn wieder trösten und ihm die sorgenden Gedanken benehmen. Die Meierin erfreute sich des besten Wohlseins, ihr Antlitz hatte den frischesten Glanz gewonnen. Sah sie durch das gute Geschick jetzt doch auch den letzten Wunsch erfüllt! Sie war nicht nur glückliche Gattin, sondern auch Mutter. Sie hatte ihr eigenes Kind und in ihm, wie sie mit jedem Tag zu größter Freude sich mehr überzeugte, das gemeinsame Bild des Vaters und ihrer selbst. Wie lieb ihr die zwei Kinder des Meiers auch gewesen waren, das war doch ein anderes Gefühl, wenn sie in die blauen Augen der kleinen Annemarie sah — in die Augen des Vaters. Mit einem Ausruf jubelnder Liebe drückte sie den Mund auf Wangen und Lippen und konnte sich an der Kleinen nicht satt sehen.

Diese war aber in der That allerliebst und hätte einen gewissen Vorzug verdient, auch wenn es nicht ihr eigen Blut gewesen wäre. Mit den andern verglichen, hatte sie geradezu etwas Vornehmes. Die Kinder der ersten Frau, wenn ihre Gesichter immerhin auf den Charakter der obersten ländlichen Klasse deuteten, waren doch Bauernkinder; das neue Töchterchen sah dagegen aus wie ein Herrenkind. Und wie einem Herrenkind, wie etwas ganz Apartem, wurde ihr auch gehuldigt. Hausgenossen und Besuchende liebkosten sie bewundernd, und wenn sie ihr Auge auf irgend eine Loberin richtete, kam es auch fast heraus, als ob sie begriffe, was man ihr Schönes gesagt hatte. Um die ersten Kinder war auch lange nicht so viel Sorge im Haus gewesen, daß ihnen nichts wider-

fahre und daß sie zu rechter Zeit Alles erhielten. Es war allen, als ob sie in diesem Mädchen ein Kleinod besäßen, das auf's treulichste zu pflegen ihre heilige Pflicht wäre. Auch die alte Meierin war davon durchdrungen und sagte einmal zu einer Nachbarin: „Bas', auf die muß man sehen, denn das ist doch noch gar die fürnehmst' von allen!"

Ostern fiel dieses Jahr ziemlich weit in den April und war so „grün," wie seit langer Zeit nicht. In der Charwoche hatten warme Regen stattgefunden, am Sonntag trocknete es und der Montag war so frisch und so mild, daß Eine frohe Empfindung durch's ganze Ries ging.

Es ist gar schön, daß die hohen Feiertage einen zweiten an der Seite haben, der einen weltlicheren Charakter trägt und von dem hohen Ernst des ersten gewissermaßen eine Erholung vergönnt. Im Ries kleidet sich das protestantische Landvolk am Ostersonntag feierlich dunkel, am Montag wählt man auch für den Kirchgang helle Farben, und zumal die Jungfrauen zeigen sich in ihrem fröhlichsten Putz. Es ist der Tag der Freude, der Geselligkeit vorzugsweise, und wer es irgend einrichten kann, der geht zu guten Freunden im Dorf, über Feld oder in die Stadt.

Der Meier hatte sich nach dem Essen in das nächstgelegene Städtchen begeben, um bei einem Handwerksmann eine Bestellung zu machen. Er hatte Kameraden gefunden und bei gutem Bier sich länger unterhalten, als es seine Absicht war. Spät, aber noch bei Tage kam er heim.

Die beiden Kinder liefen ihm jubelnd entgegen, das Mädchen faßte seinen Rockzipfel und fragte nach den Eintritt in's Kanzlei schmeichelnd, ob er nichts „Guts" mitgebracht habe. Der Vater griff in die Tasche, legte eine Gucke voll „Schifflein" und eine städtische Bretzge (Bretzel) auf den Tisch; das Mädchen griff nach den Schifflein, der Bube nach

der Bretzge. Während sie in Kauintervallen die Leckerbissen rühmten, kam die Mutter, die bei der Schwieger gewesen war, mit ihrem „Fätschenkind“ in die Stube. Wie prächtig nahm sich dieses aus! In ganz neuen Windeln, die mit einem farbig seidenen Band künstlich umzogen waren, den klaren ovalen Kopf mit rosig angehauchten Wangen auf das blüthenweiße Kissen gelegt, sah das Kind im Arm der Mutter wie ein kleines Prinzeßchen vor sich hin. Der Meier grüßte das Weib, betrachtete mit allem Entzücken eines Vaters die Kleine, schmeichelte und streichelte sie, bis sie holdselig lächelte. „A-ah!“ riefen jetzt der Bube und das Mädchen, die auch herzugetreten waren, mit jenem liebevoll spielenden Tone, wie er nur Kindern eigen ist. Die Kleine war wieder ernsthaft geworden, und beide versuchten nun auch ihre Aufheiterungskünste. Eine Zeitlang vergebens; endlich, indem sie abwechselnd den Ruf des Kuckucks nachmachten und drollige Gesichter schnitten, gelang es. Triumphirend rief der Bube: „Mich hat sie auch angelacht!“ Das Mädchen setzte gleich darauf hinzu: „Mich auch! — ganz deutlich!“ — Mit Entzücken rief sie: „O du Liebe!“ und streichelte das Kind auf's zärtlichste.

Die Mutter sah umher, von einem auf's andere, die Augen wurden ihr feucht. Ihre Freude war so groß, daß nur ein gerührtes Herz sie ertragen konnte. Eine selige Wehmuth floß darein, wie immer, wenn sie über das irdische Maß hinausgehen will. Im linken Arm die Kleine haltend ergriff die Glückselige mit der Rechten die Hand des Gatten, sah ihn eine Zeitlang mit inniger Zärtlichkeit an und sagte: „Wenn ich jetzt auch sterben würde, ich könnte nicht sagen, daß ich nicht gelebt habe und glücklich gewesen bin!“ — „Still!“ entgegnete der Mann, der heute frohen und festen Sinnes war. „Nichts vom Sterben jetzt! Wie kommst du auf den Gedanken?“ — „Wir stehen alle in Gottes Hand,“

erwiederte Regine mit sanftem Ernst. — „Das wohl," versetzte der Mann. „Aber Gott wird uns beisammen lassen. Geh! Was sollt' ich anfangen ohne dich?"

Das Gesicht der Treuen und Geliebten heiterte sich liebend auf. „Nun," erwiederte sie, „ich fürcht' es auch nicht. Ich vertrau' auf Gott und hab' guten Muth. So lang du mir bleibst, werd' ich auch leben!"

## Ende.

Gibt es wirklich ein Leben, das zu schön ist für diese Welt und darum, wenn es im lieblichsten Licht aufgeleuchtet hat, hinwegschwindet eben um seiner Schöne willen? Ist den Sterblichen ein Maß von Freude verliehen, das die einen auf lange Zeit ausdehnen, die andern in glühendem Drange rasch verzehren? — Oder sollen diejenigen die im Glück sich erprobt haben, auch zeigen, wie sie dem Unglück Stand halten, diejenigen, die sich im Frieden des Daseins gebildet haben, auch im Leid und Kampf ihre Wahl treffen und ihr endliches Loos selber entscheiden?

Man kann solche Fragen bei überraschenden und ergreifenden Schicksalswendungen sich aufwerfen; aber ihre volle Beantwortung entzieht sich dem Geist. Das menschliche Leben webt sich aus Verhängniß und eigenem Thun; — wer will entscheiden wie viel der unwiderstehliche Drang und wie viel die Kraft, die zum Kampfe mit ihm gegeben ist, an dem Geschicke Theil hat? Wenn dieses abgeschlossen vor uns liegt, dann schimmert uns doch ein Sinn entgegen, der uns genügen muß, und wir können vertrauen, daß ihm die letzte Vollendung durch eine höhere Macht nicht entstehen werde.

Im Meierhause ging wenige Tage nach jenem schönen Abend, den wir geschildert haben, eine Veränderung vor. Die Schwester des Mannes verlor ihre Schwiegermutter durch

plötzlichen Tod, während sie in den Wochen lag. Die alte Meierin konnte den Bitten der Tochter nicht widerstehen, sie mußte sich entschließen, die Stelle der Verlebten auszufüllen. Als sie von der Söhnerin schied, drückte sie ihr zärtlich die Hand und sagte: „Du bist gut gegen mich gewesen, Regine, und ich werd' es dir nicht vergessen. Wärst du nicht Meierin geworden, ich wär' vielleicht nicht von meinem Sohn gegangen; aber bei dir ist er versorgt.“ — „Darauf,“ erwiederte Regine, „könnt Ihr Euch verlassen, Schwieger! Lebt wohl und besucht uns bald!“ — Lange schaute sie dem Wagen nach, den ihr Mann aus den Hof gelenkt hatte. Die alte Frau war ihr lieb geworden und ihre Erscheinung gehörte so sehr zum Wohlgefühl des Tages, daß eine wahre Trauer über sie kam, als sie das Fuhrwerk verschwinden sah und allein ins Haus zurückkehrte. Die Familie brauchte mehrere Tage, um sich an den Verlust einigermaßen zu gewöhnen. Das „Ah'fräle“ ging namentlich den Kindern ab, und die Eltern konnten sich nicht enthalten, halb lächelnd in die naiven Klagen einzustimmen.

Die Familie des Meiers wurde noch immer als Exempel menschlicher Wohlfahrt angeführt. Es waren und blieben die Leute, die Alles hatten auf der Welt, denen es besser ging, als den Andern, und die es auch werth waren. Da fuhr auf einmal ein Wetterstrahl in dieses Gebäude des Glücks und riß eine schmerzliche Lücke in das schöne Ganze.

Das Töchterlein der Meierin erkrankte und starb nach wenigen Tagen. Alle Sorge und Pflege der Eltern, alle Hülfe des Arztes war umsonst — das von allen gepriesene, Alles versprechende Kind lag am dritten Monatstag seiner Geburt auf der Bahre. Noch immer war es schön; das blumenumgebene Köpfchen ruhte wie im Schlaf auf dem linnenen Kissen, die Haut blendend weiß, die Wangen noch mit einem matten Roth überhaucht. Aber die Seele, die Urheberin

dieser Schöne, hatte sich ihr entzogen; es war der Schein des Scheins, der vor Augen lag — das Grab verschlang ihn.

Regine erduldete Alles, was ein Mutterherz erdulden kann, das unendlich liebt und weiß, was es verliert. Angst Schrecken, tiefe Pein hatten sie ergriffen, und eine Erlösung waren die Thränen, die zu fließen begannen, eine Erlösung die Trauer, in der wenigstens die Stiche der Verzweiflung endeten. — Früher gleichwohl, als ihre Verwandten es gedacht, errang sie ihre Fassung wieder. Ihr Glaube half ihr und der Geist in ihr erhob sich zu Trostgedanken. Der Engel war im Himmel bei Gott, wohin er gehörte; ihre Pflicht war es, mit neuem Muthe für die zu leben, die ihr auf der Erde geblieben waren.

Als sie sich einige Tage nach dem Begräbniß mit den Kindern des Gatten allein befand, schaute sie auf die rothwangigen Kleinen mit wehmüthiger, inniger Liebe; sie streichelte ihnen Haar und Gesicht, nahm sie in ihren Arm und herzte sie. Und die Kinder ahnten die Bedeutung dieser Zärtlichkeit; das Mädchen liebkoste sie mit einem scheuen Ernst, der dem gutmüthigen Gesichtchen etwas innig Rührendes gab.

Während sie an der erwiederten Liebe der Kleinen sich aufrichtete und wirklichen Trost fand, kam der Meier vom Felde heim. Die Treue gab ihm die Hand, drückte sie zärtlich und suchte ihn durch wirthschaftliche Fragen zu zerstreuen, durch liebevolle Worte gleichfalls zu trösten.

Der Mann bedurfte es. Gegen das Erwarten der Seinen dauerte bei ihm die Traurigkeit an, da es doch natürlich und gewöhnlich ist, daß dem Vater die Ruhe früher zurückkehrt als der Mutter. Nach den ersten Ausbrüchen des Schmerzes ging er mit trübem Gesicht, das Verdrossenheit und Müdigkeit ausdrückte, in Hof und Feld umher, wich dem Gespräch aus, das er sonst gesucht hatte, und sah zuweilen

aus, als ob ihm alle Freude des Lebens vergällt wäre. Die Bauern sagten: „Der nimmt sich's mehr in den Kopf hinein, als man's ihm zugetraut hätte!"

Der Meier hatte an seinem Töchterlein eine außergewöhnliche Freude gehabt. Er war stolz auf sie, fast hätte man sagen mögen, verliebt in sie, und er hatte sich nicht enthalten können, dies gegen Andere kundzugeben. Nun fühlte er sich zu allem Schmerz noch seltsam gekränkt, daß sie ihm gestorben, daß der Tod ihm das liebste, feinste, schönste Kind genommen, während Andere die ihrigen behielten. Er war an's Glück gewöhnt und durch die Dauer desselben verwöhnt. Die Sorge, die ihm wegen seines Weibes gekommen, hatte sich als eine Einbildung erwiesen; er war dadurch um so sicherer geworden und hatte sich wieder der zuversichtlichen Hoffnung auf die Dauer des schönen Zusammenlebens hingegeben. Und nun war doch ein Streich dagegen geführt und der Liebling seines Herzens ihm entrissen!

Ein Gefühl kam über ihn, als ob der Anfang gemacht wäre zum Unglück — als ob er auf nichts mehr bauen könnte und es eine Thorheit wäre, an etwas Freude zu haben und sein Herz daran zu hängen. Wie ganz andere Geister und Charaktere nach einer Reihe von Erfolgen bei einem ersten Mißgeschick nicht blos von dem Schaden, sondern noch mehr von seiner Bedeutung und damit von der Furcht betroffen werden, daß ihr Stern von ihnen gewichen sei, so hatte auch der Bauer eine Ahnung, daß es mit dem Unglück weiter, daß es mit ihm und den Seinen abwärts gehen könnte. Warum sollte es nicht so kommen? Geschah es nicht auch andern Leuten, und hatte er einen Brief dagegen, daß ihn nichts mehr treffen könnte? — Auf dieser Welt ist Alles möglich und auf Alles muß man sich gefaßt machen.

Solche Gedanken erhoben sich in dem Herzen des Mannes

und erfüllten ihn immer wieder mit traurigen Empfindungen, über die er nicht Herr werden konnte — und auch nicht wollte. Er war gereizter als sonst, und ein kleiner Fehler, der beim Geschäft vorfiel, konnte ihm unverhältnißmäßig Verdruß machen; es entfuhren ihm dabei heftige Worte und eine Röthe flog über sein Gesicht, wie man sie früher nicht an ihm gesehen. Die Ehehalten, so ungewohnt es ihnen war, von ihm angefahren zu werden, nahmen es ihm doch nicht übel. Sie sahen ihn ernst von der Seite an und schüttelten den Kopf.

Nur gegen sein Weib war und blieb er gut. Bei ihr erhellte sich auch jetzt das trübe Gesicht wieder und dankbar versuchte er einzustimmen, als sie das Gespräch wieder auf erfreulichere Gegenstände lenkte. Er wurde auch wirklich munterer und schaute, zum erstenmal nach dem Begräbniß des Töchterleins, seine Kinder wieder mit dem zärtlich frohen Blick des Vaters an. Die Meierin lächelte ernst; die Liebe tilgte fast alle Trauer aus ihrem Gesicht, und in ihrem Herzen erstand eine Zuversicht, als ob es nun auch bei ihm gänzlich vorüber sei und alles wieder gut werden müßte.

Einige Tage gingen hin. Die Stimmung des Meiers änderte sich aber nicht zum Bessern, sondern zum Schlimmern. Er sah verdrossener und angegriffener aus und konnte seine Ungeduld bei Anlässen, die es gar nicht werth schienen, auch in Gegenwart der Frau nicht bemeistern. Diese begann ihn mit ernstlich besorgten Blicken anzusehen. Eines Nachmittags war die Kirchbäuerin bei ihr eingekehrt. Der Meier kam herein, klagte über einen Fehler, den der Oberknecht sich hatte zu Schulden kommen lassen, erklärte mit rothem Gesicht, das könne so nicht länger gehen, der Mensch tauge nichts und müsse fort. — Die Frau, der die Sache durchaus unbedeutend vorkam, bat ihn dringend, es nicht zu thun, und

rühmte den Knecht, bis der Aufgebrachte erwiederte, ihr zu Liebe wolle er' ihm diesmal noch hingehen lassen, aber das sei das letztemal; wenn er ihm wieder so komme, müsse er sich um einen andern Platz „lugen."

Als der Mann die Stube verlassen hatte, sagte Regine bedenklich, ja betrübt zu der Freundin: „Es ist sonderbar; der Mann ist so empfindlich geworden und nimmt alles so schwer auf. Wenn er nicht arbeitete wie sonst, ja fast noch mehr dahinter her wär', ich müßte glauben, daß ihm etwas fehlte." — Die Kirchbäuerin entgegnete tröstend: „Mach dir keine Sorgen! Die Männer haben nicht immer den gleichen Humor, und bei einem solchen Geschäft kommt gar manches vor, was einen aufbringen kann. Ueberhaupt" — setzte sie mit einem ernsten Lächeln hinzu — „so gar glatt, wie im ersten Jahr, gehts später nicht immer ab. Ich halt's nur für eine Laune, die wieder vergehen wird." — Die Meierin beruhigte sich und die Kirchbäuerin verließ das Haus, nachdem sie ihr herzlicher als sonst, man hätte sagen können zärtlicher, „behüt dich Gott" zugerufen. Als sie nach Hause ging, schüttelte sie den Kopf mit traurigem Ernst. Die wahre Meinung ihres Herzens verrathend, sagte sie: „In dem Mann steckt etwas, und ich fürcht', ich fürcht', wir sehen bald was."

Sie hatte Recht. Am andern Vormittag klagte der Meier über eine ungewöhnliche Mattigkeit in seinen Gliedern. Eine Hitze schoß ihm in den Kopf, daß er sich wie trunken fühlte, die Zunge wurde brennend, ein unheimlich irrender Glanz ging aus seinen Augen. Er mußte sich zu Bette legen. —

Der herbeigerufene Arzt erkannte sogleich den Beginn einer Krankheit, die erst unlängst in einem benachbarten Dorf ihre Opfer gefordert hatte. Er machte jedoch der Familie gute Hoffnung, indem er sich hütete den Namen des Leidens

auszusprechen, traf seine Anordnungen, versprach dem flehenden Weib, so oft als möglich nachzusehen, und nahm sich dies selbst vor; denn er schätzte das Ehepaar ganz besonders und wollte alle Kunst und Sorgfalt aufwenden, der Gegnerin die Beute, auf die sie sich mit großer Heftigkeit geworfen hatte, wieder abzuringen.

Die Krankheit entwickelte sich rasch. Nach wenigen Tagen war sie so weit vorgeschritten, daß sie auch von Laien mit einer gewöhnlichen Unpäßlichkeit nicht mehr verwechselt werden konnte. Der Arzt hatte für gut gefunden, das Uebel, das nach seiner Ueberzeugung schon vorhanden war, als möglich hinzustellen. Jetzt, als er wieder erschienen war und den Leidenden untersucht hatte, nahm ihn die Gattin in die Stube und fragte entschlossen: „Nun, Herr Doktor, — ist es das? — Sagen sie mir's, ich muß es wissen!"

Der alte Herr sah die Festigkeit des Weibes, ohne das Herzklopfen wahrzunehmen, womit sie auf seine Antwort harrte, und erwiederte: „Allerdings, aber —" Er setzte noch einige Worte des Trostes hinzu, die Meierin hörte sie nicht mehr. Die Gewißheit, daß ihr Mann von dem Fieber ergriffen sei, das in dem nächsten Dorf Männer und Weiber in der Blüthe des Lebens hingerafft hatte, die Vorstellung dieses Unheils erschreckte sie dermaßen, daß ihr Gesicht ordentlich davon entstellt wurde. „Gott im Himmel!" rief sie, athmete schwer und preßte dann mit schmerzlich bitterem Gefühl die Lippen auf einander. Aber bald verwandelte sich ihre Miene und spiegelte eine stille, flehentliche Bitte zu Gott. „Nein, nein," rief sie endlich, sich selber tröstend, „so wird's nicht kommen! Das wird uns Gott nicht anthun!"

Der Arzt ergriff ihre Hand, und sagte: „Faßt Euch, liebe Frau! Diese Krankheit ist auch zu heilen; ich habe in meiner Praxis mehr solcher Patienten davon gebracht, als

mir gestorben sind. Habt Vertrauen und" — setzte er warnend hinzu — „regt Euch nicht selbst zu sehr auf!" — „Ja, ja," erwiederte die Frau mit dem Ton rührend gutmüthiger Ergebung, „ich will auf Gott vertrauen! Er hat mir mein Kind genommen, und ich hab' mich getröstet; er wird mir nicht alles nehmen wollen."

Als der Arzt sich verabschiedet hatte, ging sie in die Kammer zu dem Kranken. Dieser erwachte eben aus halbem Schlummer und schaute, als er sie erkannte, mit einem rührenden Schein von Lächeln auf sie. Regine erwiederte es mit einem Blick der innigsten Liebe, antwortete auf seine Fragen im sanftesten Ton, versorgte ihn, sprach ihm guten Muth ein und streichelte ihn mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Bald versank er wieder in Schlummer. Sie betrachtete ihn und murmelte für sich: „Nein, es ist nicht möglich! Nein, so schwer kann uns Gott nicht heimsuchen!"

Ein Besuch des Geistlichen und eine Unterredung mit ihm stärkte sie in ihrem Glauben. Der scharfblickende, theilnahmvolle Mann hatte allerdings mit Vorsicht auch auf die Christenpflicht gedeutet, alles für gut anzunehmen, was Gott sende, und auch in dem Schlage, womit er die Menschen treffe, den Grund der Liebe und die Absicht des Heiles zu erkennen; aber er hatte mit Worten des Trostes, mit der Aussicht auf Rettung geschlossen, und in seinem herzlichen Mitgefühl einen Ton gefunden, der eine unwiderstehlich ermuthigende Wirkung hervorbrachte.

Das treue Weib kam fast nicht von der Seite des Leidenden. Die Kinder schliefen im Kanzlei, und auch für sie war dort ein Lager aufgeschlagen; aber sie hatte sich ein zweites in der Kammer eingerichtet und ruhte hier, wenn die Müdigkeit sie übermannte, angekleidet in der Nähe des Gatten, um auf den leisesten Ruf zur Pflege bereit zu sein.

Die Wirthschaft entbehrte derweil keineswegs der nöthigen Leitung. In dieser Hinsicht üben gute Naturen auf dem Lande die Verwandten- und Freundespflicht in rührend anspruchsloser Art. Der Bruder und der Taufpathe Regines ersetzten den Kranken abwechselnd in den Geschäften der Oekonomie und ihre Frauen halfen im Hause. Wiederholt wurde beiden versichert: sie sollten nur nicht sorgen; die Arbeiten würden eben so geschehen, als ob sie selber dabei wären. Und beide waren ruhig; sie wußten, daß davon keine Silbe abging.

So schwand die zweite Woche der Krankheit — der zweite, als entscheidend angenommene Tag ging vorüber. Der Arzt kam, untersuchte den Mann im Beisein des Weibes — und konnte sich nicht enthalten, eine ernste Betroffenheit merken zu lassen. Im Augenblick zwar gebot er seiner Miene und gab ihr einen Ausdruck fast, als ob er zufrieden wäre; aber die ängstlich Spähende hatte die Bestürzung wahrgenommen und die Deutung derselben übte eine grausame Wirkung auf sie. Sie zeigte ein Entsetzen in ihrem Gesicht, daß es den Alten auf einen Moment selber überlief; ihr Busen hob sich und den Arzt aus der Kammer ziehend rief sie mit dem heftigsten Ton der Gewißheit: „Mit meinem Mann geht's schlechter, ich seh's! — Leugnen Sie's nicht — ich muß das Schlimmste fürchten.!" Der Arzt konnte und wollte ihr jetzt nicht das Gegentheil der Wahrheit sagen. Er erwiederte mit Ernst: „Es geht nicht besser, und das ist schlimm genug; aber noch ist nichts verloren, und Ihr habt keinen Grund, die Hoffnung aufzugeben. Ich habe schon Kranke aufkommen sehen, an deren Heilung ich selbst nicht mehr glaubte, und das ist hier noch keineswegs der Fall." Doch Schmerz und Leidenschaft übermannten das Weib „Nein, nein," rief sie mit einem scharfen Blick auf den Arzt,

„Sie hoffen selber nichts mehr! Gott hat uns verlassen, mit meinem Mann geht's zum Tode!" Verzweifelnd rang sie die Hände; Angst und tiefe Seelenqual sprachen aus dem verdunkelten Gesicht.

Der Arzt sah, daß er ein ihrem Charakter entsprechendes Mittel versuchen mußte. Mit einem Ausdruck von Strenge sagte er: „Ihr habt Unrecht, so zu reden und Euch so zu geberden, Meierin! Wer soll den Kranken pflegen und trösten, wenn Ihr den Kopf verliert? Bedenkt was ihr für Pflichten habt, und faßt Euch um Eures Mannes willen!"

Das wirkte. Durch die Worte getroffen, nahm sich die Frau mit Macht zusammen und erwiederte nach einer Pause mit Ergebung: „Verzeihen Sie, Herr Doktor! Sie haben Recht! — ich muß mich halten, ich seh's wohl und ich will's auch. — Verlassen Sie sich drauf!" — Der alte Herr ergriff ihre Hand und entgegnete herzlich, beinahe gerührt: „Bleibt dabei! — Wir wollen das Unsere thun und in Geduld des Kranken warten. So lang er athmet ist Hoffnung."

Die Geduld und die Charakterkraft der Gattin wurden bald auf die stärkste Probe gesetzt. Die Zeit kam heran, wo den Kranken alle Besinnung verließ, Denken und Wollen völlig aus ihm entwichen schien und die lallende Zunge nur wilden Geburten und monströsen Verbindungen der Phantasie diente. Welch eine Empfindung für sie, wenn sie hinhorchend Worte ohne Sinn vernahm und er sie anstarrte, als ob er sie nie in seinem Leben gekannt hätte! Und doch war das noch nicht das Schlimmste. Aus jenen Reden der irrenden Seele tönten manchmal Worte der Liebe zu Weib und Kind, die ihre Augen mit Thränen füllten und ihr Herz mit schmerzlicher Süßigkeit. Sie sah ihn dann mit weinender Zärtlichkeit an und meinte, ein Mann der so viel auf sie hielte, so treu an den Seinen hinge, könnte nicht sterben. Aber ein

andermal schien alle Lebenskraft aus dem Leib geschwunden; das Haupt sank vor, die Arme zurück, und wenn er aufgerichtet und gewendet werden sollte, war ihr die Hülfe eines Wärters nöthig, den sie in's Haus hatte nehmen müssen. Die Fragen, die sie an ihn richtete, wie dringend sie betont waren, trafen sein Ohr nicht mehr. Nicht nur die Zunge versagte ihm den Dienst, die Augen schienen sich nicht mehr wenden zu können und stierten unter halb gesenktem Lide wie die eines Todten vor sich hin.

Das arme Weib fuhr einmal selbst einer Irrsinnigen gleich über ihr Antlitz, um sich zu überzeugen, daß kein Spuk sie täuschte, daß das Elend, welches sie vor Augen hatte, wirklich war. „Ist es denn möglich,“ rief sie, während es um ihre Lippen zuckte, „kann's denn sein, daß es so weit mit ihm gekommen ist? Ein Mann, der immer aussah wie das Leben, der die schwersten Arbeiten that, als ob sie ihm bloßer Spaß wären! — Ja wohl, der Mensch ist nichts! Heute stark und kräftig wie ein Baum im Wald, und morgen welk und hinfällig, wie gemähtes Gras!“ Ihre Thränen rannen; sie hinderte nicht das laute Schluchzen, das sie ergriff, und hatte es auch nicht nöthig; der Gatte wurde nicht davon gestört.

Ein Jammer wie der welcher die liebende Regine erfaßte, wäre gar nicht zu ertragen, wenn allzustarke Eindrücke, die sich wiederholen, die Seele nicht endlich abstumpften, daß sie nicht mehr fühlt, was ihr zugemuthet wird. Der Mensch, der nur im Graus lebt, gewöhnt sich zuletzt an ihn und findet ihn natürlich, weil er nichts anderes mehr gewahr wird. Er stellt keine Forderungen mehr, hofft nichts mehr und macht sich vertraut mit dem Gedanken des Verderbens.

Regine hatte in dieser Leidenszeit nur die Hülfe und den Umgang der Freundin und ihrer eigenen Familie. Die

Schwester des Mannes litt noch an die Folgen der Niederkunft. Die alte Meierin hatte den Sohn besucht, war aber von seinem Anblick so erschüttert worden, daß sie, zur Heimkehr genöthigt, dort selber das Bett hüten mußte. Bekannte Frauen des Dorfes scheuten die Ansteckung und amen nur auf wenige Augenblicke oder gar nicht. Um so rührender war der Einsamen nun das treue Aushalten derer, die auch sie am meisten liebte. Die junge Gröningerin und die Kirchbäuerin waren jeden Tag im Hause. Ihre Mutter, eigne Gliederschwäche nicht achtend, kam am Stock gegangen und suchte Beistand zu leisten und Trost und Muth einzusprechen.

Am Ende der dritten Woche schien es, als ob diejenigen Recht gehabt hätten, die dem geprüften Weibe gute Aussichten eröffneten. Der Leib des Kranken hatte wieder Leben gewonnen, sein Gesicht war schmaler und bleicher, aber auch klarer geworden, seine Augen, aus wie tiefen Höhlen immer, schauten fragend umher, sein Geist erkannte die Seinen wieder. Die Krankheit schien ausgetobt zu haben und verschwinden zu wollen, um den Lebenskräften des Abgezehrten zu neuem Emporgang Raum zu geben. Als die Gattin mit einem Strom wiedererregter Hoffnungen ihn zärtlich ansah und ihn bei der Hand faßte, zeigte sich sogar etwas wie dankbares Lächeln um die blassen Lippen. Er begann zu reden, sich zu erkundigen und zu horchen. Durch Regines Antworten befriedigt, lag er ruhig und versank in einen Schlummer, der erquickend und kräftigend schien.

Die günstige Wendung dauerte an. Der Kranke sammelte sich mehr und mehr, beschäftigte sich aber dann mit sich selber und schien über ein inneres Anliegen nachzudenken. Am andern Morgen verlangte er nach dem Geistlichen. Dieser kam, sprach mit herzlichem Ernst seine Freude aus, ihn in der Besserung zu sehen, und seine Hoffnung, daß er darin

fortschreiten werde. Der Leidende zeigte weder Glauben noch Unglauben; er horchte und schwieg; dann sprach er seinen Wunsch aus, das heilige Abendmahl zu empfangen.

Nach einer halben Stunde reichte es ihm der Pfarrer im Beisein des Arztes und der Gattin, indem er die Bedeutung dieses Actes durch eine Rede erhöhte, deren Salbung aus dem Herzen kam. — Das Haupt des Kranken sank auf das Kissen zurück, aber ein Blick bezeugte, daß seine Seele getröstet war. — Nach der Entfernung des Geistlichen tröstete der Arzt seinerseits die Frau, indem er bemerkte, daß ein solcher Act durch seinen allgemein beruhigenden Einfluß nicht selten zur Genesung des Kranken beigetragen habe.

Am folgenden Tage schien sich der Zustand des Mannes noch mehr zur Besserung zu neigen. In dem Herzen der Gattin wuchs die Hoffnung empor wie eine Flamme, Bilder des Lebens, der Gesundheit und des Glücks traten vor ihre Seele und regten lockend innige Sehnsucht auf. Glühendes Verlangen nach der Rettung des Geliebten ergriff sie, nach der Fortsetzung des Lebens mit ihm, das so schön und glückselig begonnen hatte. Mit klopfender Brust schaute sie auf ihn, der auch jetzt noch dalag wie ein Kind und mit einem Ausdruck, der gleichsam um Hülfe bat, um eine Handreichung zum Leben hinan. Wenn ihr liebender Wille helfen, wenn sie eingreifen könnte in die Natur der Dinge durch eine Wunderthat! Sie empfand einen Drang, ihn zu halten, ihn aufzurichten, die Kraft, die in ihr wogte, in ihn überzuströmen! Sie streichelte sein Haupt, rief ihm die liebevollsten Namen zu; — und ein Schein flog über sein Gesicht, ein Blick des Dankes, der Liebe, der Hoffnung war die Antwort des Leidenden. Das Verlangen des Heils stieg in dem Herzen des Weibes empor, wie eine Springfluth, und sie meinte, wie ihre Liebe anschwölle, müßte ihre Kraft wachsen; — aber bald,

im Schein ihrer Blicke, schloß er wieder ermattet die Augen und fiel in Schlaf. — Da trieb es ihre Seele zu dem Allmächtigen. Sie faltete ihre Hände zum Gebet und mit heißen Thränen flehte sie, daß Gott sich ihrer erbarmen, daß er den Kranken erretten, den geliebten Mann und Vater ihr und seinen Kindern wieder schenken möge.

Es war anders beschlossen. Der Kranke sank mit einem mal in noch größere Schwäche; — nach zwei Tagen war er verschieden. — Das Gefürchtetste, Schrecklichste stand als Thatsache vor den Augen der Gattin — unwiderruflich, unabänderlich. —

Der Mensch im Glück und in der Gesundheit des Leibes und der Seele lebt in einer tiefen Illusion: er vergißt der Mächte des Verderbens und der Hinfälligkeit des irdischen Daseins. Andere um ihn herum können von den Pfeilen getroffen hinsinken, das sieht er und begreift er; ihn selbst aber, und die in Kraft und Leben blühenden Seinen geht das nicht an, für sie ist das Unheil nicht vorhanden. Da greift die kalte Todeshand plötzlich herein in sein Haus und raubt ihm das Liebste. Was nur in den ernstesten Augenblicken als entfernte Möglichkeit an ihm vorüberschwebte, das blickt ihn schrecklich leibhaft an, und im Innersten schauernd erkennt er: es ist nichts mit dem Leben, nichts mit dem Glück des Lebens! —

Und er war so sicher in der Fülle des Guten! — Blindheit war sein Glaube, Leichtsinn die Freude — der Traum eines Nachtwandlers, der nichts ahnend an dem Abgrund hingeht. — Mit schreckengeöffnetem Auge sieht er plötzlich die Wirklichkeit. Die Farben der Lust sind erblaßt, die Bilder des Glücks wie Spuk verweht — nur das Verderben ist wahr und nur der Jammer gebührt ihm.

In der zweiten Stunde nach dem Hinscheiden des Meiers

war der Sturm des Weinens und Wehklagens, in welcher die verzweifelten Angehörigen ausgebrochen waren, vorüber, der Schmerz floß milder in den Seelen, die Thränen rannen spärlicher von den Wangen. Zuletzt hatten noch alle Verwandte die junge Frau, deren Anblick ein Leid verrieth, wogegen ihnen das ihre als nichts erscheinen mußte, zu trösten versucht. Mutter, Bruder und Schwägerin nahmen Abschied mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und führten die Kinder mit sich fort, die bei ihnen übernachten sollten. Zuletzt entfernte sich noch die Kirchbäuerin mit tief bekümmerten Blicken und mit einer eigenen Sorge in ihrer Miene. Regine war allein.

Sie stand in der Kammer wie eine Bildsäule, bleich, starr, mit einem schmerzlich bittern Zug um den Mund. Alles war dahin, alles für sie verloren! Die treueste Liebe, die sorgsamste Pflege, die heißesten Gebete — nichts hatte geholfen! — Der Mann war todt wie ihr Kind — alles war ihr genommen. Eine Anklage gegen Gott, der kein Erbarmen gezeigt, bildete sich in dem wunden Herzen und stieg empor und wollte laut werden. Mit Mühe hielt das bessere Selbst den Gedanken nieder; aber auch dieser Genugthuung beraubt, schaute sie trostlos vor sich hin.

Das Bewußtsein, daß ihr Alles entrissen sei, durchdrang sie verzehrend. Was sollte sie beginnen? Wie sollte sie fortleben? Sie versuchte sich zu denken, wie sie das Hauswesen führte ohne ihn — und schrak zusammen. Die Räume, die ihr so schön vorgekommen waren in den Tagen der Freude, dünkten ihr entsetzlich öde, die Arbeiten, die sie mit ihm und für ihn so glückselig verrichtet hatte, schienen ihre eine unerträgliche Last, das ganze Thun und Treiben fürchterlich zwecklos und sinnlos. Die ganze Nichtigkeit eines Lebens ohne Ziel, der Wahnwitz des Sorgens um Nichts trat vor ihre

Seele; der tiefste Ekel vor dem Dasein ergriff sie, erfüllte und schüttelte sie, daß sie schauderte. Der Kopf begann ihr zu schwindeln, die Glieder bebten, sie mußte sich auf ihre Ruhestatt niederlassen.

Eine Viertelstunde saß sie da, dem Gefühl der Verzweiflung hingegeben, von der immer tiefer in sie eindringenden Ueberzeugung der Rettungslosigkeit gleichsam ausgehöhlt, so daß sie sich selbst wie ein Schatten vorkam, ohne Kraft, ohne menschliche Empfindung.

Das Rollen eines in den Hof einfahrenden Wagens brachte sie wieder zu sich. Es war der Arzt; sie kannte das Geräusch und ging ihm entgegen. Ein Blick auf das Weib sagte dem Erfahrenen alles. Er nickte nach erwiedertem Gruße für sich, trat in die Kammer zu der Leiche, betrachtete und untersuchte sie, fragte nach der Sterbezeit und ging in die Stube, um den Todtenschein für den Geistlichen zu schreiben. Erklärender, tröstender Reden, wie er sie sonst wohl an die Hinterlassenen richtete, enthielt er sich gegen diese Frau, deren ungewöhnlicher Charakter und wahres Leid ihm Achtung abzwang; aber hinter dem äußerlich ruhigen Ernst den er zeigte, konnte man eine größere Theilnahme nicht verkennen. Als er den Todtenschein überreichte, fiel ihm die Bläſſe ihres Gesichts, das Zittern ihrer Glieder auf, er blickte sie forschend an, untersuchte ihren Puls und sagte: „Liebe Frau, Ihr seid sehr angegriffen. Das ist freilich kein Wunder, denn Ihr habt Euch nun wochenlang Tag und Nacht keine Ruhe vergönnt. Aber Euer Aussehen gefällt mir nicht, Ihr seid unwohl." — Regine, schmerzlich lächelnd, erwiederte: „Kann wohl sein." — Der alte Herr ergriff ihre Hand und sah ihr mit einem herzlichen Blick in's Auge. „Meierin," sagte er, „wir haben den Mann nicht retten können. Wir haben das Unsere gethan und uns kein Versäumniß zu Schulden kommen

lassen — es hat nicht sein sollen. Nun müßt Ihr für Euch selber sorgen. Ihr habt mir letzthin etwas geklagt; das könnte wieder kommen und weiter gehen —" Eine Bewegung des durch diese Worte getroffenen Weibes in seinem Sinne deutend fuhr er fort: „Keine Sorge! Es hat keine Gefahr! Aber Ihr müßt Euch schonen — Ihr müßt Eurem abgematteten und aufgeregten Leib Ruhe gönnen, damit er sich wieder erholen kann." Als die Frau hierauf nichts entgegnete, setzte er mit beinahe väterlich liebevollem Antheil hinzu: „Ueberlaßt die Sorge, den Todten einzukleiden und diese Nacht zu wachen, andern. Ihr habt ja Verwandte und Freunde — brave Leute, die Alles thun werden. Legt Euch fern von dem Lärm in der obern Stube zur Ruhe; haltet Euch warm und scheuet Euch vor Kälte, denn die könnte Gefahr bringen. Folget mir, die Nacht wird kühl werden — sorgt dafür, daß ihr wieder zu Kräften kommt. Versprecht mir's!" Das Weib schaute den Arzt an, gab ihm die Hand, drückte sie und rief bewegt: „Ich dank' Ihnen, Herr Doktor, ich dank' Ihnen von Herzen!" Der Arzt, mit diesen Worten zufrieden, sagte Lebewohl und verabschiedete sich.

Als der Wagen aus dem Hof rollte, trat Regine wieder in die Kammer. Sie war tief aufgeregt, ihr bleiches Gesicht hatte einen seltsamen Glanz, um ihre Lippen irrte ein Lächeln, das schwer zu charakterisiren war. Der Arzt mit seiner Warnung hatte einen Vorhang aufgerissen vor ihrer Seele. Sie konnte hinüber — sie konnte hinweg aus dem Elend — sie konnte hingehen, wo der Geliebte weilte. Die Macht, die ihr gegeben war und an die sie glaubte, erfüllte sie mit wohligem Schauer und lockte und drängte sie und hob ihr den Busen. Die Aussicht, die sich vor ihr aufthat, bestrickte sie dermaßen, daß ihre Seele unbeweglich darauf gerichtet

war. „Ich kann, wenn ich will!“ rief's in ihr. — „Und wenn's geschieht, soll's auch sein!“ rief's zum andern.

Der Austritt aus dem öden, leeren, nichtigen Leben erschien ihr als eine Rettung; der Tod lockte sie wie das Liebste, denn er brachte sie zu ihrem Mann. Eine unwiderstehliche Sehnsucht ergriff sie, ihr Herz pochte gewaltig, ihr Kopf schwärmte. Gott wird es mir verzeihen, rief sie bebend und flehend; „ich kann nicht länger leben! — ich kann nicht! — Und,“ fügte sie mit Nachdruck, mit einer Art von schmerzlichem Trotz hinzu, „ich will nicht!“ Sie richtete sich auf — ihr Entschluß war gefaßt.

Mit diesem Entschluß — zu gleicher Zeit magisch gezogen und in tiefster Seele wollend — ging sie ihren Gang in der gemessenen Weise, die ihr eigen war. Der Abend nahte. Sie ließ durch das Mädchen eine alte Frau holen, die das Reinigen und Einkleiden der Leichen zu besorgen pflegte, und machte sich, jede weitere Hülfe ablehnend, mit ihr selber an die Arbeit. Noch vor dem Eintritt der Nacht war alles vollendet. Der Todte lag im feinsten Hemd, Füße und Leib mit weißem Tuch umwunden, in frisch überzogenem Bette, die dunkelblonden Haare gekämmt, das abgezehrte Gesicht von den letzten Makeln der Krankheit befreit und schärfer, aber auch zugleich feiner, als es im Leben gewesen. Die Alte entfernte sich. Regine kehrte die Kammer, brachte alles in Ordnung, reinigte sich und rüstete Speis und Trank für die Todtenwache, die sie zur Nachtzeit erwartete.

Verwandte und Bekannte erschienen, die neu Angekommenen condolirten, man sah den Todten, zog mit Ernst und Würde die üblichen Sprüche an und setzte sich dann in die Stube, um sich bei Essen, Trinken und Diskuriren munter zu halten.

Der gewöhnliche Bauer ist auch in der Trauer natürlich,

er dehnt sie nicht länger aus, als es Natur und naturgewordene Sitte verlangen, und folgt instinctmäßig wieder dem Zuge zu beruhigender Unterhaltung. Die Gesellschaft wurde bald lebendig, und als die beiden nächsten Verwandten sich entfernten, weil sie sich ihrerseits Ruhe gönnen mußten, kamen sie in ein so interessantes Gespräch, daß sie den eigentlichen Zweck ihres Hierseins beinahe vergaßen. Ein Alter, der in seiner Jugend Feldzüge mitgemacht und gegen menschliches Leid immer etwas abgehärtet geblieben war, hätte in der Genugthuung wegen des Beifalls, den eine seiner Geschichten fand, nicht übel Lust gehabt, auch die Meierin in die Unterhaltung zu verflechten, wobei ihn freilich auch die gute Absicht leitete, sie ein wenig von ihrer Trauer abzuziehen. Die Kirchbäuerin aber, die ihr in der Küche geholfen hatte und sich nun anschickte nach Hause zu gehen, zeigte dem kupferbraunen Gesicht des alten Soldaten eine mißbilligende Miene und sagte zu der Wittwe mit ernster Mahnung: „Geh' jetzt in's Bett, ich bitte dich! Die Gesellschaft unterhält sich selber, wie du siehst, und hat Alles, was sie braucht." — „Ja wohl," fiel eine ältere Verwandte ein; „leg Dich nieder, Meierin, und ruh' aus. Ich bleib' und sorg' für Alles."

Regine überblickte die Versammlung mit feuchten Augen. „Ich geh'," sagte sie mit sanfter Stimme. „Habt meinen Dank für eure Freundschaft! Gute Nacht alle mit einander!" — Sie verließ die Stube in Begleitung der Freundin, drückte dieser auf die nochmalige dringende Mahnung, sich Ruhe zu gönnen, statt aller Entgegnung wiederholt die Hand und ging, während die andere den Hof verließ, die Treppe hinan.

Die Gesellschaft war durch den Anblick der Wittwe in eine ernste Stimmung versetzt worden und die Lippen ruhten eine Weile. Dann sagte einer der Anwesenden mit ehrlichem Antheil: „Der Frau geht's ganz besonders nah, das sieht

man. So ein Gesicht ist mir lang nicht vor Augen gekommen.“ — „Es ist auch kein Wunder,“ bemerkte die erwähnte ältere Verwandte mit gedämpfter Stimme. „So gut wie die mit einander gehaust haben! Da hat man keine unschöne Red' gehört das ganze Jahr; lauter Lieb's und Gut's haben sie einander angethan, diese Leute — und haben so bald von einander scheiden müssen!“ — Diese Worte machten auch auf den alten Soldaten Eindruck. „'s ist wahr,“ sagte er mit Ernst; „gelebt haben sie mit einander, daß es eine Freude war. Aber die Menschen müssen sterben, wenn ihre Zeit gekommen ist, die jungen so wie die alten; davon kann ich was erzählen. 's hart für das was übrig bleibt; aber am Ende tröstet man sich doch wieder. Was kann man machen? Man muß sich drein ergeben, und zuletzt vergißt man's wieder und lebt eben so fort, wie andere auch.“

Während diese Reden geführt wurden hatte Regine die obere Stube erreicht, sich dort einiges zu thun gemacht und endlich ihre Schuhe ausgezogen. In Strümpfen, leise wie eine Liebende zu einer heimlichen Zusammenkunft, mit klopfendem und verlangendem Herzen schlich sie nun die Treppe hinab zur Kammerthüre, öffnete sie mit Vorsicht, trat ein und schob den Riegel vor. Aufathmend fühlte sie sich allein mit dem Gatten, und gesichert. Die Wolken, die zweitägigen Regen gebracht hatten, waren in der Nacht verschwunden, der Mond, der sich am Horizont erhoben, schien durch das Fenster und erhellte die Kammer mit seinem bleichen Licht. Schauernd vor Sehnsucht, Liebe, Leid und Bangigkeit, trat das Weib an's Bette des Mannes, schlug die Decke zurück und hing mit ihren Blicken an dem theuern Haupt. Das Mondlicht spielte auf dem blassen Gesicht und gab ihm einen Schein von Leben. Thränen füllten die Augen der Guten. Sie streichelte sein Haar, wie das eines geliebten Kindes, neigte

sich über ihn und küßte seine Stirn, und heiße Zähren fielen auf die kalten Wangen.

Nach einer Weile holte sie einen Stuhl und setzte sich am Bett nieder. Sie athmete leise und schaute mit gesenktem Haupte vor sich hin. Die Seele ging zurück in die Vergangenheit. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber, ihre frühe Liebe zu ihm, ihre Freuden und Leiden, ihr Kummer und zuletzt ihr unsägliches Glück. Die Erinnerung irrte umher in dem blüthenreichen Garten der letzten Jahre und der bleiche Mund des Weibes lächelte. „O," rief sie endlich mit tiefster Empfindung, „ich kann sagen, daß ich nicht umsonst gelebt hab' auf der Welt! Ich hab' alles gehabt, was des Menschen Herz begehrt — und wahrlich — ich kann sterben!"

Ein Zittern ergriff ihren Leib, ihr Herz schlug heftig, das Blut schoß ihr in's Haupt und röthete ihr Antlitz. War es ein Fieberanfall — war es der Vorsatz, der ihr in's Bewußtsein kam und ihr Innerstes erschütterte? Der Kopf brannte ihr wie einer Trunkenen — dumpfig und drückend erschien ihr die Luft — entschlossen riß sie sich das Halstuch von der Brust, trat an's Fenster, öffnete es und sog mit Gierde die kühle Luft ein, die ihr entgegen drang. Lange blieb sie da und ließ sich anwehen. Erquickend war der feuchte Nachtwind, unwiderstehlich der Gedanke, der ihr in der Seele lebte. Sie war gebannt, sie konnte nicht anders, sie wollte nicht anders.

Endlich schauerte sie zusammen und eisig ging's ihr durch den Leib. Sie erhob ihr Haupt, athmete tief und rief mit gedämpfter Stimme: „Es ist geschehen!" Mit fester Hand schloß sie das Fenster und trat zu dem Todten. Sie legte die Hand auf seine Stirn und sagte mit innigem Liebeston: „Nun, Johann, wirst du nicht lange mehr auf mich warten dürfen! Ich glaub', ich kann sagen: Auf Wiedersehn!" Leise,

wie sie genaht, verließ sie die Kammer. Die Laute eines lebhaften Gesprächs, in das die Wache neuerdings gekommen war, drangen in ihre Ohren. Sie stieg die Treppe hinan und trat in die einsame Stube, um sich niederzulegen. Die Liebende hatte dem Geliebten sich anvermählt für eine andere Welt — und nun keinen Wunsch mehr auf dieser, als bald von ihr zu scheiden und bei dem Gatten zu sein.

Den andern Morgen erwachte sie aus dumpfem, unerquicklichem Schlummer fiebernd. Sie schaute umher, erinnerte sich — und erschrak. Ernst überlegte sie ihre Handlungsweise und eine Stimme in ihr wollte sie verklagen, verdammen. Aber ihr Geist, ihr Charakter erhob sich; festhaltend an dem, was sie gethan, sagte sie: „Ich hab' nicht anders gekonnt! Was über mich kommt, das will ich tragen!"

Später als gewöhnlich, aber gleichwohl stand sie auf und dankte Gott, daß ihr die Glieder den Dienst noch nicht versagten, um alles anzuordnen für das Begräbniß des Mannes und diesem selbst die letzte Ehre zu erweisen. Mit der Würde, die ihr eigen war, wir möchten sagen mit der Feierlichkeit des Leides traf sie die nöthigen Anstalten, sprach mit dem Geistlichen und dem Lehrer, bestellte den Sarg, wie er dem wohlhabendsten Mann des Dorfes zukam, wählte die alten Frauen, die im ganzen Ries „mit der Leiche zu sagen" (zum Leichenbegängniß einzuladen) hatten, schickte einen besondern Ehrenboten an die nächsten Verwandten und an städtische Freunde, ließ Einkäufe machen und Vorbereitungen treffen zur Bewirthung derer, die aus entfernten Orten zum Begräbniß kommen würden. Die Fassung, die sie bei alledem bewahrte, fiel den Ihrigen auf; die weichere Schwägerin wußte nicht recht, was sie denken sollte; auch die vertraute Freundin schüttelte einmal den Kopf und sagte für sich: „Ist

das ihr Ernst, oder zwingt sie sich nur dazu? Ich hab' sie am Ende doch nicht ganz gekannt."

Als die Treue am folgenden Morgen erwachte, fühlte sie ihre Schwäche bedeutend vorgeschritten. Sie gehörte jedoch nicht zu denen, die sich ohne Kampf ergeben, sie rang mit dem Anfall und bezwang ihn noch einmal. Den Gatten mußte sie zum Grabe geleiten, wie es der alte Gebrauch verlangt, den Leib mußte sie in die Grube senken sehen, dann war sie fertig mit der Welt. Mit aller Kraft des Willens, aber zugleich gehoben durch den Gedanken der Seele, verrichtete sie die Pflichten des Vormittags. Sie hatte dabei nur die Hülfe der nächsten Angehörigen; Mutter und Schwester des Verstorbenen lagen gleichfalls krank darnieder, nur der Schwager war gekommen.

Die Stunde des Begräbnisses erschien. Nähere Verwandte und Freunde traten nach einander in's Trauerhaus, reichten der Wittwe die Hand und sprachen die Worte des Beileids, die vielleicht nie so von Herzen gegangen waren. Die Truhe mit dem Todten wurde in den Haustennen getragen, der Geistliche und der Lehrer mit der Schuljugend stellten sich im Hof auf, gefolgt von einer Anzahl Bekannter und Verwandter, die aus Nähe und Ferne gekommen waren, sich dem Zuge der Leidtragenden anzuschließen, — und plötzlich ertönte aus allen Kehlen das Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

Ein ungeheures Wort in Fällen wie der gegenwärtige! Aber es gibt Seelen, denen der Sinn dafür aufgethan wird eben in solchen Fällen, die an seine Wahrheit glauben und gläubig die Kraft der Unterwerfung und Trost finden. Regine wurde davon in's Herz getroffen, als ob sie es noch nie vernommen, weil sie es nie so begriffen wie jetzt. Unmerklich nickte

sie mit dem Haupt: sie konnte beistimmen, seitdem sie die Zuversicht hatte, dem Gatten zu folgen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Er war so groß, wie man sich's im Orte kaum erinnerte, und mancher Zuschauer dachte gerührt bei sich: „Der Mann hat viele Freunde gehabt, — aber er hat's auch verdient; — er war ein bedeutender Mann und ein guter Mann."

Als der Geistliche vor dem Grab die Leiche eingesegnet hatte und die Ehrenträger den Sarg hinabließen, weinten und wehklagten die Kinder des Verstorbenen laut und wenige blieben ohne Thränen. Die Wittwe aber stand ohne die leidenschaftlichen Aeußerungen des Schmerzes, wie man sie an hinterlassenen Ehefrauen zu sehen gewohnt ist. Starren Blickes, unbeweglich schaute sie hernieder. Manche sahen verwundert auf das Weib, die ihren Mann so lieb gehabt und von der man geglaubt hatte, sie müßte ihm in's Grab nachsinken. Gereiftere Herzen legten sich's in ihrem Sinne gut aus, den wirklichen Grund errieth niemand. Niemand ahnte auch, wie viel sie's kostete, die wenigen Schritte vom Grab in die Kirche würdig aufrecht zurückzulegen und ihren Stuhl zu erreichen.

Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Der Leichentext gab ihm Gelegenheit, mit Nachdruck und Wärme die Tugenden hervorzuheben, die gegenüber der Unbegreiflichkeit göttlicher Rathschlüsse erfordert sind, und auf den Ort hinzuweisen, in welchem die herbsten Schmerzen eben in die höchsten Wonnen, das tiefste Dunkel eben in das beglückendste Licht wird verkehrt werden. In die Seele des Weibes fielen aber nur einzelne Strahlen seiner Darstellung — der Mahner, den sie zweimal abgewiesen hatte, pochte stärker und stärker an. Als sie aus der Kirche in die schwüle Luft hinaus getreten war, drohte sie zu sinken, und nur mit der größten

Anstrengung erreichte sie die Stube. Dort brach sie zusammen.

Die Verwandten, die ihr gefolgt waren, richteten sie erschreckt empor. Sie hielten den Zustand indeß für eine Schwäche, die bei der Plage, die sie gehabt, und bei den Leiden, die sie ausgestanden, natürlich war, und die Frauen brachten sie zu Bette, indem sie trösteten, eine ruhige Nacht werde sie schon wieder zu Kräften bringen.

Im Hause befand sich indeß eine Person, die den wirklichen Sachverhalt ahnte. Es war die Magd. Diese hatte in jener Nacht bei einem Gang über den Hof die Frau mit bloßem Hals am offenen Fenster gesehen und sich ihre eigenen Gedanken darüber gemacht. In die Kammer zu ihr gerufen, sah sie nun auf die *Leidende mit* den scheuen Blicken des *Argwohns, um so mehr, als das Gesicht* derselben eine sonderbare Zufriedenheit ausdrückte. Ein ernstes, wackeres Geschöpf, die ihre Frau lieb hatte, beschloß sie, niemand etwas von ihrer Vermuthung zu sagen, außer Einer, auf deren Verschwiegenheit sie sich verlassen konnte. Diese sollte es wissen; denn wer weiß, wozu es gut war.

Die Nacht verging; als aber Bruder und Schwägerin früh Morgens nachzusehen kamen, hatten die gestrigen Prophezeihungen sich nicht erfüllt. Der Bruder bestand darauf, daß der Doktor geholt würde, und die Kranke mußte es geschehen lassen. Der alte Herr sah auf den ersten Blick, wohin es mit den Anwandlungen von letzthin gekommen war. „Habt Ihr gehalten, was Ihr mir versprochen habt?“ fragte er ernst. Die Frau erwiederte: „Ich habe zwei Nächte geschlafen.“ Nach weiteren Erkundigungen schrieb er mit resignirter Miene ein Recept, gab der Magd die zur Pflege nöthigen Verhaltungsregeln und fuhr hinweg. Er

war der Meinung, daß die Frau den Keim der Krankheit schon seit dem Tode ihres Mannes in sich getragen habe.

Kaum war er fort, so traten die beiden Kinder, welche auch diese Nacht noch bei der „Gröningers-Ahnfrau" geschlafen hatten, in die Kammer und eilten an's Bett. „Mutter," rief der Bube mit gutmüthig traurigem Ton, „bist du auch krank?" Und das Mädchen, ohne recht zu wissen, was sie sprach, sagte kindlich bittend: „Stirb nicht auch in's Grab nein, Mutter, wie der Vater!" Dem Buben war dies zu viel; er versetzte mit dem Ton des Vorwurf's: „Red' nicht so! Man stirbt nicht gleich!" Und herzlich setzte er hinzu: „Die Mutter muß uns bleiben. Wenn die auch sterben thät', hätten wir ja gar Niemand auf der Welt!"

Die Augen des Weibes füllten sich mit Thränen bei diesen Aeußerungen liebender Kinderseelen. Reue, tiefe Reue ergriff ihr Herz, es war ihr, als ob sie ein großes Unrecht, ein Verbrechen begangen hätte. Indem sie einen mitleidig zärtlichen Blick auf sie warf, antwortete sie den Kleinen mit dem sanftesten Ton, gab ihnen die holdesten Namen und tröstete sie, daß sie beruhigt die Kammer verließen.

„Gute Kinder!" rief sie tief ergriffen, „an Euch hab' ich nicht gedacht! Doch" setzte sie nach einem Moment des Nachdenkens hinzu — „es ist auch für Euch ein Vortheil. Der Schwager wird euch besser aufziehen, als es ein Weib könnte, die keine Freude mehr am Leben hat. Und für euer Fortkommen — Gott sei Dank! — ist gesorgt. Ihr könnt' mich gerathen (entrathen) und Gott wird euch in seinen Schutz nehmen."

Nachmittags, als sie bei einem Geräusch der Thür aus leichtem Schlummer erwachte, stand die Kirchbäuerin vor ihr. Der Blick der Freundin schien nur der einer theilnehmenden Seele zu sein; aber ein Kundiger hätte es ihr doch ansehen

können, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen hatte und da war, um über etwas in's Klare zu kommen.

Mit halb fragendem Tone begann sie: „Du bist nun auch krank, Regine." — „Es sieht so aus, Margret," entgegnete die Leidende; und instinktartig setzte sie hinzu: „Was kann ich machen? Ich muß es hinnehmen!" — „Jetzt freilich," erwiederte die Freundin ernst nickend. — „Was meinst du?" fragte Regine.

Die Kirchbäuerin konnte nicht länger an sich halten und warf einen Blick des Vorwurfs auf sie. „Du bist in der ersten Nacht, anstatt in's Bett zu gehen, wie du mir versprochen hast, bei der Leiche in der Kammer gewesen und hast dich mit bloßem Hals am offenen Fenster erkältet. Man hat dich da gesehen." — Regine war betroffen und schwieg einen Moment. „Ich hab' nicht wissen können, daß es so schlimm wird," entgegnete sie endlich mit unwillkürlicher Abwehr.

Die Augen der Freundin wurden feucht, und mit dem Ausdruck einer Person, der es leid thut anklagen zu müssen, rief sie: „Geh, du machst mir nichts vor! Du hast dich mit Fleiß erkältet, damit du krank würdest! Du willst sterben!" Regine zuckte im Bette. Dann aber richtete sie sich auf, erhob mit Selbstgefühl das Haupt und versetzte: „Weil du's denn weißt und weil's so ist, will ich's auch nicht läugnen. Ja, Margret, ich hab's gethan; ja, ich will sterben!" — „Und du hast dir nicht Sünden gefürchtet?" rief die andere erschreckt. — „Nein," erwiederte Regine; und wie in der Erinnerung schauernd, setzte sie hinzu: „Ich hab' mir nicht anders helfen können."

Die Freundin trat näher, sah auf die wieder Zurückgesunkene mit wehmüthigem Blick und sagte: „So jung, so kräftig — und so schön! — O Regine, hättest du dich in

dein Schicksal ergeben, du hättest anders gedacht später. Man erträgt gar viel in der Welt — und man tröstet sich wieder, nachdem man geglaubt hat, man könne nicht anders und müsse verzweifeln."

Die Treue schüttelte den Kopf und mit einem eigenen Lächeln, halb wehmüthig, halb geringschätzig, erwiederte sie: „Ich bin nicht wie jedermann, und was für andere paßt, das paßt nicht für mich. — Ich hab' nicht mehr leben können, Margret! Eben weil ich jung bin und für die Kinder und für das Geschäft ein Mann nöthig ist, hätt' ich wieder einen nehmen müssen. Man hätte mich geplagt von allen Seiten, ich hätte keine Ruhe mehr gehabt. Aber — ich will nicht mehr heirathen! Ich will keinen Mann mehr!" Nach kurzem Innehalten fuhr sie milder fort: „Du weißt ja, wie wir mit einander gelebt haben, Margret. Du hast's ja gesehen. Kennst du einen Mann, der besser wäre gegen sein Weib, als der meine gegen mich gewesen ist? O" — rief sie mit ausbrechender Empfindung — „ich hab' mit ihm den Himmel gehabt auf der Welt, und darum will ich auch mit ihm aus der Welt! — Ich kenne die Männer wohl. Meinst du, ich könnt' mit einem wilden und unguten Menschen leben, nachdem ich so einen gehabt hab'? Nein, Margret! Einen solchen krieg' ich nicht mehr, und darum will ich gar keinen mehr. Ich will's nicht besser haben als er! Hat er so jung sterben müssen, so will ich auch jung sterben — und du wirst sehen, ich werd' sterben!"

Die Kirchbäuerin sah halb erschrocken, halb strafend auf sie und rief: „Du hast einen Gröningerskopf!" Ein wehmüthig stolzes Lächeln zuckte um den Mund der Leidenden. „Ja," entgegnete sie, „den hab' ich — und dem muß es auch nachgehen!"

Die Kirchbäuerin, lebenserfahren, verständig und religiös

im Sinne einer wackern Frau ihres Standes, konnte sich doch der Wirkung des Heldenmüthigen in dem Thun Regines nicht entziehen. Mit Trauer und Bewunderung sah sie auf die Freundin, mit einem Gefühl von Stolz, daß sie's war und so ihr Herz vor ihr aufthat. Aber die Bewunderung zerschmolz in Rührung. „O Regine," rief sie, „wer hätte an eurer Hochzeit daran gedacht, daß es nach so kurzer Zeit dahin mit euch kommen würde! Zwei Leute, die Alles hatten, was des Menschen Herz verlangen kann — reich, gesund, gut!" — Ueberwältigt von Mitleid und Zärtlichkeit wollte sie die Hand ergreifen, die auf dem Bette lag — Regine zog sie zurück. „Die Krankheit ist ansteckend," rief sie, „du weißt es!" Hierauf aber antwortete die Kirchbäuerin mit einem gekränkten Blick, faßte die Hand rasch und hielt sie fest. „Schäm' dich," entgegnete sie, „und red' nicht so! Ich fürchte mich nicht, mir thut's nichts! Und," setzte sie milder hinzu, „wenn ich auch krank würde und Gott meinem Leben ein Ende machte, ich bin älter, und unsere Kinder sind versorgt — um mich wär's nicht Schad'; aber um dich ist's Schad'; daß so ein Weib sterben soll, wie du bist, das ist ein Unglück und ein Jammer! — Das behaupt' ich und dabei bleib' ich!"

Regine, von so inniger Freundschaft gerührt, schaute sie dankbar an. „Bedaur' mich nicht," erwiederte sie. „Was hat man denn in der Welt? Mühe, Sorge und Kummer! Und wenn eines glücklich lebt, so ist's als ob's nicht sein sollte, und auf einmal kehrt sich Alles in Jammer und Elend! — Geh mir mit deinem Leben! Wenn man weiß warum, ja, dann kann man sich Mühe geben und Alles ertragen; aber wenn man keinen Zweck mehr hat, wenn das, um deßwillen man gelebt hat, einem genommen wird — wenn's im Hause so todt ist!" — Ein Grauen faßte sie bei dieser Vorstellung,

ein Seufzer entrang sich der Brust und die Lippen verstummten.

Der Freundin erschloß sich dadurch das Herz der Leidenden völlig. Sie fühlte, daß dieses Weib nicht mehr leben könne, und ihre Thränen fingen an zu fließen.

„Weine nicht!“ sagte Regine sanft. „Behalte mich in gutem Andenken, darum bitt' ich dich! — O, wenn du wüßtest, wie gern ich sterbe! wie ich mich sehne, hinüber zu gehen!“ Die Bäuerin nickte traurig und sagte: „Das begreif' ich. Aber,“ setzte sie mit dem Ausdruck des Zweifels und der Sorge hinzu, „wie wird man dich dort aufnehmen? Was wird derjenigen geschehen, die ihrem Leben selber ein Ende gemacht hat?“

Regine schwieg einen Moment; dann erwiederte sie mit Fassung: „Ich bin dazu gekommen, ich weiß selber nicht wie. Ich hab's gewollt und gewünscht, und doch ist mir's, als ob's ohne mein Wollen geschehen wäre. Seis wie's sei; ich glaube, daß unser Herrgott mir vergeben wird, und in diesem Glauben sterb' ich. Mein Mann ist, wo die guten Leute sind, und ich werde zu meinem Mann kommen. Glaub's nur, Margret,“ setzte sie mit eigener tiefer, Sicherheit hinzu, „uns wird niemand von einander scheiden können, denn wir lassen nicht von einander!“

Die gute Frau stand von diesen Worten treuester Liebe erschüttert. „Sollt' man's denn glauben,“ rief sie, „daß so etwas möglich wär'? Du bist immer ein besonderes Mädchen gewesen, hast immer etwas Apartes gehabt, aber das hätt' ich dir nicht zugetraut! — Es gibt also doch noch Weiber, die ihre Männer so gern haben?“ Und mit der Leidenschaft der Rührung setzte sie hinzu: „Ja, Regine, ja, Gott wird dir verzeihen, und du wirst zu deinem Mann kommen! Ver-

trau' nur und glaub' fest daran! Eine solche Liebe kann keine Sünde sein!"

Sie ergriff die Hand der Kranken und drückte sie zärtlich, während diese ihr mit einem gerührten Blick antwortete. Endlich schickte sie sich zum Gehen an. Sie traute sich nicht zu sagen: „Gute Besserung!" und wünschte einfach mit gedämpfter Stimme guten Abend. Regine hielt sie noch. „Sorg' dafür," rief sie ihr zu, „daß die Sache nicht weiter auskommt." — „Ich will's," versetzte die Kirchbäuerin. „Verlaß dich darauf." — „Daß du's erfahren hast," fügte die Kranke hinzu, „ist mir lieb. Du bist eine treue Seele; — und Eine soll mich kennen — Eine soll's wissen, warum ich gestorben bin!"

Die Zuversicht, womit Regine das Erreichen ihres Zieles als gewiß ansah, betrog sie nicht. Die Krankheit nahm einen milderen Verlauf, als bei dem Mann, aber sie schritt unaufhaltsam vor. Am zweiten Sonntag kam auf ihren Wunsch der Schwager des Verstorbenen mit seinem jüngeren, noch unverheiratheten Bruder. Man einigte sich, wie die Kinder erzogen, der Meierhof dem Söhnlein erhalten werden sollte, und dem jungen Vetter fiel dabei die Hauptaufgabe, der Familie Gröninger die Mitwirkung zu.

Regine empfand eine große Beruhigung. Der Vetter war einer von den Menschen, die ihre Ehre darein setzen, ehrenwerth zu handeln: man konnte sich völlig auf ihn verlassen. Als der Schwager Abschied nahm, sagte er: „Es ist nur für alle Fälle, Schwägerin. Du kannst ja recht gut wieder aufkommen und dann ganz nach deinem Gutdünken handeln. Hoffen wir das Beste!" — „Hoffen wir's," entgegnete Regine. „Wenn ich dich aber nicht mehr sehen sollte, leb' wohl! Grüße mir dein Weib und die Ahnfrau und sag' ihnen, ich lass' ihnen gute Besserung wünschen."

Zwei Tage darauf begann die Kranke zu phantasiren. Die verschlungenen Reden wie die abgerissenen Worte zeigten, daß ihre Seele fast ausschließlich mit den Verstorbenen beschäftigt war. Einmal befanden sich die beiden Wissenden, die Freundin und die Magd, allein bei ihr in der Kammer. Die Träume ihrer Seele offenbarten so viel Zärtlichkeit, auch in dem kindlich gutmüthigen Ton der Sprache, daß denen, die alles verstanden, die hellen Zähren von den Wangen liefen.

Doch auch dieses Herz sollte nicht brechen, ohne das Grauen des Todes, ohne die Angst vor dem Schritt in's Jenseits empfunden zu haben. Waren es körperliche oder geistige Ursachen, oder beide zusammen, die eine plötzliche Wendung in ihr hervorbrachten? Den schönen Phantasien folgten mit einemmal andere, die eine tief bedrückte Seele verriethen. Auf dem Gesicht malten sich bei fliegender Hitze Bangigkeit, Sorge, Furcht. Eine gewaltige Unruhe ließ unter schwerem Athmen den ganzen Leib erbeben, die Lippen sichtbar zittern. Die Seele, wie es den Anschein hatte, rang zu einem Ziele hinan und verzweifelte es zu erreichen. Als der Geist sich wieder gefunden hatte, lag die Kranke still und ruhig und sah lange ernst vor sich hin. Dann trug sie der Magd auf, den Pfarrer zu holen.

Der würdige Seelsorger hatte sie schon zweimal besucht. Mit der ihm eigenen Feinheit des Gemüths zeigte er aber nur den Freund des Hauses gegen sie und ließ, was er Geistliches bemerken wollte, in natürlicher Sprache blos gelegentlich einfließen. Als er jetzt wiederkam, begann er mit theilnehmender Erkundignng. Die Leidende erklärte ihm, sie fühle, daß es mit ihr zu Ende gehe. Sie sterbe gern, aber sie wünsche zu thun, was ihr als Christin zukomme und was ihr

Mann gethan habe — sie bitte ihn, ihr das heilige Abendmahl zu reichen.

Der Geistliche hatte während dieser Rede in ihr Innerstes zu sehen versucht. Er sagte ihr mit Ernst die sofortige Gewährung ihres Verlangens zu, entfernte sich und kehrte nach einer Weile mit dem Lehrer zurück. Indem er die Formen der Kirche erfüllte, benutzte er die Gelegenheit zu einer Rede, mit der er eine ganz besondere Absicht verband.

In kurzen, aber mächtigen Worten schilderte er die Heiligkeit Gottes und ihr gegenüber die Sündhaftigkeit des Menschen, die Unzulänglichkeit und Gebrechlichkeit auch der Besten. Wie darf der sündige Mensch von dem heiligen Gott Gnade erwarten? Wie hat er Hoffnung sie zu erlangen? — Etwa so, daß er, über seinen Werth verblendet, mit dem eiteln Gefühl der Selbstgerechtigkeit vor ihn tritt und sie als eine ihm zukommende Sache in Anspruch nimmt? Kann Gott der Sündhaftigkeit vergeben, die nicht fühlt, daß sie es ist und kühn für sich fordert, was die Reinheit sogar in Demuth zu erwarten hätte? Nein, die mängelvolle Seele muß erkennen, was ihr fehlt, und worin sie gefehlt hat, sie muß tiefe Reue darüber empfinden, muß fühlen, daß ihr von Rechtswegen Strafe gebührt, und mit diesem Bewußtsein demuthsvoll an die göttliche Gnade sich wenden, die sich in Christo geoffenbart; sie muß glaubend an diese Gnade und liebend um dieser Gnade willen der göttlichen Barmherzigkeit sich anheimgeben. Dadurch allein kann die ungeheure Kluft überbrückt werden zwischen der Heiligkeit Gottes und der Sündhaftigkeit des Menschen, und dieser kann hinüberschreiten zu dem Richter, der ihm ein väterlicher sein wird. Dadurch allein kann das Brod und der Kelch würdig empfangen und genossen werden.

Der Geistliche hätte damit schließen und zur unmittelbaren

Einleitung des heiligen Aktes übergehen können. Er that es nicht. Nach kurzem Innehalten fuhr er fort und sagte: „Es ist nicht jedem leicht gemacht, seine Sündhaftigkeit Gott gegenüber zu erkennen, und eben der Gerechte ist darin gegen den Ungerechten im Nachtheil. Wer in Fleiß und Thätigkeit, in treuer Liebe zu den Seinen, in herzlicher Erfüllung christlicher Pflichten seine Tage verbracht hat, der kann meinen, ganz nach den Geboten der Religion gelebt zu haben, und mit gutem Gewissen unmittelbar vor Gott treten zu können. Und während der Verbrecher die göttliche Gnade gewinnt, eben weil er sie anruft, kann der Gerechte sie verlieren, weil er glaubt, sie müsse ihm von selber zu Theil werden. Der Gerechte, der Gott und sein heiliges Leben vor Augen hat, wird freilich in diesen Irrthum nicht verfallen. Er wird, indem er sich mit dem ewigen Vorbild vergleicht und an seiner Vollkommenheit das Auge schärft, erkennen, wie oft sich ihm gute Gedanken in böse verkehren, wie oft ihm reine Gefühle befleckt werden durch unreine, wie oft er das Gute, daß er thun mußte, versäumt, wie oft er den Segen der Tugend durch selbstgerechten Stolz aufzehrt und sich wieder zum Bettler macht; und indem er tief empfindet, wie weit er trotz allem guten Thun noch hinter dem wahren Ziele zurückgeblieben ist, wird Gott ihm die Hand reichen und ihn eben zu diesem Ziele hinanführen."

„Es gibt aber im Leben des Menschen doppelseitige Handlungen, die nach der einen Seite rühmlich, nach der andern frevelhaft erscheinen, Handlungen, durch die wir ein geringeres Gebot erfüllen, während wir ein höheres verletzen und kränken. Welche Gefahr, wenn Thaten dieser Art nur von der schönen Seite angesehen werden, wenn die Seele mit Selbstzufriedenheit erfüllt wird, statt mit reuevoller Demuth! Hat der Mensch eine solche That begangen und er

will vor Gott hintreten, dann fasse er mit ernster Erhebung des Geistes die Seite in's Auge, wonach sie dem Gerichte verfällt, und mit flehender Seele rufe er empor zu der Macht, welche die Sünde vergeben, die Strafe erlassen kann. Der Barmherzige wird dem Erkennenden den Frevel wegnehmen — nur das Gute der That und nur ihr Segen wird übrig bleiben."

„Bei Gott" — schloß der würdige Redner mit bewegtem Ton und glänzenden Augen — „ist kein Ding unmöglich! Was die glaubende und liebende Seele von ihm bittet, das wird er ihr gewähren. Aber er will, und er hat ein Recht zu wollen, daß man sich liebend an ihn wende, und nicht über der Gabe den Geber vergesse; er will, und er hat ein Recht zu wollen, daß man das Geliebteste, welches er gegeben, in seine Hand wieder zurückstelle, damit er es der Seele, die ihn ehrt, neu verleihe für die Ewigkeit. Er will, daß man zu dem Guten das Bessere und Beste füge, daß man durch die Uebung der christlich höchsten Tugend vollkommen werde. Ist dieser Wille aber nicht eben der Wille der höchsten Liebe? Und ist es möglich, solche Liebe zu schauen, ohne den, der sie beweist, über alles wieder zu lieben und ihm liebend sich und all das Seine anheimzustellen? — Auf, o Seele, und unternimm es, Gott zu lieben, und dich und das Deine in Demuth und Ehrfurcht vor seinen ewigen Thron zu legen! Wenn du auch diese Probe bestehst, dann wird er sich dir ganz erschließen; wenn du ausharrst bis zum Letzten, dann wird er dir mit himmlischer Hand die Krone des Lebens geben."

Der Geistliche — das war offenbar — wußte um die That der Gattin, oder er vermuthete sie. Hatte er aus Reden der Leidenden, aus unbedachten Aeußerungen der beiden Mitwissenden einen Schluß gezogen, und wollte er nun, als

wahrer Seelsorger der Sterbenden, die er hoch hielt, zur letzten Erhebung und Reinigung der Seele Anlaß geben? Wie dem sei, die Worte, die er sprach, drangen dem Weib in das Herz, und erhellten dieses mit klarem Licht. In solchen Momenten erhebt sich auch die gewöhnliche Seele über sich selbst, um wie viel mehr die edle und die begabte. Regine hatte kaum einen flüchtig forschenden Blick auf den Redner geworfen. Ihr Geist erkannte, daß er die Wahrheit sprach, und ihr Herz nahm an, daß er von Gott gesendet sei, ihr sie vorzuhalten. Wie aber gerade in den größten Dingen das, was die Welt Bildung nennt, nicht vonnöthen, sondern durch Begabung und Erweckung ersetzbar ist, so wurde vor der Seele der Sterbenden der Vorhang weggezogen von dem Allerheiligsten Gottes. Tief ergriffen und erschüttert, die Pflichten erkennend, die sie verletzt hatte, und reuevoll hinanblickend zu der Majestät des himmlischen Richters, mit demüthigem Glauben und Verlangen empfing sie das Mahl und in ihm die Gewähr des Heiles. Anstatt es Gott zu überlassen, sie zu finden, hatte sie ihn gesucht, und in seinem ewigen Angesicht das Wort der Gnade gelesen.

Der Geistliche warf auf das Antlitz der Sterbenden, das durch den heiligen Act eine höhere Weihe erhalten hatte, noch einen Blick herzlichen, gerührten Antheils und entfernte sich still. Ihm schuf das Bewußtsein, der ihm theuer gewordenen Seele einen Dienst geleistet zu haben, mitten in der Wehmuth über ihr frühes Hinscheiden ein schönes und erhebendes Gefühl. — In Regine dagegen keimte und wuchs eine andere Empfindung. Sie hatte die ganze Gewißheit, daß sie wieder zu dem geliebten Manne kam — sie hatte sich ihn erobert und gewonnen für alle Ewigkeit! Nun erst war ihr das Sterben eine Lust — und ein reiner Gewinn.

Ihre Stunde kam. Als sie die Körperkräfte schwinden

sah, ließ sie die Ihrigen herbeirufen und nahm Abschied von allen. Und während nun die Kraft des Leibes zu Ende ging, war es, als ob die Seele sich in all ihrer Güte und Schönheit noch einmal aufschwänge, den Leib zu durchdringen und zu verklären. Das bleiche, schmale, aber noch jetzt edle Gesicht leuchtete in magischem Glanz, die Augen waren emporgerichtet, als hingen sie an einer wunderbaren, himmlischen Vision. Mit Staunen sahen die Trauernden auf sie. Die gebeugte Mutter nickte mit dem Haupte und Thränen rollten über die gefurchten Wangen, die noch eine andere Quelle hatten als den Schmerz. „Noch jetzt so schön!" rief sie für sich. „O, mein Kind, mein Kind!" — Die Flamme war im Erlöschen. Ein tiefer Athemzug — das Haupt des Weibes lag unbewegt — sie war geschieden.

Die Nachricht von dem Tode der im Dorf und in der Umgegend hoch angesehenen Frau, obwohl man nichts anderes erwartet hatte, brachte doch einen ungewöhnlich tiefen Eindruck hervor. Manche ernste Betrachtung wurde daran geknüpft über die Hinfälligkeit des Menschen, über den Schein des irdischen Glücks, und eine wenig bemittelte Bäuerin sagte mit ernster Miene: „Die beiden Leute haben den Himmel auf Erden gehabt, und das soll eben nicht sein. Wir, die sich plagen und absorgen müssen, um nur fortzukommen, wir bleiben am Leben!"

Das Leichenbegängniß fand an einem sonnigen Tage statt, daher die Versammlung zahlreicher war, als selbst bei dem Begräbniß des Mannes. Als der Geistliche, selbst bewegt, in der Grabrede das Verhältniß der Eheleute schilderte und ihr einträchtiges Leben mit innigen Worten vor die Seele der Hörenden rief, da weinten alle, die das Paar gekannt hatten, die Kinder schrieen laut, und auch die Augen derer, die nur äußere Rücksichten hergeführt hatten, oder die zufällig ge-

kommen waren, brachten dem thränenwerthen Geschick ihre Spende.

Und nun ruhten sie beisammen, die im Leben so liebevoll verbunden waren, das Kind, der Mann, das Weib. Die Gräber lagen an einem heimlichen Platz an der Mauer des Kirchhofs, und bald waren sie nicht nur durch ein Grabmal bezeichnet, sondern auch mit Blumen bepflanzt. Die Mutter Gröninger ließ es Jahre lang ihre angelegentlichste Sorge sein, diesen Schmuck darauf zu pflegen und zu erhalten, daß sie hervorleuchteten unter allen und dem Grabe des zuletzt verstorbenen Geistlichen zu vergleichen waren. Die gute Alte vergoß noch manche Thräne darauf und sprach am liebsten und öftesten von „ihrer Meierin.“ Endlich starb auch sie. Die Erinnerung an das vielgerühmte Paar fing an zu erblassen und wenige gedachten seiner noch, unter den wenigen am treuesten die Vertraute Regines.

Es ist das schöne Vorrecht der Dichtung, ein liebenswerthes, rühmliches Dasein, wenn es von der Erde geschieden ist, wieder erstehen zu lassen in der ganzen Fülle des Lebens, im Lichte der Schönheit, und den engen Kreis der Wirklichkeit durchbrechend es vor alle Seelen zu führen, die fähig sind, es zu erkennen und hoch zu halten. Aber nichts ist wohl des Andenkens und des Mitgefühls edler Seelen würdiger, als eine Liebe, die sich treu bewiesen hat bis zum Tode.

# Der Sieg des Schwachen.

# I.

Unter den Handwerkern ist der Schneider von Alters her eine humoristische Figur gewesen; die Thatsache ist unläugbar und nicht schwer zu erklären. Die sitzende Lebensart und die Beschäftigung mit der Nadel sind nicht geeignet, die Gliedmaßen imponirend auszubilden und dem Körper jene Derbheit und Schlagkraft zu geben, die in rohern Zeiten vor allem Respekt einflößen. Die verhältnißmäßige Feinheit und Friedlichkeit der Arbeit begünstigt die Reflexion, und wenn der Mangel an tüchtiger Bewegung eine Schwächung des Leibes zur Folge hat, so pflegt der Schneider sich auch gewöhnlich noch „des Gedankens Blässe anzukränkeln." Das Metier weist ihn endlich darauf hin, seiner Erscheinung etwas Zierliches zu geben und sich selbst den höhergestellten Persönlichkeiten, die er durch sein Talent standesmäßig auszustaffiren hat, nach Möglichkeit anzunähern. In Folge von alledem wird der Schneider in der Regel eine schmächtige, bläßliche, reizbare, nette und putzige Figur mit einer überwiegenden Tendenz zur Vornehmheit in Haltung und Benehmen. Wie leicht er damit der komischen Nemesis verfällt, sieht man. Seine Reizbarkeit und seine Meinung von sich selbst verwickeln ihn in Händel, die seine Gliedmaßen siegreich durchzufechten außer Stande sind. Das Bewußtsein,

den Willen seines Herzens nicht durchsetzen zu können, giebt seinem Wesen ein eigenthümliches Gepräge von Resignation, einen Ausdruck, der jedermann verräth, daß ein etwaiger Anlauf seinerseits nicht gar schwer in einen Rückzug umzuwandeln ist. Gleichwohl kann er seine Ansprüche nicht ganz verbergen, und der böse Feind treibt ihn zuweilen an, vermessen damit hervorzutreten. — Ein trefflicher Gegenstand offenbar für die heitere Laune, das Necken und das Hänseln, womit die gute alte Zeit, die vor allem Spaß verstand, die Zeit abzukürzen pflegte.

Die Wirklichkeit hat stets für eine gute Zahl rühmlicher Ausnahmen gesorgt; aber die Ausnahme bestätigt nur die Regel, und so ist der Schneider als solcher für den Humor im Leben und in der Kunst ein Typus geworden und hat die Sprache mit charakterisirenden Ausdrücken bereichert. Wenn in einer Erzählung ein Schneider auftritt, so denken wir uns nothwendig eine Figur, die der oben gegebenen Schilderung entspricht. Hätte der Poet nun die Absicht, durch einen Vertreter dieses Handwerks gewaltige Thaten thun zu lassen, so müßte er seine Fähigkeit dazu ganz besonders nachweisen. Der Hufschmied kann ohne Weiteres ein halbes Dutzend Schneider in die Flucht schlagen; wenn aber ein Schneider ein halbes Dutzend Hufschmiede niederstreckte, so wäre das eine That, über deren Möglichkeit wir uns eine nähere Erklärung ausbitten müßten.

Auf dem Dorfe erleidet dieses Verhältniß eine naturgemäße Abänderung. Der Schneider ist hier zugleich Besitzer einer kleinen Oekonomie und legt die Nadel vielfach weg, um den Pflug, die Sense, den Dreschflegel in die Hand zu nehmen. Dies erhält ihn frischer und läßt zwischen den Gestalten seiner Nachbarn und der seinigen keinen allzu großen Unterschied aufkommen. Dennoch äußert das Metier

auch hier seine Einwirkung, und zumal auf dem jungen Schneider pflegt im Punkte des Muthes und der Körperstärke für die andern Bursche eine levis notae macula zu sitzen. Der Name bezeichnet weder einen Goliath, noch einen David, und wenn der Träger desselben dem alten Vorurtheil nicht mit Geduld oder guter Laune begegnen will, so muß er es für seine Person durch Thaten entkräften. Es kommt nun auch wirklich vor, daß zu irgend einem gefährlich scheinenden Unternehmen just ein Schneider sich meldet, der den Verdacht der Feigheit von sich abwälzen will; sein Entschluß erweckt aber bei den Uebrigen stets eine gewisse Verwunderung, und unter Umständen Heiterkeit.

Ein Dorf, das im mittlern Riese gelegen ist, besaß in seinem Hauptschneider — neben ihm existirte noch ein geringerer für die geringeren Leute — eine der ehrenvollsten Ausnahmen, die je das Metier zierten. Balthasar Eber war nicht nur der Starken einer im Orte, sondern geradezu der Stärkste selber, groß, von tüchtigem Knochenbau und einer Muskelkraft, der schon in seiner Jugend keiner seiner Altersgenossen zu widerstehen vermochte. Er wurde Schneider, weil es sein Vater war, trieb aber das Handwerk in gesunder Abwechselung mit der Landwirthschaft, und es bekam ihm und er behauptete den Ruf, den er sich als lediger Bursch im Meistern und ernstlichen Faustkampf erworben hatte, bis in sein reiferes Alter. Als einst ein reicher Bauer aus dem untern Ries, den ein Geschäft ins Dorf und der Durst ins Wirthshaus geführt hattei, nach Vertilgung der zweiten Maß Braunes den Mann mt eiinem gewissen Hochmuth anredete, und von der rücksichtslosen Erwiderung beleidigt, ihn verächtlich als „Schneider" behandelte und schmähte, erhob sich unser Mann, packte ihn und warf ihn zur Thüre hinaus. Schäumend vor Wuth, obschon etwas

hinkend, drang der Bauer wieder herein und wollte auf den Frechen losgehen; Bekannte traten dazwischen. „Was," schrie der Gedemüthigte, „von einem Schneider soll ich mir so was gefallen lassen?" — „Ja das ist halt einmal ein solcher," entgegnete man ihm, und der Bauer konnte nichts thun, als schimpfend einspannen lassen und davon fahren, während Eber schmunzelnd seine Maß austrank und noch eine zweite kommen ließ, „auf den Schrecken." Das Siegesgefühl, das aus seinen Mienen sprach, hatte nun doch einen besondern Charakter. Ein Schmied oder Zimmermann hätte durch eine solche That nur das Ordentliche gethan, der Schneider that das Außerordentliche, und das Bewußtsein, durch eine solche Leistung seinen Stand gerächt zu haben, verstärkte den Ausdruck des Triumphes auf seinem Gesicht durch einen Zusatz von Schelmerei, der ihn förmlich pikant erscheinen ließ. Die Dorfgenossen beobachteten ihn mit großem Vergnügen, und auch ein paar „Vettern" des Bauern konnten's nicht lassen, ihn lächelnd einen „verfluchten Kerl" zu nennen.

Balthasar Eber war zweimal verheirathet und begrub die zweite Frau noch in den Dreißigen seines Lebens. Die erste war durch Sanftheit und Gutmüthigkeit fast ein Engel zu nennen, zartgebaut, hübsch und von Herzen fromm; die andere, von derber Constitution und selbstsüchtiger Gemüthsart, nöthigte den Mann zuweilen, ihr die Faust zu weisen, und einmal, seine Oberherrlichkeit thatkräftig festzustellen, wurde aber als tüchtiges Hausweib von ihm nicht weniger betrauert, als die Gute. Jede hatte ihm einen Sohn geschenkt. Der ältere, Tobias, war das Abbild der Mutter, der jüngere, nach dem Großvater Kasper genannt, ließ Vater und Mutter gleichmäßig erkennen.

Tobias ist im Ries kein gewöhnlicher Name. Der

Schneidersohn hatte ihn von einem nahen Verwandten seiner Mutter, der im „Württembergischen“ ansäßig war, woselbst er zu den „Frommen“ gehörte. Dieser wackere Mann besuchte die Familie auch nach dem Tode seiner Base jährlich ein paarmal und arbeitete, nachdem die Bekehrung des alten Schneiders und seiner zweiten Ehehälfte sich als unmöglich erwiesen hatte, an der geistlichen Erziehung seines Pathen, der ihm gutartig zuhörte und mit häufigem „Ja, ja“ beistimmte. Wäre er nicht gestorben, so würde er den Burschen vielleicht ganz zu dem Seinen gemacht haben. Vielleicht! Denn in Tobias, als er heranwuchs, trat immer mehr ein Charakterzug hervor, den wir nicht anders als „weltliche Eitelkeit“ nennen können. Von seinen Kameraden einmal wegen seines Vornamens verspottet, beklagte er sich darüber gegen den „Doten“ und sprach sein Bedauern aus, keinen „schönern“ zu haben. Der Fromme, der dadurch nicht nur den Tobias der Schrift, sondern auch sich selber beleidigt und einen gefährlichen sündlichen Hang in dem Burschen zu Tage treten sah, ereiferte sich gewaltig und hielt ihm eine Strafpredigt, in welcher er seine gewöhnliche Sanftmuth ganz bei Seite setzte und ihm die fleischliche Dummheit mit einer fleischlichen Heftigkeit vorhielt, deren sich ein tüchtiger Naturmensch nicht hätte schämen dürfen. Der gute Junge stand höchst betroffen da und bekannte, niedergedonnert, sein Unrecht einzusehen; gleichwohl flüsterte eine Stimme in seinem Innern, daß es eben doch viel besser wäre, wenn er Fritz hieße. — Als der Pathe gestorben war, stand diesem Hang kein frommer Zuchtmeister mehr entgegen und seine Bildung und sein Schicksal nahmen einen andern Verlauf, den ich eben hier zu erzählen habe.

Tobias lernte von dem Vater das Handwerk und wurde ein Schneider im reinsten Sinne des Worts. Um einen

halben Kopf kleiner als der Alte, die Gliedmaßen zart, das Gesicht hübsch und zierlich, die Farbe hell, die ganze Person leicht und fein, schien er von dem Starken nichts geerbt zu haben, als das Selbstgefühl, das bei ihm aber einen vorherrschend mädchenhaften Charakter annahm. Er war ein guter, ein ungewöhnlich guter Mensch, unser Tobias, wohlmeinend gegen alle Welt, und begriff nicht, wie man ein Vergnügen daran haben könne, Andere ohne Noth zu vexiren und zu plagen. Von Natur leicht erregbar und phantasiebegabt, konnte er unschwer seine Fassung verlieren, desgleichen in jene Gemüthslage kommen, wo einem nach dem Rieser Ausdruck „alle seine Sünden einfallen." Er pflegte sich dann nicht besonders aus der Affaire zu ziehen und sich über sein Mißgeschick, auch über seine Dummheit, bedeutend zu ärgern, bis ihn sein leichtes Blut alles wieder vergessen ließ. Sein Element war der Friede, und im Frieden glücklich zu sein, hatte er alle Eigenschaften. Leider besaß er aber auch ein paar, die recht darnach angethan waren, seine Ruhe zu stören und ihn in die Aufregung und Unlust des Kampfes zu verwickeln.

Wer die Menschen kennt, der weiß, daß man eigentlich nur auffallend gutmüthig zu sein braucht, um den Geist der Bosheit gegen sich in Bewegung zu setzen. Ist der Gutmüthige noch selbstgefällig und empfindlich, dann ist das Maß der Anziehungskraft voll, und es scheint, als ob niemand ein anderes Geschäft hätte, als so einem den Humor zu verderben und Verdruß zu bereiten. Tobias hatte als Inhaber dieser Eigenschaften bereits als Schuljunge viel zu leiden. Es war, als ob die andern Buben kein größeres Vergnügen finden könnten, als ihn zu „trätzen"; und wenn ein Schlingel den Anfang machte, so hatte er augenblicklich Genossen, und was dem einen nicht einfiel, wußte der andere.

Fing der Geärgerte in der Verzweiflung endlich an zu schimpfen oder gar zu schlagen, so machte er seine Sache nicht besser. Er bekam die Hiebe zehnfach wieder, und wenn er zuletzt heulend davonging, so wurde ihm noch ein boshaftes Gelächter nachgeschickt. Nach und nach fing er an zu fühlen, was für ihn das Geeignetere sei, und hütete sich, es so weit kommen zu lassen; er zog es vor, lieber gleich Geduld zu haben und die Spottreden der kleinen Bösewichter, wie sehr sie ihn kränkten und schmerzten, mit Resignation auszuhalten, bis sie aus Mangel an Wirkung versiegten.

Als er herangewachsen war und mit den ledigen Burschen ins Wirthshaus und auf die Gasse ging, wurde dasselbe Stückchen, nur in einer andern Tonart, weiter gespielt. Es waren ja meist die nämlichen Menschen, die ihn als Buben geplagt und erfahren hatten, wie sehr er sich dazu eigne und wie trefflich man an ihm den Uebermuth, der ein Opfer haben muß, auslassen könne. Lange hielt er an sich oder antwortete mit Entgegnungsversuchen, womit er's nach seiner Meinung den unverschämten Menschen tüchtig hinausgab, die aber im Grunde bloße Empfangsbescheinigungen der erhaltenen Stiche waren und als solche erheiternd nur zu gesteigerten Angriffen reizten. Eines Tages verließ ihn aber die Geduld. Am Wirthstisch von den boshaftesten Burschen des Dorfes in die Mitte genommen und durch anzügliche Reden über seine Person und seinen Stand endlich rasend gemacht, griff er in dem instinktmäßigen Gefühl, daß seine Faust auch im Schwunge des Zorns nicht gewichtvoll genug sein möchte, nach dem Bierkrug und schlug den Aergsten, der ihm eben am wehesten gethan, mit „'ner höllenmäßigen Geschwindigkeit“ hinter die Ohren, daß die Folgen sogleich sichtbar wurden und Blut mit Bier vermischt von dem dicken Schädel herabfloß. Das war unerhört, und recht

eigentlich empört mußten die Kerle über den unverschämten Schneider sein, der nicht einmal Spaß verstand und ihnen so einfältig ihre Freude verdarb. In gerechter Entrüstung fielen sie über den Armen her, zerdroschen ihn jämmerlich, und schleuderten ihn, der im höchsten Grimm sich wehrte und auch seinerseits noch ein paar unangenehme Stöße austheilte, in die Nacht des Wirthhaushofes hinaus. Genau genommen war es für den Einen und Feinen keine Schande, von vier Lümmeln überwältigt zu sein, vielmehr der Umstand, daß Viele gegen Einen beschäftigt waren, eine Ehre; aber so groß war die Ungerechtigkeit schon in Bezug auf ihn, daß am andern Tag die Leute, die ihm begegneten, doch Spottmienen zeigten, und seine etwas prahlende Versicherung gegen einen Bekannten, daß vier Kerle nöthig gewesen seien, ihn aus dem Wirthshaus hinauszuwerfen, nur ein vergnügtes Lachen hervorrief. So von mehreren Seiten zum Nachdenken gemahnt, erkannte er wieder das Rathsamere und faßte den Entschluß, zum bösen Spiel höhnender Worte gute Miene zu machen und sich hauptsächlich auf das zu legen, worauf er am Ende doch von der Natur am meisten angewiesen war — auf die Geduld.

Er hatte die Kraft, diesem Entschluß, äußerlich wenigstens, nachzuleben. Er setzte dem hie und da wiederkehrenden Gestichel ein ruhiges Gesicht oder ein stilles Achselzucken entgegen, bis es endlich ganz aufhörte. Erneuerte Attaken, die an fernere Gelegenheiten anknüpften, suchte er mit Repliken abzuweisen, die er bei Andern wirksam gesehen hatte, und den stärksten gelang es nur, ihm jenes schmerzliche Lächeln abzunöthigen, wodurch verletzte Seelen einen Theil ihrer innern Bewegungen verrathen. Denn die Verletzlichkeit selbst konnte er freilich nicht ablegen; — immer mußte es ihn verdrießen, daß er, der durch Feinheit und guten Charakter

offenbar weit über den groben Burschen stand, von diesen sich begegnen lassen sollte, als ob er tief unter ihnen stände. — Aber konnte er sich nicht auf andere Weise helfen? Konnte er die Menschen nicht in seinen Gedanken heruntermachen und ihnen die Titel geben, die ihnen gebührten? Ja, konnte er sie hier nicht auch thatsächlich behandeln, wie sie's verdienten? — Er machte denn zuletzt, wie es mancher ehrliche Deutsche thut, eine Faust in der Tasche und regalirte seine Feinde mit ideellen Schlägen, denen zu seinem vollständigen Triumph nichts abging, als eben die gemeine Wirklichkeit. Hatte man ihm eines Abends übel mitgespielt und er saß zu Hause und arbeitete mit der Nadel, so stach er diese nicht ins Tuch, sondern ins Fleisch irgend eines Unverschämten, daß es Blut gab und der Tropf zuckte und Ach und Wehe schrie. Wenn er den Schneiderhammer schwang, so klopfte er nicht eine Falte, sondern den breiten Rücken eines boshaften Spötters aus, wobei ihn namentlich dessen klägliche Widerstandslosigkeit innig erfreute. War er besonders erzürnt und handhabte er die Sense auf der Wiese, so mähte er statt des Grases seinen Widersachern die Beine weg, daß sie jämmerlich um und um purzelten und dalagen, daß es eine Schande war. Eine solche Strafe war indessen für bloße Worte, so impertinent sie auch gewesen sein mochten, doch etwas stark; die Rachbegierde des Guten war hier schneller gesättigt, und indem er die Handlung nun selber grausam fand, war es ihm zuletzt lieb, daß er eigentlich doch nicht die Beine von Menschen, sondern bloß Gras entzweigeschnitten hatte, worüber der Augenschein keinen Zweifel ließ. Er konnte dann auch über sich selbst lächeln, der gute Tobias; aber die Sense wetzte er doch mit Behagen und schritt mit aufgehellter Miene zur Fortsetzung der Arbeit.

Die Natur mit ihrem sichern Takt findet in allen Ver-

hältnissen die entsprechende Arznei für die Wunden des Lebens, und so lernte auch unser Freund die Mängel des irdischen Daseins, die ihm oft so schweren Verdruß bereiteten, durch die Phantasie heben und sich das in der Wirklichkeit für ihn nicht Existirende wenigstens einbilden. Das gute Hausmittel half bei ihm wie bei Andern; er wurde heiterer und nach und nach in der That fähig, die Unbilden leichter hinzunehmen, die sich ihm nun auch weniger andrängten. Ganz nach seinen Vorsätzen kann freilich niemand leben und Rückfälle giebt es immer und überall. Bei Tobias führten aber diese wenigstens nichts Außerordentliches mehr herbei. Er war eben der „junge Schneider" oder der „Schneiders-Tobies" und spielte als solcher eine Rolle im Dorf, an die sich die Leute und endlich er selber gewöhnten.

Die Geduld, die zur Durchführung derselben immerhin erforderlich war, hatte er indeß nicht nur unter den Leuten, sondern auch zu Hause nöthig, und da zeitweis mehr als draußen. Sein Vater mochte ihn nicht. Einem Mann, den Keiner zu vexiren wagte und der, wenn's darauf ankam, eher Unrecht thun als leiden konnte, diesem mußte es natürlich sehr fatal sein, einen Sohn zu haben, der von Andern Kränkungen hinnahm. „Wie komm' ich zu diesem Menschen?" fragte er sich manchmal im Unmuth über irgend einen ihm zugegangenen Bericht. Die Antwort, daß er eben der Mutter nachschlage, lag freilich nahe; aber er sagte dann: „Was sich für ein Weib schickt, das ist für einen Mann eine Schande. Sich so etwas gefallen lassen! Aus dem wird nie etwas, nicht einmal ein rechter Schneider!" Wenn Tobias folgsam war und ehrbar seine Arbeit that, so half ihm das nicht viel; denn in den Augen des Alten that er damit nur seine verdammte Schuldigkeit, und am Ende, was war er denn, wenn er nicht einmal das konnte? Machte er aber zufällig

einen Fehler oder ließ er sich gar eine Anwandlung von Selbständigkeit beikommen, dann loderte in dem Alten der Verdruß über den Wicht um so rascher und heftiger auf und die Verachtung schärfte die Strafe, welche die väterliche Gerechtigkeit diktiren zu müssen glaubte. Der Gedemüthigte konnte sich dann nicht einmal an dem Bruder erholen, und die schönen Titel, die er erhielt, an diesen weitergeben; denn Kasper, obwohl zehn Jahre jünger, war ein trotziger Bursch, der sich gegen ihn stellte und um so kecker wurde, je mehr er wahrnahm, wo es bei Tobias eigentlich hoppte und daß er im Nothfall mit Sicherheit auf den Beistand des Alten rechnen konnte.

Eine Entschädigung gewährte dem Schneider doch auch die wirkliche Welt — in dem Wohlwollen des schönen Geschlechts. Der hübsche, feine Mensch mit der geraden, zierlich kleinen Nase, wie es im Dorf keine zweite gab, hatte den Beifall der Mädchen; und das Unrecht, das man ihm anthat, flößte den guten Seelen keine Geringschätzung, sondern ein gewisses Mitgefühl ein, das dem, der es erregt, stets nützlich zu werden pflegt. Sie lächelten zwar gelegentlich auch über ihn, aber mit Freundlichkeit und mit einem Blick, als ob sie an dem Angefochtenen gar viel Gutes wüßten, wo Andere froh sein könnten, wenn sie's hätten. Tobias tanzte vortrefflich, schwätzte, wenn er in Laune war, nicht übel; konnte als Schneider, der in allerlei Häuser kam, so manches erzählen und war eben ein seelenguter Mensch, dem man nicht bös sein konnte. Hie und da nahm sich eine Wohlmeinende, die zugleich etwas älter war, seiner mütterlich an und führte einen Angreifer durch lustig eifrige Vorhaltung der Tugenden ab, die den Tobias vor ihm auszeichneten. Und wenn es nun freilich nicht sehr schmeichelhaft war, daß ein Mädchen für ihn einstehen mußte, so lag in der Lebhaf-

tigkeit des Beistandes doch auch wieder etwas Angenehme für ihn, und er konnte behaglich vor sich hinsehen oder durch eine gelungene spöttische Bemerkung gar die Niederlage des Gegners vollenden.

Auch zu Hause hatte er einen Rückhalt an einem weiblichen Wesen — an der ältern Verwandten, die dem Vater die Wirthschaft führte. Diese, die ehemalige Schusterin Walpurg, war froh, als arme Wittwe ein solches Unterkommen gefunden zu haben, und hütete sich wohl, den alten Schneider durch Widerspruch zu erzürnen. Sie erfreute aber den jungen Vetter im Geheimen durch gute Reden und gute Bissen, die sie ihm zusteckte; und wenn's der Alte nach ihrer Meinung gar zu arg machte, so wagte sie auch, ihn bescheiden inständig zur Nachsicht zu ermahnen und ihm die unläugbare Thatsache vorzuhalten, daß Tobias — kein böser Mensch sei.

Bei der Gunst, welche dieser bei den Schönen des Ortes fand, konnte es auffallen, daß er mit keiner in ein Verhältniß verflochten wurde. Das lag aber in einer Eigenheit seines Wesens, die er nur ganz im Geheimen pflegte: in einem besonders feinen Geschmack und in ungewöhnlichen Ansprüchen, die er machen zu können glaubte. Er wollte zum Schatz und zum Weib etwas Apartes, ein Mädchen, das ihm ganz und gar gefiel und in jeder Beziehung Ehre machte — und so eine konnte er unter den Dorfkindern, so weit sie für ihn erreichbar waren, dermalen nicht finden. Durch Reden Erfahrener, durch Lieder und durch Erzählungsbücher, wie sie auch dem Bauer in die Hand gelangen, hatte er einen höhern Begriff von der Liebe erhalten, und er setzte nun bei sich fest, nur eine solche zu nehmen, die er liebte, wie es im Buche stand. Die Freundlichkeit der Mädchen mit Artigkeit erwidernd, freute er sich ihrer und that sich in munterer Stimmung an der Seite der guten Geschöpfe recht von Her-

zen gütlich; aber er band sich nicht, weil ihm eben am Ende doch keine gut genug war. So täuschte er hie und da eine Hoffnung, stürzte indessen keine der Enttäuschten in Verzweiflung, weil die Liebesdesperation auf dem Lande, des vorherrschend gesunden Sinnes und der Leichtigkeit des Ersatzes wegen, überhaupt nicht sehr üblich ist.

Eine indeß richtete ihr Absehen länger auf ihn und hatte von seiner Kaltsinnigkeit auch zu leiden, weil er ihr besonders anständig war und ein Anderer, der sie hätte trösten können, ausblieb. Es war die Tochter eines nicht unbegüterten Webers, die in der Taufe Sibylle genannt, mit Tobias einen ungewöhnlichen Vornamen gemein hatte, sonst aber keine ungewöhnliche Eigenschaft besaß, es müßte denn die sein, daß bei einer etwas kurzen Statur die eine Schulter ein wenig mehr in die Höhe strebte als die andere. Ein reguläres Dorfgesicht mit einem regulären Bauernverstand, die sich beide durch entschiedene Einfachheit und eine gewisse Mannesähnlichkeit auszeichneten. So eine konnte einen Tobias freilich nur um so weniger einnehmen, obwohl ihre Arbeitsamkeit und Sparsamkeit über allen Zweifel erhaben waren, und der Alte ihr eine ganz annehmbare Aussteuer zu geben vermochte. Die gute Sibylle, die sich nach jahrelangem Hoffen und Bemühen keines Erfolges rühmen konnte, empfand dies in Augenblicken, wo die Besorgung des Hauswesens ihr Muße zum Nachdenken ließ, recht bitter, ließ sich aber nicht abhalten, ihrem Herzen mit erneuter Hoffnung zu schmeicheln.

Unter solchen Erfahrungen und Beziehungen wurde Tobias vierundzwanzig Jahre alt. Trotz dem höhern Streben, das in ihm lag, war er stets im väterlichen Hause geblieben. Auf die Wanderung hatte er sich nicht begeben, weil der Vater ihn nicht entbehren konnte, und in die Reihen der Landesvertheidiger war er nicht eingetreten, weil er sich

freigespielt hatte. Nun handelte es sich aber darum, an das Scheiden aus dem bisherigen Verbande gleichwohl zu denken: er mußte die Frage der künftigen Existenz ins Auge fassen. Das Haus des Schneiders war Kasper bestimmt, Tobias mußte sich einen eigenen Heerd erheirathen oder mit Hülfe einer wohldotirten Hochzeiterin kaufen. Durch die Sorge der Mutter war ihm eine bestimmte Summe ausgemacht worden, aber keine sehr bedeutende, und wenn sie der Vater nicht großmüthig ergänzte (was wenig Wahrscheinlichkeit hatte), so mußte Tobias, sofern er weise handelte, entweder unverheirathet bleiben oder sich nach einem Mädchen umsehen, die ein ordentliches Vermögen hatte.

Die Alternative war vor ihn gestellt; und indem er sie reiflich erwog, ging in seinem Innern eine gewisse Veränderung vor.

Erfahrene wissen, daß die poetischen Träume recht schön sind für die Jugend, daß aber nach und nach eine Zeit herankommt, wo sie weniger befriedigend erscheinen und sehr an Werth verlieren, während etwas Reelles, das man bisher für unannehmlich, ja in stolzen Momenten für unwürdig gehalten hatte, ein freundlicheres Ansehen bekommt und im Preise steigt. Das wirkliche Leben tritt mit den Idealen des Herzens in Kampf, und dieser endet in der Regel damit, daß die ätherischen Mächte weichen müssen und der große Begriff der Versorgung das Feld behauptet. Wenn dies feinerzogenen und zartgesinnten Stadtkindern begegnet, um wie viel mehr dem Dorfsohn, dem praktischeres Wesen angeboren ist und der nur ausnahmsweise städtischer Idealität etwas näher treten kann. Tobias hatte sich freilich immer ein Mädchen gewünscht, die nicht nur ausnehmend schön und angenehm, sondern auch bedeutend reich war, die er über alles liebte, die ihn durchaus wollte, und von der auserwählt

er alle seine Neider und Feinde und sogar seinen Vater, der ihn so sehr verkannte, tief beschämen konnte. Allein bis jetzt hatte sich eine solche nicht gezeigt, und es war nicht viel Aussicht vorhanden, daß sie sich demnächst finden werde. In einzelnen Momenten stellte sich ihm nun der Gedanke dar, daß er am Ende gar keine kriegen könne! Und in dem bänglichen Gefühl, welches diese Vorstellung in ihm erweckte, mußte jede gewinnen, die, von andern Eigenschaften abgesehen, midestens den Vortheil hatte, daß sie eine war.

Als er sechs Wochen ins fünfundzwanzigste Jahr ging, sah es aus, als ob just das geschehen sollte, was von allem das Unwahrscheinlichste gewesen war. Seine Gutmüthigkeit hatte dem Schneider einen Streich gespielt. Bei einem Geschäftsbesuch, den er im Hause des Webers machte, hatte Sibylle die Wünsche ihres Herzens wieder so deutlich merken lassen und ihn dabei mit ihrem halb männlichen Gesicht so weiblich verlangend angesehen, daß er, geschmeichelt und gerührt, den Blick viel freundlicher erwiderte, als er's je für möglich gehalten hätte. Ihre Hoffnungen wurden dadurch ungemein belebt und traten im Lauf des Gesprächs in einer Anspielung hervor, die niemand mißverstehen konnte. Ein zufällig Anwesender theilte seine Vermuthung bei der nächsten Gelegenheit dem alten Eber mit, und dieser fand die Sache nicht unerwünscht. Er sprach den Sohn gleich darum an; und als Tobias bemerkte, daß er die freilich haben könnte, wenn er sie wollte, versetzte der Alte: „Schön ist sie nicht, und gar so viel wird sie auch nicht mitkriegen; aber ein rechtes Mädchen ist sie sonst, und du darfst auch nicht hoffärtig sein. Ich glaub', du thätst gut, wenn du's richtig machtest mit ihr; denn eine andere, die was hat, kriegst du doch nicht!" — „Oho!" entgegnete Tobias im Gefühl der Beliebtheit, deren er sich bei den Mädchen immer noch erfreute.

— Der Alte sah ihn spöttisch lächelnd an. „Ja, in deiner Einbildung kannst du alle haben, das weiß ich schon! — Nun, überleg' dir die Sach'!" — Dieser letzte Satz war mit einem Blick begleitet, der einen Befehl enthielt; und Tobias, dort gelockt, hier getrieben, fing an, die Sache näher zu betrachten. In kurzem war er mit der Vorstellung schon vertraut, und ein paar Tage darauf beinahe damit befreundet.

Die Sache war: der Alte hatte recht mit seiner Ironie. Sibylle war gegenwärtig ohne Mitbewerberinnen; denn Tobias hätte zwar in früherer Zeit Andere haben können, dermalen aber war jede, die er der Sibylle hätte vorziehen müssen, versehen, und diese die einzig Mögliche. Der Gedanke, durch die Heirath der Zuchtruthe des Alten zu entgehen und sein eigner Herr zu werden, hatte unvermerkt auf die Gestalt des Mädchens eine modificirende Einwirkung geübt. Die hohe Schulter war niedriger, so niedrig geworden, daß man sie von der andern kaum mehr unterscheiden konnte; das robuste Gesicht, letzthin schon von Wunsch und Sehnsucht erweicht und durchglänzt, erlangte in der Verliebtheit, die er sich immer größer denken mußte, einen beinahe schönen Ausdruck. Noch eine Zusammenkunft und dazu die Beihülfe guter Geister — und Sibylle war glücklich, der Schneider gefangen.

Da geschah es, daß die bisherige Pfarrmagd ihren Dienst verließ, und an ihre Stelle ein Mädchen kam, die, aus dem benachbarten Kesselthal gebürtig, das letzte Jahr in Ulm gedient hatte und der Pfarrerin von dort rekommandirt worden war. Tobias, der dem geistlichen Herrn einen ausgebesserten Rock heimzutragen hatte, sah sie, sprach sie — und kam als ein Verwandelter nach Hause.

Barbara, rieserisch Bäbe, war aus einem protestantischen

Dorfe jenes Thals, das von bewaldeten Anhöhen eingeschlossen, von der kleinen, mühlentreibenden Kessel durchströmt ist, und dessen Bewohner, obwohl sie einzelne Ausdrücke und Manieren für sich haben, im Ganzen von den Riesern wenig unterschieden sind. Das Kind unbemittelter Eltern, hatte sie früh dienen müssen, aber gute Häuser gefunden und als regsames Mädchen endlich in der Stadt ihre Geschicklichkeit vervollkommnet. Bei dem Ruf in das Dorf war ihre Neigung zum Landleben wieder erwacht, und sie gab ihr nach — vielleicht getrieben von dem Geschick, das eben hier eine Lebenswendung für sie bereit hatte.

Das Mädchen gehörte zu den glücklichen Geschöpfen, die mit Gesundheit und Tüchtigkeit an Leib und Seele eine gewinnende natürliche Anmuth verbinden. Stattlich, wohlgebaut und von gedrungenen Formen, in ihrem Benehmen sicher und ruhig, flößte sie auf den ersten Anblick Vertrauen ein. Der Kopf war mehr rund als oval, die Stirn nicht sehr hoch, weil die urkräftigen, dunkeln Haare etwas tiefer als gewöhnlich heruntergingen. Mit dunkelbraunen Augen und einem Gesicht, dessen frisches Roth sich ins Bräunliche verlief, war sie, was man auch im Ries „a schwarzbrauns Deandel" zu nennen und sehr zu schätzen pflegt.

Die Anmuth in ihrem Wesen beruhte in angeborner Gutmüthigkeit und einer natürlichen Schlauheit, die sie in ihren verschiedenen Dienstverhältnissen ausgebildet hatte. Sie half gern, nahm sich gern der Bedrängten an, erreichte aber auch gern selber ihre Zwecke, die wesentlich praktisch waren und am Ende darauf hinausgingen, in einem guten Dienst bei stetigem Fleiß das bisher ersparte Sümmchen Jahr für Jahr zu vermehren, um endlich, wenn's Gottes Wille wäre, einen braven Mann damit glücklich zu machen. Vergnügten Sinnes von Natur, wurde sie leicht heiter und zeigte beim

Lachen hinter frischen, sinnlich behaglichen Lippen schöne mittelgroße Zähne. Wenn sie Eines leiden mochte, sah sie es mit unverhohlenem Wohlwollen und einer Art von mütterlichem Ausdruck an; hatte sie aber entschiedenes Gefallen an Jemand und wollte sie selber gefallen, so gewann ihr Gesicht einen Glanz bis zum Rosigen, ihre Stimme eine Weichheit bis zum Süßen.

Ich glaube durch diese naturgetreue Schilderung unsern Tobias gerechtfertigt zu haben, wenn er aus dem Pfarrhaus mit Empfindungen heimging, die ihm durchaus neu waren, die er aber sogleich als die „rechte Liebe" erkannte und mit freudigem Schreck als langersehntes Glück begrüßte, trotzdem daß ein lebhaftes Beben ihn auch schon das damit verbundene Verhängnißvolle ahnen ließ. Zu seiner Bezauberung mochte das dunkle Gefühl beigetragen haben, daß dieses Mädchen eben an sich hatte, was ihm fehlte, daß er ihr sich anvertrauen und an ihr eine Ergänzung finden konnte. Die Bäbe gab sich allerdings nicht viel mit Einbildungen und Erwägungen ab. Sie war von denen, die wissen, was sie wollen; und was ihr recht und gut schien, das führte sie mit geräuschloser Festigkeit aus, ohne sich durch den Gedanken, was wohl andere Leute dazu sagen möchten, allzuviel beunruhigen zu lassen. Ihre Fassung zu verlieren, lag nicht in ihrem Wesen, vielmehr konnte sie im Nothfall entschlossen auftreten und kräftig ihre Rechte wahren. Von alledem erhielt der junge Schneider eine Ahnung, als er sie in Abwesenheit der Pfarrleute vor sich stehen sah und nach den ersten Fragen und Antworten in ein kleines Gespräch mit ihr kam. Er freute sich ihrer Statur, ihrer schönen Rundheit und ihrer theilnehmenden Reden. Als aber der nette Bursch, das gute, feine, an ihr mit offenbarem Wohlgefallen hängende Gesicht auch vor ihren Augen Gnade fand und sie sich nicht

erwehren konnte, ihn mit liebevollen Blicken anzusehen und ihrer Stimme dabei einen holdern Klang zu geben — da war er fertig.

Die ersten Stunden nach der Zusammenkunft vergingen dem erregbaren Herzen in einem förmlichen Rausche. Als die Wogen der Gefühle zu sinken begannen, fing er an zu überlegen — und erkannte klar das Aengstliche seiner Lage. Sibylle erschien ihm jetzt fatal, ja, sofern sie ihn zum Mann begehrte, recht eigentlich anmaßend. Wie konnte er eine solche Person heirathen — er, den die Bäbe angelächelt hatte, die Bäbe, die Schönste, die er je gesehen, die in ihrem städtischen Kleid etwas Vornehmes hatte und aussah wie ein Frauenzimmer? Aber die Sibylle wollte der Vater und hatte, wie es schien, seinen Kopf darauf gesetzt; und die Bäbe, das wußte er aus dem kurzen Gespräch, hatte nur noch eine Mutter und einen Stiefvater, die sich kaum selber durchbringen konnten, und von ihnen so gut wie nichts zu hoffen. Die städtische Tracht, in seinen Augen ein Vorzug, war dem Alten zuwider; denn dieser war ein ganzer Bauernschneider, fand nur die Rieser Tracht schön, legte selber die kurzen Lederhosen nie ab und hatte auch dem Sohn lange tuchene nicht früher gestattet, als bis der junge Schuster des Dorfs ihm darin vorangegangen war. Das gab einen bösen Handel, wenn er diesem Mann sagte, er wolle nicht Sibylle, sondern die Pfarrmagd! Aber es mußte gleichwohl heraus aus ihm, wenn's einmal nicht anders ging; denn die Sibylle nahm er nicht — um die ganze Welt nicht.

Für's erste konnte er freilich Ruhe haben. Er brauchte ja dem Alten nichts zu sagen, konnte sein Glück für sich behalten und mit der Sibylle die Sache hinziehen, sich durch Ausreden helfen! — Unterdessen fiel etwas vor; ihm oder der Bäbe stand unverhofft ein Glück an, und alles machte

sich endlich von selber — wer wußte das? — Er wollte die schöne Pfarrmagd vor der Hand im Stillen lieben, ganz im Geheimen, so daß Niemand etwas davon wußte, als sie beide. Aber dazu mußte er natürlich vor allem erfahren, ob denn sie auch wirklich ihn möchte. —

Zwei Begegnungen, zwei kurze Unterhaltungen ohne Zeugen, die ihm sein gutes Glück bescheerte, gaben ihm in dieser Hinsicht Gewißheit. In der ersten redete er von gleichgültigen Dingen, aber seine Augen sprachen mit einer Deutlichkeit, daß die Bäbe seinen ganzen Zustand erkannte. Es sah ordentlich komisch aus, wie er sie anguckte, als ob er gar nicht genug bekommen könnte; aber die Bäbe fand das nicht komisch, sondern diese Liebe rührte ihr Herz, und zum erstenmal zuckte auch in ihr der holde Blitz auf, der uns bezeugt, daß wir fortan nicht mehr uns selbst, sondern demjenigen angehören, der uns angehört.

Das zweitemal grüßte er schon munterer und sprach sie vertrauter an. Da sie gar so gut und freundlich hersah, begann er sie zu loben, wie sie so schön sei und so geschickt, und daß es kein Mädchen im ganzen Dorf gebe, wie sie. Darauf konnte sie das begreiflich nur ablehnen und ihrerseits ihn loben, und das machte sich der Schneider zu nutze. Ja, entgegnete er, wenn er so einer wäre und wenn sie wirklich so von ihm dächte, das wäre eine Red' werth; denn so ein Mädchen, wie sie, hätte er sein Lebtag nicht gesehen, und wenn ihn so eine möchte, dann würde er mit dem König nicht tauschen. Hierauf lächelte die Bäbe gar nicht abschreckend und Tobias rief in aller Treuherzigkeit der Hoffnung und der Freude: „Könntest du mich gern haben, Bäbe? Könnt's möglich sein? — Sag's!“ Und die Bäbe erwiderte mit Holdseligkeit: „Ich sag' nicht nein! Aber so schnell geht das doch auch nicht; wir müssen uns doch erst näher kennen

lernen!" — „Was braucht's da näher kennen lernen," rief der Schneider heroisch; „wir sind ein Paar — komm, gieb mir deine Hand darauf!" Als der Schneider die seine hinstreckte, zögerte das Mädchen; aber er drängte, und sie gab ihm ihre Hand, indem sie sagte: „Nun, in Gottesnamen — weil du's nicht anders thust!"

Der Bund war geschlossen — der Schneider im höchsten Aufschwung der Freude. Als er wieder heimkam und in die Stube trat, mußte er sich ordentlich Gewalt anthun, um die Lust, die ihn durchwogte und ihm wie Feuer aus dem Backen ging, nicht so auffällig werden zu lassen, daß zuletzt der Alte etwas merkte und ihn durch Fragen in Verlegenheit setzte. Dieser hielt ihn aber bloß für erhitzt und trug ihm eine Arbeit auf, ohne ihn weiter anzusehen; und nach und nach lernte der Gute in sein Glück sich finden und empfand die Seligkeit jener heimlichen Liebe, die bekanntlich heißer brennt, als eine glühende Kohle, eine Reihe von Tagen — den schönsten seines Lebens. Ohnehin war's im Monat Mai, wo alles in Blüthe stand, die Vögel in Lüften und auf Bäumen wonniglich sangen und auch der gewöhnliche Bauernbursche die Welt „lieble" findet, um wie viel mehr ein liebender Schneider, der schon an sich zarter empfinden konnte, als irgend Einer im Dorfe! — Die Beiden wußten es einzurichten, daß sie sich wenigstens flüchtig sahen — und was brauchten sie zunächst mehr? Sie hatten ja die Gefühle der ersten Liebe, die herrlicher sind als alles, was die Welt bieten kann. In dem Licht der Freude war es dem Schneider, als ob es kein Hinderniß gäbe für ihn und er alles durchsetzen müßte, was er nur ernstlich wollte; und darum belebte fröhliche Hoffnung sein Herz und er sah in die Zukunft, als ob er das Wünschhütlein besäße und nur sagen dürfte, das möcht' ich, — so hätt' er's!

Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, das ihn aus dem Paradies, in welchem er sich und die Welt vergessen hatte, gewaltsam herausriß, indem es von ihm eine Entscheidung und, statt holder und beglückender Vorstellungen, eine That verlangte.

## II.

Der Weber hatte außer der Sibylle noch zwei Kinder, einen Sohn, der Soldat war, eine jüngere Tochter, die noch in die Schule ging. Dem Sohn war natürlich die Sölde zugedacht, und da er im letzten Dienstjahre stand, so hätte er sie um so früher übernommen, als er dadurch auch den Wünschen des nicht mehr ganz rüstigen und etwas bequemen Vaters entgegenkam. Da traf eines Tages die Meldung ein, daß er in der Garnison an einer dort grassirenden Seuche plötzlich gestorben sei. Durch diesen Todesfall war der Stand der Dinge mit einemmal verändert; und nachdem eine Woche in aufrichtiger Trauer und Theilnahme verflossen war, konnten die Betheiligten nicht umhin, ihn zu betrachten und ihre Entschließungen darnach einzurichten.

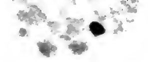
Sibylle war jetzt nicht nur eine bessere Partie, sondern hatte auch Aussicht, Hauserbin zu werden, und eine solche hat für den Bauern stets einen eigenthümlichen Werth, indem sie das Herumsuchen nach einem Anwesen überflüssig macht und als der Vogel, der im Neste bleibt, auch bei der Theilung am besten wegzukommen pflegt. Bei der Gesinnung des Alten hatte es alle Wahrscheinlichkeit, daß er die Sölde an die ältere Tochter abgab, sofern sich ein Mann fand, der ihm besonders erwünscht sein mußte.

Diesen Umstand erwogen vor allen Sibylle und der alte

Schneider. Das Mädchen behielt ihre Gedanken für sich und besorgte ruhig ihre Geschäfte, indem sie annahm, daß sich der Tobias nun schon bald selber einstellen werde. Der alte Schneider, für den der Handel nachgerade ernsthaft zu werden anfing, wollte nichts versäumen, ihn so bald als möglich zur Entscheidung zu bringen.

Eines Tages, als er sich mit dem Sohn allein in der Stube sah, faßte er diesen ins Auge und sagte: „Nun, wie stehst du mit der Sibylle? Hast du mit ihr gesprochen" —? Tobias, der bei der unerwarteten Frage ziemlich „verhofft" war, entgegnete mit angenommenem Ernst: „Noch nicht. In der Zeit, hab' ich gedacht, wird sich's doch nicht schicken —." — „In der Zeit," fiel der Alte ein, „schickt sich's grad, daß du mit dem Mädchen die Sach' richtig machst. Wenn jetzt einer kommt und ist der Mann darnach, dann giebt ihm der Weber das Haus; das wissen Andere so gut wie ich, und drum sorg' ich, wer jetzt nicht bald vorwärts macht, der hat das Nachsehen." — „Nun," wagte Tobias einzuwenden, „gar so arg würd' ich mich dann grad auch nicht kränken!" — Der Alte sah ihn befremdet an, und Tobias, dem die Liebe den Muth zu einer Art von Widerspruch gab, fuhr fort: „Ich muß dir sagen, Vater, die Sibylle — ich weiß nicht — aber sie gefällt mir nicht." — „Das sind Redensarten," entgegnete der Alte, indem er die Stirn runzelte. Und ganz ernsthaft setzte er hinzu: „Was fehlt dem Mädchen?" — „Nun," sagte Tobias mit halbem Lächeln, „zum Lieben ist sie doch wahrhaftig nicht gemacht. Und wenn man eine heirathet und man sie haben muß sein ganzes Leben lang, da sollte man sie doch auch gern haben, sollt' ich meinen. Die Eh' ist am End' eine heilige Sach', und da geht's hernach doch nicht so mir nichts dir nichts."

Das Befremden des Alten war bei diesen Worten in



einem Grade gestiegen, daß er den Sohn braunern Gesichts mit großen Augen ansah und ihn unterbrechend rief: „Was sind das für Einfäll'? Steckt dir von deinem Doten noch was im Kopf? — Die Sibylle ist brav, ist geschickt und fleißig bei der Arbeit, und ich hab' in meinem Leben gar manche gesehen, die lang' nicht so schön gewesen ist und doch einen Mann gekriegt und gut mit ihm gehaust hat. Willst du etwa gar heikel sein und den Vornehmen spielen und aus dummem Stolz dein Glück verpassen? Oder — hast du vielleicht eine Andere?“ — Tobias erröthete bei dieser Frage, rief aber schnell mit so tiefer Empfindung: „Ach, wie sollt' ich zu einer andern kommen!“ daß der Vater bei der geringen Meinung, die er überhaupt von seinen Fähigkeiten hatte, die Röthe falsch deutete und spöttisch erwiderte: „Ja, das möcht' ich auch wissen!“ Ernsthaft setzte er hinzu: „Also laß diese Späß' jetzt und mach' vorwärts! Du weißt, lang Streiten ist meine Sach' nicht. Ich hoff', ich hör' die Woch' noch, daß du im Reinen bist!“ — „Aber so schnell, Vater —.“ — „'s ist schon ausg'red't jetzt,“ versetzte der Alte und kehrte ihm den Rücken zu.

Die Sache stand schlimm für Tobias. Der Vater hatte einen festen Beschluß gefaßt, und ihm, obwohl er jetzt noch gar nichts wußte, schon eine Miene gezeigt, die ihn erschreckte; — was war erst von ihm zu erwarten, wenn er die Wahrheit erfuhr? — Das mußte jeder einsehen: diese ihm jetzt zu sagen, war unmöglich! Ebenso unmöglich war es aber, seinen Willen zu thun und die Sibylle zu heirathen. Und was konnte sonst geschehen?

Nach einiger Ueberlegung erhielt das erbangte Gesicht des Guten einen getrösteteren Ausdruck. Es war ihm ein schon früher erwogenes Mittel eingefallen. Ging's nicht mit der Wahrheit, so ging's mit dem Schein. Konnte er dem

Alten nicht wirklich folgen, so konnt' er sich doch anstellen, als ob — und das beschloß er. Er wollt' es klug machen und in Bezug auf den Fortgang der Bewerbung Hindernisse erfinden, die ihn eben nicht zum Zwecke gelangen ließen; so hoffte er wenigstens für die nächsten Tage Frieden und zum Ausdenken von Rettungsgedanken Zeit zu gewinnen.

Obwohl er den Webersleuten rechtzeitig condolirt hatte, sprach er jetzt doch wieder bei ihnen ein und drückte mit ernstem Gesicht und würdiger Haltung sein Bedauern aus über das Unglück, das sie betroffen, indem er die gewöhnlichen Trostgründe anfügte, die man auf dem Lande zu wiederholen nicht müde wird. Der alte Weber dankte und Sibylle sah ihn mit Augen an, als ob sie nun wenigstens eine Anspielung erwartete, die zu dem Heirathsantrag hinüberführte. Tobias behielt aber eine Miene, deren Ernst zu sagen schien, daß man jetzt an nichts anderes denken könne, als an den Trauerfall; und Sibylle, die sicherer geworden war, fand sich auch nicht bewogen, ihm entgegenzukommen. Man sprach nur noch Einiges vom Wetter, das einige Tage trocken gewesen war, kam darin überein, daß jetzt „a kloes Regale" (ein kleiner Regen) nicht schaden könnte, und Tobias verabschiedete sich.

Heimgekehrt und vom Vater befragt, erzählte er, wo er gewesen, fügte jedoch hinzu, die Leute wären noch so traurig, daß es ihm jetzt nicht möglich gewesen sei, ihnen mit einem Heirathsantrag zu kommen. Er habe indessen gesehen, wie es stände, und die Sache habe wirklich keine Eile. Bei der Sibylle werde ihm keiner den Weg verlegen, das wisse er nun genau. — Der Alte war beruhigt und prägte ihm nur noch ein, die nächste passende Gelegenheit ja nicht zu versäumen. —

Tobias lächelte schlau für sich hin. Er fühlte zum

erstenmal den Reiz, den es hat, einen Despoten, der auf seine Herrschaft losstündigt, durch List zu bekämpfen und ihn tüchtig anzuführen. — Was einmal gegangen war, konnte öfter gehen. Auch sollte ihm schon wieder etwas Neues einfallen, womit der Alte wieder zufrieden war; unterdessen wurde die Sibylle, die ihm schon diesmal nicht mehr so eifrig geschienen hatte, ungeduldig, es kam ein Anderer an sie und nahm sie ihm weg, — er hatte von dieser Seite mindestens Ruhe und konnte daran denken, die Heirath mit der Bäbe eben so fein durchzusetzen.

In dem süßen Bewußtsein, für seine Liebe etwas gethan zu haben, wollte er sich nun auch durch ihr Anschauen belohnen. Er wußte, daß die Bäbe heute in der Dämmerung Milch holen mußte, und fand sich rechtzeitig in dem Gäßchen ein, durch das der Weg zur Verkäuferin führte. Und richtig, sie kam daher mit dem leeren Gefäß, und schon von weitem, als sie ihn erkannte, blinkten ihm ihre holden Augen entgegen! Nachdem sie sich vorsichtig nur wie Bekannte, nicht wie Liebende, gegrüßt, blieb Tobias doch um so muthiger bei ihr stehen, als er in der von Gartenhecken eingeschlossenen Gasse niemand gewahrte. Und nun sahen sie sich wenigstens an wie Liebende, und Seligkeit füllte das Herz des Schneiders. Was war das, mit der Sibylle verglichen, für ein Mädchen! Wie schaute sie her, wie glänzte ihr Gesicht, wie lachte sie ihn an! — Ach, ihr nur die Backen zu streicheln, muß ja besser schmecken, als Zucker! Ihr nur die Hand zu drücken, muß ein Glück sein für Kaiser und Könige! Und dieses Mädchen, das ihn liebte, sollte er nicht zum Weibe haben? Er sollte die „Wilde" nehmen, und die Schöne einem Andern lassen? Nein, dies geschah — dies litt er nicht, und wenn er in Stücke zerrissen würde!

Das Pärchen wurde in ein Gespräch verwickelt, das

wir nicht weiter verfolgen wollen, da es den Lesern schwerlich so wunderschön vorkommen möchte, wie ihnen, und nichts zur Geschichte Gehöriges darin verhandelt wurde. Sie fragten sich, rühmten sich und fragten sich noch einmal, wußten eigentlich selbst nicht, was sie sagten, und fühlten nur, daß es köstlich war und daß man so fortreden könnte ohne aufzuhören. Und beide gefielen sich besser als je vorher. Der Bäbe kam das Gesicht des Tobias heute entschlossener, männlicher vor; und sie schien dem Tobias sogar bei der Liebeserklärung nicht so lieb gewesen zu sein wie jetzt „zwischa' Liecht" (zwischen Licht, in der Dämmerung). — Endlich hörten sie starke Schritte von weitem und schraken auf, — Tobias, wenn ich die Wahrheit sagen soll, etwas lebhafter, als die Bäbe. Ein Mann kam die Gasse herauf. Bäbe sagte mit gedämpft süßer Stimme Gutenacht und ging mit ruhigem Schritt und unbefangener Haltung den Weg zur Bäuerin. Tobias eilte in die Hauptgasse zurück und begab sich heim.

Es war das letzte reine Glück, welches unserm Paar das Schicksal gönnte. Der Mann, der die Gasse heraufkam, war jener Bekannte des alten Schneiders, der ihm schon seine Beobachtung wegen der Sibylle mitgetheilt hatte. Den jungen Schneider so vertraulich bei der Pfarrmagd stehen zu sehen, fiel ihm auf; und so unbefangen die Bäbe an ihm vorüberging, so merkte der alte Praktikus doch aus einem gewissen Leuchten des Gesichts, daß es keine gewöhnliche Ansprache gewesen sein konnte, welche die beiden mit einander gehabt hatten.

Als Tobias am andern Morgen in die Stube trat, bemerkte er in dem Gesicht des Alten einen Ernst und zumal in den hängenden Lippen eine Strenge, die ihm sehr verdächtig vorkam. Augenblicklich fielen ihm seine begangenen Sünden ein und er harrte mit Bangigkeit auf die erste Rede.

Sie kam schneller und schlimmer, als er gedacht. Mit der Miene des Anklägers fragte der Alte barsch: „Was hast du denn des Abends um Betläuten mit der Pfarrmagd zu reden?“ — Tobias fuhr zusammen und erblaßte. „Ich?“ brachte er endlich mit Mühe hervor. — „Ja du!“ entgegnete der Vater. „Von dir ist die Sprach'!“ — „Nun,“ erwiderte der Gute, der sich einigermaßen gesammelt hatte, „wie man eben in eine Ansprach' kommt mit einander. Ich hab' gefragt, wo sie hinginge, und sie hat gesagt: ins Wirthshaus; und wie eine Red' die andere giebt —.“ — Der Alte, der aus dieser Erklärung und der ganzen schuldbewußten Haltung des Burschen gesehen, daß die hübsche Pfarrmagd ihm nicht gleichgültig sei, fiel ihm ins Wort und versetzte: „Los' (höre), wir wollen Deutsch mit einander reden. Du hast mir versprochen, daß du's mit der Sibylle so bald als möglich richtig machen willst; — ist's so oder nicht?“ — „Ja,“ erwiderte der Ueberführte mechanisch. — „Du hast nichts gethan in der Sach'! Dafür muß ich hören, daß du mit der Pfarrmagd vertraut diskurirst und daß sie aussieht, als ob du ihr, Gott weiß was, in den Kopf gesetzt hättest. Willst du mich hinter's Licht führen? Willst du deinen Vater für'n Narrn haben?“ — „Ach,“ rief der erschreckte Tobias, „warum nicht gar! Wie kannst du nur —“. — „Gut,“ versetzte der Alte. „Wenn du's nicht willst, so zeig's! Die Pfarrmagd hat nichts und paßt nicht für dich; bei der Sibylle bist du versorgt, bleibst im Dorf und kannst einen rechten Mann machen. Ich verlang', daß du zwischen heut und morgen mit den Leuten red'st, oder — ich red' selber!“ — „Aber mein Gott,“ rief der Unglückliche, „so über's Knie kann man die Sach' doch nicht abbrechen?“ — „Ich hoff' doch,“ entgegnete der Vater, indem er den Widerstrebenden argwöhnisch betrachtete, „daß du's kannst. Sonst könnt' ich am End' dich über's Knie

nehmen und —". Er machte eine deutliche Bewegung. — Tobias war in verzweifelter Lage. Er mußte sich sagen, daß sein Vater nur verlangte, was er ihm versprochen; er hatte sich ihm nie widersetzt und wußte gar nicht, wie er sich dazu anstellen sollte; sein Kopf war überdies in einer Verwirrung, daß alles, was er vorbringen würde, nothwendig ungeschickt herauskommen mußte: — aus allen Gründen konnte er ihm jetzt nicht mit der Wahrheit entgegentreten. Instinktmäßig trachtete er nur darnach, einige Frist zu erlangen, und rief mit dringlichem Ton: „So laß mir nur wenigstens noch acht Tage Zeit! Ich will ja alles thun, was ich kann! Es eilt ja nicht so! Man kann ja so eine Sach' nicht in jeder Stund' vorbringen! Man muß ja doch auch im rechten Humor dazu sein!" — Der Alte war kein böser Mann; er fühlte, daß er am Ende nichts gut machte, wenn er den Sohn mit Gewalt zum Weber hinnöthigte, und von dem wahren Verhältniß mit der Pfarrmagd hatte er noch keine Ahnung; daher sagte er nach kurzem Bedenken: „Nun gut; ich will zeigen, daß ich auch dir deine Weis' lassen kann. Acht Tag' will ich warten. Aber dann hab' ich die Antwort?" — „Dann hast du die Antwort," erwiderte der Sohn. — Mit Nachdruck, obschon in etwas milderem Ton, setzte der Alte hinzu: „Das Reden mit der Pfarrmagd laß jetzt unterwegs. Ein junger Mensch kann wohl einmal einen Unterhalt haben mit so einer — ich weiß wohl, wie man in den Jahren ist; für dich aber schickt sich's jetzt nicht mehr. So! Ich geh hinaus auf's Feld — und du mach' das „Leible" (Weste) fertig. — Wenn du verständig bist und mir folgst, dann sollst du sehen, daß auch ich als Vater an dir handeln kann. Willst du mir aber was vormachen und gehst mit Lügen um, dann sei dir unser Herrgott gnädig!" — Nachdem

er dies mit entsprechendem Schwingen des Zeigefingers gesagt, setzte er den Schaufelhut auf und verließ die Stube.

Tobias fühlte sich tief niedergeschlagen, oder besser zu reden, vernichtet. Das letzte Mittel, wodurch er die Sache glaubte hinziehen zu können, bis irgend eine rettende Wendung eintrat, war ihm genommen. Er mußte sich entscheiden, mußte entschlossen mit der Farbe herausgehen — aber das war ja gerade das Unmögliche! Wenn er nach allem, was bis jetzt geschehen und was er jetzt wieder versprochen hatte, vor seinen Vater hintrat und ihm erklärte, er wolle die Pfarrmagd heirathen — den Auftritt, den es da gab, wollte er nicht einmal denken, geschweige denn erleben! Wenn er's aber doch that, so half es nichts, denn der Alte gab nach einem solchen Auftritt nur um so weniger nach. — Es war ihm, als ob ihm Hände und Füße mit Stricken gebunden wären und er nichts thun könnte, als ruhig dasitzen und alles über sich ergehen lassen. Eine Zeitlang gab er sich stillem Brüten hin und kostete das Gefühl der Rettungslosigkeit von Grund aus. Dann raffte er sich auf und arbeitete an dem Leibchen und nähte hastige Stiche und riß wiederholt den Faden ab. Es war zu arg, wie es ihm ging! Sein Lebelang war er schlecht behandelt worden, und während Andere ihr Glück machten, hatte er nur Verdruß und Unehr' gehabt in der Welt. Und jetzt, wo auch er glücklich werden konnte, sollte er dies expreß nicht, nein, sondern unglücklich sollte er werden! Das war ja doch, um ins Wasser zu springen! Wahrhaftig, wenn er ein rechter Kerl war, lief er jetzt fort und machte seinem Leben ein Ende! Gab's noch einen Menschen wie er einer war? Der Teufel hatte sein Spiel mit ihm ganz extra! Nur ihm sollte alles conträr gehen — sonst Niemand! — Der gute Tobias, auf dieser Höhe des Zorns angekommen, stieß einen Fluch aus, der einem Stärkern Ehre

gemacht hätte, strampfte mit dem Fuß und warf die Arbeit auf den Tisch, daß es klatschte — zum Glück für den Eigenthümer des Leibchens, der ein kläglich genähtes Stück auf den Leib erhalten hätte.

Nach und nach legte sich der Sturm seiner Aufregung. Er begann wieder zu nähen und suchte in akkurater Arbeit die Qualen seines Innern zu vergessen. Als er so mit stillgefaßtem Duldergesicht dasaß, kam die Walpurg von der Küche herein und sah ihn von der Seite an. Sie wußte nichts von der Bäbe, kannte aber den Plan mit der Sibylle und hatte als erfahrenes Weib ihre Gedanken. Mitleidig sagte sie: „Ja, ja, Tobias, ich glaub' schon, daß du nicht dran willst! Die Schönst' ist sie freilich nicht, die Sibylle; aber du mußt halt ein Aug' zudrücken. In der Eh' geht's manchmal gar kurios, und es hat schon manchem eine nachher besser gefallen als vorher. Dir kann's wohl auch so gehen!" — Tobias starrte sie an; „'s mag sein," erwiderte er und nähte weiter.

Er hatte einen elenden Tag, unser Schneider; aber das Elend, die andauernde Gesunkenheit seines Wesens, machte ihn müde, und er schlief besser, als man's hätte denken sollen. Frühmorgens erwachend, fühlte er sich erfrischter, gestärkter, und als er im Schein der Morgensonne die Situation überdachte, kam sie ihm schon viel weniger desperat vor; ja, zuletzt begann sogar schüchtern, aber süß, die Hoffnung sich wieder zu regen. Er freute sich, daß er seinem Vater noch acht Tage Zeit abgewonnen, und war sich dessen als einer Art von That bewußt. In acht Tagen — was konnte da nicht alles geschehen! Welche Auskunftsmittel konnten ihm da nicht einfallen! —

Für sich war er entschlossen. Das Gesicht der Bäbe, wie er es zuletzt gesehen, glänzte wieder so wunderschön vor

seiner Seele — von ihr zu lassen konnte ihm nicht einen Augenblick in Gedanken kommen! Er wollte das auch seinem Vater sagen, wenn's noth that — nur jetzt nicht. Jetzt wollte er eben warten und das Glück der achttägigen Frist auch wirklich benützen. Er wollte sinnen und denken, wie er möglicherweise am besten und leichtesten zu seinem Zwecke und zunächst um die Sibylle herumkomme.

Zwei Tage sann er nach und kein Gedanke bot sich ihm dar, welcher brauchbar gewesen wäre. Endlich hatte er einen Einfall — augenscheinlich den besten, den er haben konnte, und den er auch ohne weiteres ins Werk setzen mußte. Er wollte mit der Bäbe eine Zwiesprach halten, ihr wollte er alles entdecken, wie es stand — und sie sollte ihm rathen, was nun zu thun sei. — Dieser Gedanke mehrte das Vertrauen, das ihn wieder zu beleben angefangen hatte, mit einemmal um das Doppelte. Die Bäbe, die in verschiedenen Diensten herumgekommen, die sogar in Ulm gewesen war, die überhaupt aussah, als ob sie durch nichts in Verlegenheit gebracht werden könnte — sie mußte eine Auskunft wissen.

Er überlegte, an welchem Tag, zu welcher Tageszeit er sie sprechen könne, ohne daß es jemand sah und sie störte, und kam endlich mit sich überein, sie für den nächsten Sonntag Abends zu sich in seinen Garten einzuladen. Sonntag Abends war der Alte regelmäßig im Wirthshaus, der Kasper trieb sich mit seinen Kameraden herum, und die Walpurg benützte sehr häufig die Gelegenheit, mit einer Bäuerin, die einige hundert Schritte weiter ihren Hof hatte, auf der Hausbank zu schwätzen. Der Garten ging, wie die meisten dörflichen, aufs Feld hinaus, hatte eine Hecke und neben alten Obstbäumen eine zu dichtem Buschwerk verwilderte Laube, hinter der man sich wohl verbergen konnte, falls auch Eines

auf dem Feldweg vorbeiging, das über die Hecke sah. Gegen die Gasse schützte das eigne Haus und der Stadel des Nachbars, nebst einer kurzen, aber hohen Mauer, die beide verband. Es war freilich hier nicht vollkommen sicher, möglicherweise konnte man sie doch sehen — aber das mußte eben riskirt werden! — Den Eingang konnte die Bäbe vom Feld aus durch ein zerrissenes Eck der Hecke nehmen, das man glücklicherweise noch nicht ausgebessert hatte; und sie mußte eben so gescheidt sein und nur hineingehen, wenn niemand um den Weg war!

Als er sich das alles ausgedacht hatte und lebhaft vorstellte, wie's gut ging, war er ordentlich erheitert. Er wollte sich um nichts kümmern, bis er mit der Bäbe gesprochen hatte; denn am Ende, — wurde es anders, wenn er sich absorgte? Als er mit seinen Leuten zu Mittag aß, betrachtete ihn die Walpurg und dachte: er hat sich dreingefunden. Und der Vater sagte sich im Stillen: der Humor scheint ihm zu kommen. Laut sagte er nichts; denn er hatte dem Sohn acht Tage Frist gegeben und die sollte er ungestört haben bis zur letzten Stunde. Dann wollte er schon mit ihm abrechnen. —

Tobias hatte zunächst die Einladung zu machen. Diese ging nicht wohl ohne eine vorläufige Aufklärung der Bäbe über den Stand der Dinge, also nicht ohne ein kleines Gespräch bei irgend einer Begegnung, und das war jetzt in keiner Art rathsam. In der Noth, in welche ihn diese Frage verstrickte, hatte er eine Idee, auf die bis jetzt noch kein Liebender im Dorf gerathen war: er setzte sich in seiner Kammer hin, schrieb mit Bleistift nieder, was er der Geliebten zu sagen hatte, ging dieser in der Abendstunde zu Gefallen und drückte ihr im Vorbeigehen nach leichtem Gruß das Briefchen in die Hand. Die Bäbe nahm es, ohne überrascht

zu sein und ohne sich etwas merken zu lassen. So gut wußte sie sich in allen Verhältnissen zu benehmen.

Wie sie zu Hause das Schreiben las, gerieth sie doch in große Aufregung. Solche Gefahr drohte ihrer Liebe? Der Tobias sollte gezwungen werden, eine Andere zu heirathen? Und die Sibylle, die letzte von den Mädchen im Dorfe, — diese Sibylle sollte den lieben Menschen haben? Da wollte sie doch auch ein Wort mitreden! Das wollte sie doch erst sehen, ob man ihr nehmen könnte, was ihr gehörte von Gott und Rechtswegen!

Daß Tobias ihr geschrieben und sie zu einer geheimen Unterredung einlud, freute sie herzinnig. Sie hatte schon vernommen, daß er nicht gerade der Herzhafteste sei und sich aus Gutmüthigkeit manches gefallen lasse, was Andere zum Beißen und Kratzen brächte: um so mehr schmeichelte ihr die Entschlossenheit, um ihretwillen etwas zu wagen und dem Vater sich entgegenzustellen. Die Gefahr, das treue Herz zu verlieren, machte ihr ihn nochmal so theuer — und als sie am andern Tag wieder an ihm vorüberging, sagte sie nach dem lauten, gewöhnlichklingenden „Gutentag,“ mit gedämpft entschlossener Stimme: „ich komm'!“

Dies war am Samstag. Der Sonntag brach herrlich an und versprach das schönste Juniwetter. Am Freitag hatte nicht nur „a kloes Regale“ die Wünsche der Landleute erfüllt, sondern ein echter Landregen, der Abends begann und die Nacht durch währte, sie übertroffen. Nachdem am Samstag bei aufgeklärtem Himmel die Trocknung begonnen hatte, war am Sonntag von den Wirkungen des Ergusses nichts mehr übrig als die Staublosigkeit und die allgemeine Frische der Natur. Die Vögel sangen mit Jubel und die Landleute grüßten sich mit jenen halbfeierlichen, tiefzufriedenen Mienen,

die ihnen am heiligen Tag eigen sind, wenn die Sonne scheint und der Stand der Saaten eine ergiebige Ernte verheißt.

Tobias war in guter, ja heiterer Stimmung. Das allgemeine Vergnügen der Natur und der Menschen wirkte magisch auf ihn, und eine Hoffnung belebte sein Herz, die zur förmlichen Zuversicht wurde. Des Abends ging alles nach Wunsch. Man aß früher als gewöhnlich und Kasper eilte sogleich hinweg. Als die Walpurg mit dem Geschirr in die Küche gegangen war, sah der Alte den Erstgeborenen mit einem eigenen Lächeln an und sagte: „Nun, gehst du nicht auch in's Wirthshaus?" — Tobias, die Frage verstehend, zeigte sich der Situation gerecht und erwiderte mit einem täuschend schlauen Ausdruck: „Vorderhand nicht; ich hab' erst noch ein Geschäft abzumachen." Der Vater, der nichts Anderes denken konnte, als daß er sich bei dem Weber das Jawort holen wollte, meinte mit freundlichem Gesicht: „So so!" Nach einer Pause setzte er hinzu: „Nun, ich wünsch' viel Glück," und verließ behaglich das Haus. Die Walpurg folgte ihm, nachdem sie noch den Kühen etwas aufgesteckt hatte, wenige Minuten später — und Tobias war allein.

In der Einsamkeit überkam ihn ein wundersames Gefühl. Es begann in ihm zu beben, erst leise, dann stärker; aber dieses Beben hatte etwas Süßes, das Bangen vor dem Unternehmen war gepaart mit der Lust der Heimlichkeit und mit dem Reiz der lieblichen Erwartung. Er hätte ordentlich noch länger so dasitzen mögen! Doch die Zeit war gekommen, er mußte der Geliebten den Weg bereiten; mit sachten Tritten begab er sich in den Hof, und von hier in den Garten. Möglichst unbefangen ging er zu der schadhaften Stelle der Hecke, machte sie durch Knicken und Zurechtbiegen hindernder Aeste zum Eingehen noch etwas bequemer und kehrte zurück, um sich hinter die Laube zu stellen. Und in kurzem vernahm

er ein feines Geräusch; ein freudiger Schreck durchfuhr ihn; er lugte vor und sah die Bäbe leicht und rasch über's Gras, durch die Bäume herwandeln.

Mit leisem Gruße, kurz Athem holend, stellte sie sich zu ihm. Die Bewegung, in die das Wagniß am noch hellen Tag auch ihr Gemüth versetzt hatte, gab ihr eine feinere Röthe und ließ ihr ganzes Wesen ätherischer erscheinen — Tobias war von ihrer Schönheit ordentlich geblendet. Sie reichte ihm zärtlich lächelnd die Hand, er drückte sie, die Augen beider erglänzten — halb zog sie ihn, halb sank er hin — und auf einmal hingen sie im ersten, brennenden Liebeskusse zusammen. Ach, so ein Kuß, im Augenblick des innigsten Verlangens gegeben und empfangen, ist sicher das höchste Glück, das den Sterblichen auf Erden vergönnt ist, und wenn auch nur von der Dauer eines Blitzes, dennoch werth, daß alles dafür gewagt und alles dafür erduldet werde! —

Tobias, die Geliebte betrachtend, die im hübschen Sonntagskleid wunderbar vor der grünen Laube stand, rief in tiefgefühltem Flüsterton: „O Bäbe, wie kann man dich mir nicht lassen wollen? Geld und Gut ist ja gar nichts gegen das Glück so ein Weib zu haben!" — Geschmeichelt, erfreut entgegnete das Mädchen: „Ja, so red'st du, Tobias; aber die Leut' sehen das ganz anders an, und die Leut' —." — „Die Leut'" fiel Tobias mit einer Art von Geringschätzung ein, „was gehen mich die Leut' an? Ich hinder' ihnen nicht, was sie wollen, und sie sollen mir nicht hindern, was ich will! Und ich will einmal dich, Bäbe, und keine andere!" Die Bäbe erwiderte diese Worte mit einem süßen Blick und einem unmerklich wehmüthigen Zug um den Mund. „Du guter Tobias," sprach sie und faßte seine beiden Hände. — Tobias gerieth über diese Liebe ganz außer sich, und indem er sie

fest ansah, rief er: „Mädle, ich laß dich nicht! Weiß Gott, ich laß dich nicht! Mag mein Vater anfangen was er will — er kennt mich nicht! Ich bin freilich ein guter Mensch und geb' lang nach; aber auf einmal, da —.“ Er konnte den Satz nicht vollenden. Ein Getöse, wie von einem Schlag oder Stoß, vom Hof her, war in sein Ohr gedrungen, er fuhr zusammen und horchte mit dem ebenfalls betroffenen Mädchen in athemloser Spannung. Plötzlich richtete er sich auf, bedeutete der Bäbe still zu bleiben, und ging klopfenden Herzens, aber die Unruhe bezwingend und für den Vater, wenn er ihm entgegenkam, auf eine gute Ausrede sinnend, vor gegen den Hof. Im Garten sah er niemand. Ermuthigt trat er zu der Thüre, die in den Hof ging, öffnete sie und erblickte auf der Gasse den Kasper, just bevor er hinter dem Hause verschwand. Hatte dieser sie gesehen und wollte sie verrathen? — Es konnte nicht sein. Er war nur im Hof, nicht im Garten gewesen — und wie hätte er sie hinter dem Gebüsch wahrnehmen können? Offenbar hatte er nur etwas vergessen gehabt, was ihm schon öfters passirt war, und suchte jetzt wieder die Kameraden auf.

Tobias kehrte zurück. „Es ist nichts,“ sagte er zu der Bäbe. „Auch auf dem Feld ist niemand — wir können ganz außer Sorge sein.“ — Erheitert schaute das Mädchen den Wackern an, der bei erneuter Röthe des Gesichts und entsprechendem Selbstgefühl wegen bewiesener Geistesgegenwart ein stattlicheres Ansehen erlangt hatte. Sie freute sich, daß er der Gefahr so beherzt entgegengegangen war, um sie zu beruhigen, und belohnte ihn mit einem Blick voll Erkenntlichkeit. Dann fragte sie: „Du bist so gut, Tobias; — hast du mich denn wirklich so gern?“ — Wie kannst du nur so fragen,“ rief Tobias. „In's Feuer thät' ich gehen für dich, wenn's nöthig wär'! Umbringen ließ ich mich — auf der

Stell'!" — „Nun," entgegnete die Bäbe, „so weit wird's nicht kommen!" Lächelnd ließ sie ihren Blick auf ihm ruhen. Sie sah, daß er viel versprach, aber sie sah auch, daß er's aus Liebe und aus ganz ehrlichem Herzen that. Sie fühlte, daß er ihr gehörte, und gab sich schweigend der Lust dieser Empfindung hin. Nach einer kleinen Weile rief sie kindlich erfreut und emporbeutend: „Ei sieh!" — Eine Grasmücke hatte auf dem nächsten Baum ihren holden, heimlichen Sang begonnen; eine zweite, durch sie angeregt, antwortete ihr aus benachbarter Baumkrone. Die Liebenden horchten mit Ausrufungen des Vergnügens. Sie hörten nun auch den Lerchensang, der fern und hoch herab ertönte, eine Himmelsmusik, die feiner, ätherischer und allseitig erscholl, so daß die ganze Welt von Klängen umfaßt schien und die fernen die nahen nicht störten, sondern recht eigentlich dazu stimmten.

Der Abend war köstlich. Die ungewöhnlich klare Luft hatte von den Strahlen der tiefstehenden Sonne einen goldenen Ton erhalten, der ihr Blau lichter und wärmer erscheinen ließ, und die grünen Bäume hoben sich in reinster Frische davon ab. Es war alles verschönt und wahrhaft verklärt. Die Blumen von dem kleinen Beet hinter dem Hause leuchteten aus dem Schatten mit auffallendem Schein; sogar das Unkraut im Winkel sah fett und behaglich her, und den Nesseln schien es wohl in ihrer stachelgeschützten Haut zu sein.

Die Bäbe fühlte sich so glücklich, daß sie das ernste Gespräch, um dessentwillen sie gekommen war, nicht sogleich beginnen, sondern lieber noch den Augenblick genießen wollte. Sie sah umher und sagte zu Tobias: „Wie schön ist's jetzt im Garten! Sieh nur, so hell ist mir der Himmel nie vorgekommen wie heut, und so schön hab' ich die Vögel' noch nie singen hören, mein' ich. Jetzt horch nur!" — Tobias horchte ein wenig, sah aber hauptsächlich dem Mädchen ins Gesicht

und meinte: Nun, 's freut mich, daß es dir gefällt! — Aber ich hab's doch noch besser, als du!" — „So?" — „Ja; denn ich seh' das Allerschönste!" — Die Bäbe lachte über das Kompliment, das der Gute halb wohlgefällig, halb geschämig vorgebracht hatte, und erwiderte neckend: „Du bist ein rechter Schmeichler und Lügner! Sei still mit solchen Reden, oder ich geh' fort!" — Tobias hatte ihre Hand gefaßt und rief: „Das probir' einmal!" Sie zog ein wenig, er drückte stärker, und sie ließ sich gerne drücken und den Geliebten, den Mann, seine Kraft an ihr beweisen. „Ach," rief sie, „wer hätte geglaubt, daß du so stark bist! — Hör' auf oder ich schrei!" — Tobias, dem das Lob seiner Stärke wohler that, als alle Schönheit des Abends, steigerte das Drücken zum förmlichen Pressen, und die Bäbe that den Mund auf, als ob sie schreien wollte. Er aber kehrte sich nicht dran und leistete nochmals das Allerbeste, dann erst ließ er sie los. Die Bäbe, mit der Miene jenes Schein-Vorwurfs, der die beste Anerkennung enthält, sagte: „Du bist aber bös! Wenn ich jetzt geschrieen hätt' und man hätt's gehört und uns hier getroffen?" — „Bah," rief Tobias in stolzer Sicherheit; „so hitzig geht's nicht! Und am Ende — was wär's dann?" — Sie, die muthige Weise ihm lassend, versetzte mädchenhaft: „Ja, das glaub' ich, du hast gut reden! Aber wenn man mich bei dir im Garten träfe, da würde es schön über mich hergehen!" — „'s hat keine Gefahr," entgegnete Tobias. „Kein Mensch ist um den Weg, 's ist ordentlich als ob's so sein sollt', daß wir hier ungestört beisammen sind. Schau doch herum — siehst du was?" — Das Mädchen sah und hörte niemand; aber sie sah, daß die Helle sich gemindert hatte, daß die Sonne untergegangen und die Frist beinahe schon verstrichen war, die ihr die Pfarrerin ausnahmsweise zum Besuch einer Kamerädin vergönnt hatte. Sie sagte:

„'s wird dunkel, Tobias, und die Zeit vergeht. Wir müssen jetzt von dem reden, warum wir zusammen gekommen sind!

Tobias war ernsthaft geworden. Die Mahnung hatte ihn mit einem Ruck aus dem heitern Gebiete der Phantasie in die wirkliche Welt versetzt, wo man sich nicht so frei und schön bewegen kann, sondern vor Hindernissen steht, die aus dem Wege geräumt sein wollen. Bedeutsam nickend, sagte er: „'s ist wahr!" — Die Bäbe begann: „Du hast mir geschrieben, daß du die Sibylle heirathen sollst und nicht weißt, wie du's anfangen sollst, um von ihr am besten loszukommen. Nun sag' mir vor allem Eins: hast du mit ihr, eh' du mich kennen gelernt hast, vom Heirathen gesprochen?" — „Nein!" versetzte Tobias, froh, diese Antwort geben zu können. — „Auch mit ihrem Vater nicht?" — „Nein," wiederholte er. „Ich hab' wohl gesehen, daß sie mich gern hätt' und sich vielleicht auch einbildet, ich wolle sie; aber gered't ist nichts worden in der Sach'!" — „Nun, das ist gut," sagte die Bäbe. „Wir haben's also nur mit dem Vater zu thun!" — „Ja," versetzte Tobias; „nur mein Vater will's haben! Aber das ist ein gewaltthätiger Mann, der sich nicht weisen läßt, und wenn der sich einmal was in den Kopf gesetzt hat, dann meint er, es muß nausgeführt sein, bieg's oder brech's. Darum hab' ich dir eben geschrieben, ob Du mir keinen Rath geben kannst, wie wir auf irgend eine Weis' —." Er hielt inne und schaute sie fragend an. — Nach kurzem Bedenken entgegnete sie: „Wir können zweierlei thun. Wenn's dir wirklich ernst mit mir ist und du etwas wagen willst für mich —." — „Bäbe!" rief Tobias mit der Miene des Vorwurfs, „kannst du daran noch zweifeln? — Alles wag' ich für dich — alles, was du willst, gar alles!" — „Nun," erwiederte das Mädchen, „dann hat's keine Noth und die Sach' ist einfach. Du gehst zu deinem Vater, sagst, du kannst die Sibylle nicht nehmen, und

er solle und müsse ein Einsehen haben; du würdest unglücklich sein dein ganzes Leben lang — es ginge nicht und du könntest's nicht thun — um die ganze Welt nicht!"

Tobias hatte betroffen gehorcht und sah nun sehr betreten vor sich hin. Um ein solches Gespräch mit seinem Vater zu vermeiden, hatte er ja gerade an sie geschrieben und von ihr einen Rath gewünscht — und jetzt war das der Vorschlag, den sie machte? Nun, den hätte er sich auch wohl selber machen können und nicht nöthig gehabt, deßwegen an sie zu schreiben und mit ihr im Garten zusammenzukommen! — Er hatte gedacht, sie wüßte eben ein Mittel, wo er mit seinem Vater gar nicht mehr zu reden brauchte! So ein Mittel, wo die Sache auf irgend eine andere Weise ging, ohne einen Auftritt, und ohne daß er —! —

Kleinlaut fragte er: „Ist das der Rath, den du mir gibst?" — „Ja," versetzte die Bäbe; „und ich weiß keinen gescheidteren. Das ist der gerade Weg, und der ist immer der beste. Frisch gewagt und gesagt, wie die Sach' ist, und wenn's nicht gleich durchgeht, wie zu vermuthen ist, dann Stand gehalten!" — Tobias nickte bedenklich. „Diesem Mann so was sagen," erwiederte er, — „meinem Vater!" — „Grad weil's dein Vater ist," versetzte das Mädchen, „mußt du vor allen Dingen mit ihm den Versuch machen und ihm die Ehr' anthun!" — „Ja," entgegnete der Bursche mit einem kuriosen Lächeln, „dann wird aber er mir auch die Ehr' anthun — fürcht' ich!" —

Die Bäbe verstand diese ironischen Worte nur halb; in der Meinung, Tobias befürchte nur heftigen Widerspruch und Schimpfreden, fuhr sie fort: „Nun, den ersten Zorn mußt du eben aushalten. Du hast ja vorhin gesagt, daß du etwas wagen wolltest für mich — oder hab ich nicht recht gehört?"

— „Ja," erwiederte Tobias, „das hab' ich schon gesagt!" — Und ganz im Ernst und in bester Meinung hatte er's gesagt. Er wollte etwas, er wollte alles wagen für die Bäbe; aber es mußte etwas Außerordentliches, Unaussprechliches sein, und besonders etwas, das weit vom väterlichen Hause weg vor sich ging. So etwas, hoffte er, würde die Bäbe wissen; und jetzt wollte sie just das gewagt sehen, welches zu vermeiden er gerade alles Andere wagen wollte!

„Ja," begann er nach einer Pause auf's neue, wagen will ich etwas, ganz natürlich, und recht gern will ich's thun; aber —." Er hielt wieder inne. — Die Bäbe wurde ungeduldig. Mit einem Ton, der ihre Empfindung verrieth, bemerkte sie: „Es scheint, du willst just das wagen, was niemand von dir verlangt; das, was man verlangt und was nöthig ist, aber grade nicht!" — „Nicht so," erwiderte Tobias; „aber siehst du, Bäbe, vor meinen Vater hintreten, nach allem, was jetzt geschehen ist, und nachdem er glaubt, ich sei mit seinem Plan einverstanden —." — Er stellte sich vor, wie er das machen sollte, dachte sich das Gesicht des Vaters, seine ersten Reden und Antworten — und es war ihm, als ob's eben nicht ginge. Er stand rathlos da.

Die Bäbe fühlte sich ernstlich gekränkt. Sie verzog den schönen Mund und sagte mit dem Nachdruck eines verletzten Herzens: „Nun, ich seh' schon, daß du trotz deiner schönen Reden nichts für mich thun willst, daß du mir nur was vorgemacht hast und daß es mit deiner Lieb' zu mir nichts ist. Ich bin recht dumm gewesen, daß ich geglaubt hab', du hättest mich so gern, wie ich dich! Jetzt seh' ich wie's steht, und jetzt will ich schnell gehen, eh' man uns hier bei einander sieht und ich mit dir ins Geschrei komm' wegen nichts und wieder nichts!" Sie drehte sich, um fortzugehen; Tobias hielt sie am Arm. „Aber Bäbe," rief er vorwurfsvoll, „wie kannst

du mir so unrecht thun! Hab' ich denn schon gesagt, daß ich's nicht thun will? Ich hab's ja nur überlegt — und das wird man doch dürfen? Nun gut, ich will mit meinem Vater reden — wenn du's durchaus haben willst!"

Das Mädchen war begütigt, und aus dem dunkelbraunen Auge ging ein Strahl auf ihn, der Lieb' und Lob ausdrückte. „Das laß ich mir gefallen," rief sie freundlich. „Und sieh, das ist auch bei weitem das Beste, was wir thun können! Man sucht oft etwas in der Ferne und hat's ganz in der Nähe. Ich sag' dir Tobias: reden, aushalten, und auf seinem Sinn bleiben — das führt zum Ziel." — „Nun," versetzte Tobias mit Ergebung, „in Gott's Namen! — Aber — du hast ja vorhin gesagt, du wüßtest noch etwas! Möchtest du mir nicht vorher auch noch sagen —?" — „Nein," rief die Bäbe mit Nachdruck. „Es wäre sündhaft, wenn wir etwas Anderes thäten, eh' du mit deinem Vater gesprochen hast und eh' wir's mit ihm versucht haben. Wenn's da nicht geht und wenn alles nichts hilft, dann ist's immer noch Zeit!" — Tobias machte ein Gesicht, das zu sagen schien: alles gut; aber man könnte doch auch das andere Mittel vorher noch überlegen! — Die Bäbe, die seine Gedanken errieth, fuhr fort: „Wenn man zu etwas kommen will in der Welt, muß man sich resolviren können und frischweg thun, was man sich vorgenommen hat. Dann setzt man dem Andern was in den Weg, und er mag dann zusehen, wie er damit zurecht kommt. Wenn dein Vater so gewaltthätig ist, wie du sagst, dann wird er freilich meinen, was er im Kopf hat, das müss' durchgehen. Aber du sagst eben: ich kann nicht und ich mag nicht — und was will er dann machen? Fressen wird er dich nicht; und vielleicht schimpft und tobt er nicht einmal so arg, wie du meinst." — „Ja, ja, Bäbe," bemerkte Tobias mit dem Ausdruck tieferer Einsicht, „arg wird's wohl werden!" — „Nun,

dann mag's arg werden!" erwiderte die Bäbe entschlossen. „Wenn man haben will, was man gern hat und was einem das Liebste ist, da muß man auch was dafür dulden können. Aber," setzte sie in ermuthigendem Tone hinzu, „bedenk, Tobias, wie schön wirds sein, wenn wir uns haben und glücklich sind, und du kannst dir sagen: daran bin ich selber schuld, weil ich kuraschirt gewesen bin und ausgehalten hab' und mein Vater seinen harten Sinn hat brechen und nachgeben müssen! — Da schmeckt ja alles noch tausendmal besser, wenn man so was sagen kann!" —

Tobias hatte hoch aufgehorcht und fand diesen Gedanken sehr schön. Lebhaft erwiderte er: „Ja, das ist wahr!" — Das Mädchen, den Erfolg ihrer Rede bemerkend, fuhr fort: „Und wenn's dann bekannt wird — denn verschwiegen bleibt nichts in der Welt! — daß dein Vater dich zur Sibylle hat zwingen wollen, und hat gemeint, es ging' ganz leicht, weil du eben so gutmüthig bist und gerne nachgibst — hat aber seinen Mann in dir gefunden und selber die Segel streichen müssen — was meinst du, daß man da für einen Respekt haben wird vor dir? Das ist ein anderer, wird man sagen, als wir gedacht haben! Und wenn's ihm jetzt gut geht, so gehört's ihm auch, denn er hat sich's selber gut gemacht!" — Tobias war ergriffen. Seine Wangen färbten sich höher, seine Augen glänzten und mit Selbstgefühl nickend, rief er: „Ja, wahrhaftig, so wird man sagen müssen!"

„Nun," fuhr die Bäbe fort, und was ist's denn, was du dafür thun sollst? Eine Zunge hast du und reden kannst du, also hast du nichts mehr nöthig als ein bischen Kurasche. Kann dich dein Vater denn nöthigen ein Mädchen zu heirathen, die du nicht magst? Wie sollt er's denn anfangen? — Kann er dich in die Kirch schleppen und dich zwingen, ja zu sagen?" — Tobias zuckte die Achsel und sagte: „Das wär' eine neue

Manier! — Das wird er wohl nicht versuchen!“ — „Ein Einsehen wird er haben,“ versetzte das Mädchen, „still wird er sein, wenn er sieht, was bei dir die Glocke geschlagen hat! Wer sich zu Klei macht, den fressen die Schwein'; aber wer die Zähne weist, dem geht man aus dem Weg!“

Der Schneider, von der Wahrheit dieser Worte getroffen, war entzündet bis zur ausbrechenden Flamme. „Ja,“ rief er mit einer Art von Entrüstung über sich selbst, „du hast recht! Ich bin ein Narr gewesen, daß ich mir so viel aus dem Mann gemacht und mich vor ihm gefürchtet hab' wie ein kleines Kind! Was kann er denn anfangen mit mir? Wenn er mir was zu Leid thut, so ist's sein eigner Schaden — er wird sich wohl hüten! Und dann soll er erst sehen, wie ich bin, wenn ich Ernst mach'! Kreuz Donner und's Wetter! Wenn ich vor ihn hintret' und sag': ich will nicht, geh zum Henker mit deiner buckligen Sibylle! Heirath' sie selber, wenn du sie mit Gewalt haben willst! Ich bin zu gut dafür — ich halt' zu viel auf mich, als daß ich so eine möcht'! Pfui Teufel! Eine mit einer hohen Schulter! 's ist eine Sünd und eine Schand, daß du von deinem Sohn verlangst, er soll so eine nehmen, wo er die Schönste haben kann und die Geschickteste und die Gescheidteste!“ — Er holte Athem und fuhr dann in erhöhtem Tone fort: „Ja, ich will ihm den Kopf zurecht setzen, diesem bockbeinigen Mann; ich will ihm sagen, was er noch von keinem gehört hat, ich will ihm —.“

Plötzlich hielt er inne. Wie durch einen Zauberspruch gelähmt, weiß wie Kreide stand er da und starrte mit halboffenem Munde nach rechts, als ob er dort etwas Entsetzliches erblickte. Die Bäbe sah erschreckt auf ihn; sie meinte, es hätte ihn der Schlag getroffen und wollte ihn halten. Da rief neben dem Busch eine Stimme voll Grimm und

Hohn: „So! Das willst du thun?“ — und der alte Schneider trat hervor und heftete seinen Blick auf den Unglücklichen.

Es war kein Ungefähr, das ihn hieher geführt. Kasper hatte in der Alltagsjuppe den Tabak vergessen gehabt, den er in Gesellschaft zweier Kameraden heimlich zu rauchen pflegte; auf dem Weg nach Hause sah er die Pfarrmagd, und von dem Alten schon früher beordert, auf sie und Tobias ein Auge zu haben, schlich er ihr nach. Als er sie in seinen Garten schlüpfen sah, ging er in den Hof und bestieg eine an die Schupfe angelehnte Leiter, um zu sehen, was dort geschehen sollte. Bei der Begrüßung der Bäbe hatte Tobias einen Arm neben dem Gebüsch hervorblicken lassen, und der feindliche Bruder wußte genug. In der Freude seines Herzens riß er die Leiter um, stürzte selber mit ihr und begab sich erst, nachdem er sich erholt und gesäubert hatte, ins Wirthshaus. Es verging einige Zeit, ehe er den in behaglichem Diskurs begriffenen Vater dazu bringen konnte, ihm in den Wirthshof zu folgen und seine Zeitung zu vernehmen. Um so heftiger wirkte diese. Mit dem größten Zorn über den heimtückischen Verräther ging der Alte nach Hause, grimmige Gedanken schossen auf dem Weg in ihm auf, aber sein starker Geist blieb Herr der Situation. Vorsichtig öffnete er die Gartenthüre am Hof, leise schlich er ans Gebüsch und kam eben recht, die letzten Reden des Sohnes zu vernehmen.

Wie er dastand vor Tobias, hätte er auch einem Andern, der sich gegen ihn vergangen, schrecklich erscheinen können. In dunklem Gewand, die Pelzkappe auf die Stirn gedrückt, die Augenbrauen zusammengezogen und starrend, die Nasenflügel in Bewegung, die Lippen aufeinandergepreßt, das ganze Gesicht in dem unheimlichen Schein zurückgehaltener Wuth glänzend, schien er ein böser Geist zu sein, der aus der Erde

emporgestiegen war, um ein Opfer zu holen. In der Rechten hielt er seine Tabackspfeife, einen großen Ulmerkopf, der in seiner Hand genügt hätte, einem Widerspenstigen den Garaus zu machen. Doch er bediente sich dieses Instrumentes nicht, ihm genügte der Blick seiner Augen; mit diesen, die fest auf ihn gerichtet waren, durchbohrte er den Ertappten und Erstarrten und schien ihn völlig vernichten zu wollen.

Tobias hatte nur das fürchterliche Bild vor Augen und die Strafen, die ihn jetzt wegen des verübten Frevels unausbleiblich treffen müßten. Alle andern Kräfte waren aus ihm gewichen, er konnte nichts mehr denken und sich vorstellen, er hatte keinen Willen und kein Gedächtniß mehr, er war nichts mehr als ein Gefäß der Sündenangst und der Gerichtsfurcht. Aber plötzlich machte er eine Anstrengung. Es schien, als wolle er sich aus der Betäubung reißen, in die ihn das überraschende Phantom versetzt hatte; als wolle er sich ermannen, den Zauber brechen, der auf ihm lastete, und ein Mensch dem Menschen entgegentreten. Seine Glieder bewegten sich, er erhob den Kopf, wendete sich und — lief davon. —

Die Bäbe hatte sich nach einem kurzen Moment der Betroffenheit gefaßt; aller Muth war ihr gekommen und damit der Gedanke, daß man diesen Ueberfall benutzen müsse, um die Sache sogleich zur Entscheidung zu bringen. Als Tobias sich aufrichtete, hatte sie gehofft, er wollte in diesem Sinne handeln und seine Verzagtheit, welche durch die Ueberraschung erklärlich war, gutmachen — und jetzt sah sie ihn Reißaus nehmen wie einen Schulbuben, und sie, seine Geliebte, auf die feigste Manier im Stich lassen! In tief schmerzlicher Verachtung zuckte sie die Lippe, unendliche Bitterkeit erfüllte ihr Herz! — Sie wußte nicht, wie ein plötzlich sich darstellendes „Ungeheure“ auf gewisse Nerven und Gemüths-

eigenschaften wirken kann! Sie wußte nicht, daß in einem Menschen von solcher Beschaffenheit die Mannheit unter Umständen suspendirt werden kann, so daß er nichts mehr ist, als seine schwache, willenlose Hälfte, die dann eben handelt, wie's ihr zukommt! Sie beurtheilte den Schneider nach sich, und er kam ihr über alle Maßen erbärmlich vor.

Auch der Alte sah ihm verachtungsvoll nach und ließ ihn laufen, denn er war seiner Sache sicher. — Mit Strenge wendete er sich zu dem Mädchen und sagte, indem er sie mit geringschätzigen Blicken maß: „Was hat die Jungfer hier in meinem Garten zu thun? Wie komm' ich zu der Ehr? Hab' ich sie eingeladen?"

Wenn er glaubte, die Bäbe einschüchtern zu können, wie den Tobias, irrte er sich. Die Geringschätzung seines Blickes mit dem ihrigen übertrumpfend, entgegnete die Beleidigte: „Er nicht — aber sein Sohn hat mich eingeladen; und ich bin gekommen, weil ich geglaubt hab', sein Sohn sei ein Mannsbild und hab' ein Herz und wisse was er wolle!" — „Sie hat meinen Sohn verführt," rief der Alte, „und ihn aufgehetzt gegen seinen Vater!" — „Das ist verlogen!" versetzte das Mädchen mit Entrüstung. „Ich hab' ihm gerade gesagt, was seine Schuldigkeit ist gegen seinen Vater. Aber er, anstatt sie zu thun, ist davongelaufen wie ein Tropf. Nun, daran bin ich unschuldig. Mein Sohn ist er nicht und ich hab' ihn nicht aufgezogen."

Der Alte sah sie betroffen an. Fühlend, daß er mit der da nicht fertig würde, sprach er: „'s ist genug. Geh' Sie aus meinem Garten 'naus jetzt und komm' Sie mir nicht wieder! — Mein Sohn ist nicht für so eine — das laß Sie sich gesagt sein." — Die Bäbe zuckte verächtlich die Achseln. „Hab' Er keine Sorg', Herr Schneidermeister," rief sie ihm entgegen, „daß ich von dem noch was wissen will. — Ich

bin nicht darauf aus, einen so armseligen Menschen zum Mann — und einen Grobian zum Schwiegervater zu haben! — So! Adieu, Herr Eber!" — Mit einem Blick voll Ueberlegenheit und Stolz und mit einer Haltung, deren sie ohne die Ausbildung in Ulm nicht wohl fähig gewesen wäre, schritt sie an ihm vorüber und ging auf die Thüre zu, die in den Hof führte, um aufrecht die „Ewend" des Schneiders zu verlassen.

Dieser schaute ihr erstaunt nach. Er konnte sich eines gewissen Respekts, ja einer gewissen Anerkennung ihres Auftretens nicht erwehren. „Das ist eine Person!" rief er aus. „Die hat das Maul am rechten Fleck! Tausendsappermeut!" Zugleich fühlte er sich aber höchlichst erleichtert. Das Gefühl, daß es jetzt aus sei mit den Beiden, ließ die Zornwogen in seinem Herzen ebben und gab seinem Gesicht für den Moment beinahe den Ausdruck der Zufriedenheit. — Des Sohnes gedenkend wollte er sehen, wohin der seinen Lauf genommen habe. Er ging einige Schritte in der Richtung, die der Flüchtige eingeschlagen, sah umher, — und ein trauriges Schauspiel bot sich ihm dar!

Tobias war in der Angst sinnlos weggelaufen und seine Beine hatten ihn an etlichen Zwetschgenbäumen vorüber in den Winkel zwischen seinem Haus und dem Nachbarstadel gebracht. Hier befand sich eine Grube, in welche durch eine Oeffnung, die unten am Mauerstück angebracht war, von der Gosse das Regenwasser floß; ein anderer Zufluß kam aus dem Kuhstall, und die Mischung war trefflich zum Bewässern des Grases und zum Begießen der Pflanzen. In seiner Gemüthsverfassung hatte der Bursche an die ihm so wohlbekannte Grube, die gegenwärtig allerdings auch durch üppig herumwuchernde und überhängende Brennesseln fast verdeckt war, nicht gedacht, er sprang hinein, stürzte nach vorne,

besudelte sich schlimm und verbrannte sich Gesicht und Hände. Durch den Unfall zur Besinnung gebracht, erhob er sich mit einem Weheruf, trat auf das Unkraut heraus, schüttelte sich und ging endlich mechanisch einige Schritte vorwärts. Was er gethan, wie er gehandelt, stand plötzlich im klarsten Licht vor seiner Seele. Die Flamme der Scham ergriff ihn und brannte ihn stärker als die Nesseln. Mit einem Innern, das noch schlimmer zugerichtet war, als durch den Sturz in die Grube sein Aeußeres, bot er ein Bild des Jammers, wie es nicht vollkommener gesehen werden kann. Der Vater, als er ihn erblickte, wußte sogleich was. Gegen einen so bestraften Sünder noch Unwillen zu fühlen, war unmöglich. Spöttisch lächelnd rief der Sieger ihm zu: „Du willst mir den Kopf zurechtsetzen? Du? — Ja, du bist der rechte Mann dazu! — So, nun geh' hinein und wasch' dich. Morgen reden wir weiter!"

## III.

Die Bäbe war von dem Stelldichein mit dem Gefühl nach Hause gekommen, daß es mit ihr und dem Schneider aus sei und aus sein müsse. In der Aufregung ihres Zorns hatte sie all ihre Selbstbeherrschung nöthig, um sich nichts anmerken zu lassen; sie ging zu Bette, sobald es möglich war, konnte aber lange nicht einschlafen und hätte Thränen vergießen mögen, aus bloßem Verdruß über den Menschen den sie so gern gehabt und der sich so kläglich benommen hatte.

Am andern Morgen war die Entrüstung nicht mehr in erster Stärke vorhanden, aber ihrem Spruch mußte der erwägende Verstand beitreten. Wer seinen Vater so fürchtete, wie der Tobias, der wagte und that nie etwas gegen ihn

und konnte also nie ihr Mann werden. Aber angenommen, sie bekäme ihn doch noch, so oder so, was hätte sie für eine Gutthat als sein Weib? Schande mußte sie ausstehen mit ihm und ärgern mußte sie sich über ihn — weiter nichts.

Nach einer so ruhigen Erwägung, wie das verletzte weibliche Selbstgefühl und die Geringschätzung eines Mannsbilds ohne Herz irgend zuließ, beschloß die Bäbe, den Schneider ohne weiteres aufzugeben — ihn seinem Vater und der schönen Sibylle zu überlassen. — Sie traute sich am End' auch noch einen zu kriegen, und das einen andern, als so einen!

Wenn das Verhältniß damit in ihren Augen zu Ende war, so konnte es doch noch üble Folgen für sie haben. Ein Vorfall wie der gestrige pflegt im Dorfe nicht leicht verschwiegen zu bleiben, und die Bäbe mußte annehmen, daß außer den beiden Schneidern noch irgend ein schlechter Mensch davon wußte, der die Zusammenkunft dem Alten verrathen hatte. Kam es auf, daß sie bei Tobias heimlich im Garten war, dann hatte sie einen schlimmen Stand im Pfarrhaus und verlor vielleicht den Dienst, der ihr liebgeworden war, und für welchen den Ehestand einzutauschen sie nun keine so nahe Hoffnung mehr hatte.

Indem sie von Tobias den Blick mit Fleiß wegwendete, richtete sie ihn um so mehr auf die Pfarrleute und forschte wiederholt in ihren Mienen, ob sie schon etwas erfahren hätten oder nicht. —

Der geistliche Herr und seine Gattin führten zusammen ein stilles, friedliches und in seiner Art glückliches Leben. Er, ein geborner Franke, stand hoch in den Fünfzigen und war nicht von rüstiger Gesundheit, sah darum etwas bejahrter aus, litt aber an Unpäßlichkeiten, bei denen man alt werden kann, zumal wenn man der Pflege einer Frau genießt, wie die Pfarrerin eine war. Diese stammte aus der Umgegend

von Ulm und gehörte zu jenen Schwäbinnen, deren Herzensgüte durch eine bedeutende Gabe von Klugheit geschützt ist. Damit paßte sie vortrefflich zu dem Geistlichen, dessen natürliche Gutmüthigkeit im Umgang mehr mit sich selbst und mit Büchern als mit der Welt einen kindlichen Charakter behalten hatte und dem im Punkte der praktischen Gewandtheit, die zur Führung eines Hauswesens doch auch gehört, eine Ergänzung nicht schaden konnte. Beide waren dermalen allein; ein Sohn und eine Tochter waren versorgt, und ihre Besuche brachten nur zuweilen ein geräuschvolleres Leben ins Pfarrhaus. —

Daß die Bäbe sich in dieser Familie wohl fühlte, begreift sich um so mehr, als die Leute auch eigenes Vermögen hatten und die Pfarrerin, die einen geordneten Haushalt führte, an nichts zu kargen brauchte, auch nicht am Lohn und an der Beköstigung der Magd. Beide hatten sich aber auch schon an die Bäbe gewöhnt und würden sie ungern vermißt haben. Ihr guter Humor, ihre unverdrossene Art zu arbeiten und ihre natürliche Schmeichelkunst, gegründet auf die schnelle Erkenntniß dessen, was den Menschen angenehm war, hatte sie bald beliebt gemacht, und da sie auch die Probe der Zeit bestand und in ihren Tugenden sich gleich blieb, so war das Gefallen wechselseitig. — Kein Wunder, daß das Mädchen jetzt, wo sie den Schneider verloren hatte, wenigstens ihren guten Ruf und den Dienst zu behalten wünschte.

Acht Tage vergingen, und sie bemerkte keine Aenderung in dem Betragen ihrer Herrschaft. Durch vielfache Erfahrung belehrt, wie derartige Vorgänge im Dorf aufzukommen pflegen, mußte sie diesmal im Punkte der Geheimhaltung an ein Wunder glauben. Das Wunder war allerdings geschehen; aber es hatte einen natürlichen Grund.

Der alte Schneider, der nach dem Abgang der Bäbe

das seinem Plan entgegenstehende Hinderniß weggeräumt sah, erkannte vor allem die Nothwendigkeit, dafür zu sorgen, daß Tobias mit dem Mädchen nicht ins Geschrei komme, damit nicht zuletzt die Sibylle empfindlich wurde und von ihm abstand. Er untersagte dem Kasper und der Walpurg, die zur Waschung des Tobias heimgekommen war und ebenfalls eingeweiht werden mußte, das Ausplaudern der Geschichte mit harter Drohung, daß beide sich hüteten, auch nur davon zu schnaufen. — Daß der Bursche selber und die Pfarrmagd die erlebte Schande für sich behalten würden, nahm der Alte mit Recht an; und auf diese Art geschah es, daß ein Skandal, so köstlich zu vernehmen und weiter zu verbreiten, wie ein vergrabener Schatz unbenutzt liegen blieb, und Dorf und Umgegend um die angenehmste Unterhaltung gebracht wurden.

Gegen Tobias verfuhr der Alte anders, als er in der ersten Aufregung gedacht hatte; that aber das Beste, was zunächst geschehen konnte. Er theilte ihm die Ausdrücke mit, deren sich die Bäbe über ihn bedient hatte — und überließ ihn dann sich selbst.

Wer die Eigenthümlichkeit des jungen Schneiders erfaßt hat, der denkt sich, in welchem Gemüthszustand er sich befand. Die Natur, die keinen Widerstand hat für das erschreckende Annahen feindlicher Gewalten, hat auch keinen für die Angriffe der Reue über die Folgen jenes Mangels; der Eigenschaft der Furchtsamkeit entspricht in der Regel das Talent der Selbstquälerei. Wenn aber phantasiebegabte Menschen sich eine Zeitlang über sich selbst täuschen können, so öffnen ihnen gewisse Erfahrungen um so grausamer die Augen, und es beginnt die Schmerzensepoche der Selbsterkenntniß. — Dies bewahrheitete sich nun auch in unserm Burschen.

Nachdem derselbe die Nacht in dumpfer Verzweiflung und kurzem Schlummer voll quälender Träume zugebracht

hatte, zerfleischten ihn am folgenden Tage die Furien der Selbstanklage, daß es eine theilnehmende Seele erbarmen mußte. Er konnte nicht begreifen, wie es möglich war, so jämmerlich zu handeln, wie er gehandelt hatte. Und doch war's geschehen — nicht zu läugnen und nicht mehr zu ändern. Er war der erbärmlichste Gesell, der auf der Erde herumwandelte — daran war gar kein Zweifel! Konnte es noch einen Menschen geben, der, anstatt das Maul aufzuthun und zu reden wie sich's gehörte und wie er noch im Augenblick vorher versprochen hatte, schmählich durchging und seinen Schatz verließ, wo man ihr den ärgsten Schimpf anthun konnte? Es war unmöglich, — so einen gab's nicht mehr. Wenn er früher geglaubt hatte, er sei auch etwas und er bedeute etwas, so war er nur ein Esel und ein eingebildeter Narr! —

Die Bäbe mußte ihn verachten von Grund ihres Herzens; wenn sie es that und wenn sie ihn jetzt mit keinem Aug' mehr anschaute, so hatte sie vollkommen recht. Und wenn der Vater ihn behandelte wie einen Buben, so hatte er auch recht. Denn so einem Menschen, wie er einer war, mußte man's so machen; je ärger, je besser!

Die Wuth über seine Feigheit, die ihn um alles brachte, steigerte sich eines Abends, wo er allein in der Kammer war, zu einer solchen Höhe, daß er auf sich selber losschlug. Er fühlte aber bald, daß er damit nichts besser machen konnte, und hörte auf, mit schmerzlichem Lächeln über seine Tollheit.

Einen Menschen, der nach dem rieser Wort „aussah, als ob ihn die Hexen geritten hätten," konnten Blutsverwandte, wie sehr sie gegen ihn eingenommen waren, nicht mehr höhnen. Man behandelte ihn als einen Kranken, wofür ihn der Vater gegen andere, um seine Blässe und seine Zurückgezogenheit zu erklären, auch ausgab. Sogar Kasper

trug Scheu, eine gewisse Schadenfreude, die er doch noch empfand, merken zu lassen; die Walpurg gab ihr Mitgefühl in Blick und Ton unverholen kund, wenn sie auch nicht wagte, die verfängliche Sache zu bereden. Sie, die Erfahrene, begriff, daß ihm die Pfarrmagd lieber war, als die Sibylle; sie begriff auch, wie der plötzlich vor ihm stehende Vater mit seinem „fürchterlichen Gesicht" ihn erschrecken konnte, daß er in der Angst fortlief und an das Mädchen nicht mehr dachte, obwohl er sie gern hatte. Was der Tobias sich selbst nicht denken konnte, das konnte sie, das gute Weib sich denken; aber sie konnte ihm leider nicht helfen.

Die Hoffnungen, die der Alte auf die letzten Reden der Pfarrmagd setzte, gingen übrigens nur zum Theil in Erfüllung. Tobias sah dadurch bestätigt, was er schon vorher wußte: daß das Band der Liebe zerrissen sei und daß er nicht wagen könne, in dieser Beziehung noch irgend etwas zu unternehmen. Allein der Geliebten die Schmähworte übel zu nehmen und ihr böse zu werden, wie sie ihm, das verhinderte seine Denkweise. Im Gegentheil, er gab ihr auch bei ruhiger Ueberlegung durchaus Recht und schätzte sie nur um so mehr, weil sie auch bei dieser Gelegenheit that, was ihr zukam. — Die Bäbe hatte in allen Stücken gehandelt, wie ein rechtes Mädchen, er dagegen hatte miserabel gehandelt über alle Begriffe, und wenn sie ihm nun die Titel gab, die ihm gebührten, und nichts mehr von ihm wissen wollte, so machte ihr das nur Ehre. —

Nach Verfluß einiger Tage wurden die Angriffe, womit unser Schneider sich selbst befehdete, weniger heftig und kehrten seltener wieder. Der Zorn, den er über sein Betragen empfand, und die Qualen seines Bewußtseins legten sich und eine stille Niedergeschlagenheit, die Trauer der Entsagung trat an ihre Stelle. Seine Arbeiten im Haus und Feld

that er nachgerade wie sonst, sprach mit den Leuten und beantwortete ihre Fragen wegen seiner Gesundheit schicklich, indem er ihnen versicherte, daß es jetzt besser ginge und er von dem Fieber, welches er gehabt habe, wenig mehr verspüre, so daß er hoffe, es werde bald alles vergangen sein.

In der Verfassung, die er erlangt hatte, kam ihm seine Schuld, auch wenn er sie genau betrachtete, doch nicht mehr so ganz unverzeihlich vor. Was konnte er dafür, daß er so ein Mensch war? Er hätte sich diese Gemüthsart nicht gegeben; wenn er vorher gefragt worden wäre, hätte er sich schon eine bessere bestellt! Er war eben, wie ihn Gott geschaffen hatte, und konnte sich so wenig anders machen, wie andere Leute. — Wenn solche Gedanken dazu dienten, ihn ruhiger zu stimmen, so bewirkten sie doch nicht, daß er neue Forderungen erhob. Er konnte nicht dafür, daß er so war, aber weil er so war, so hatte er auch kein Recht auf Ehre und Glück in der Welt; er mußte darauf gefaßt sein, zu nichts zu kommen, weil er eben nicht der Mann war, sich etwas zu verschaffen.

Die Ergebung ist jedoch in der Regel auf dem Weg zur Besserung. In ihrem Frieden kommt über die Seele, wenn nicht das Licht der Sonne, doch der Schein des Mondes, jene sanfte, melancholische Klarheit, die gleichwohl etwas Tröstliches hat, und wenigstens das allgemeine Gedeihen wieder fördert. Tobias bekam seine Farbe wieder; der Ausdruck der Entsagung ließ ihm gut, und wenn er nicht mehr so frisch und munter aussah, wie vor dem Ereigniß, so war er doch in seinem stillen Wesen ebenso hübsch und — interessanter als vorher.

Der alte Schneider sah diesen Fortschritt mit Befriedigung. Da er den Burschen jetzt in der Hand hatte, so wollte er ihn noch nicht drängen, die Sache mit der Sibylle richtig

zu machen. Für einen Freier ließ er noch immer zu sehr den Kopf hängen. Aber das mußte in wenigen Tagen aufhören, und dann sollte der Handel rasch abgemacht sein.

Zehn Tage waren verflossen seit jenem tragischen Auseinanderkommen, und Tobias und die Bäbe hatten sich auch nicht aus der Ferne gesehen. Endlich geschah doch, was auf dem Dorf unvermeidlich ist, — sie begegneten sich; und zwar in dem Gäßchen zwischen Hecken, das sie früher so liebend und glücklich gesehen. Wie der Bursche das Mädchen von fern erblickte, gab es ihm einen Stich ins Herz; aber er faßte sich und ging mit dem Ausdruck ernster Entsagung an ihr vorüber. Nur von weitem hatte er ihr Gesicht so roth wie früher, aber stolz und gleichgültig gesehen; als sie ihm näher kam, lenkte er den Schritt etwas auf die Seite und sah gerade vor sich hin. Die Gelegenheit, ihn ungehindert zu betrachten, blieb von dem Mädchen nicht unbenutzt. Sie glaubte in seinem Gesicht Reue zu erkennen und fand es gut und lobenswerth, daß er wenigstens einsah, wie er sich gegen sie verfehlt hatte! —

Zwei Tage darauf begegneten sie sich wieder — in der Hauptgasse des Dorfs — in schöner, milder Abendstunde, die das Herz unseres vereinsamten Burschen weich gestimmt hatte. Das erstemal war ihm das fremde Wesen des Mädchens natürlich und in der Ordnung erschienen; als er sie aber jetzt mit seinem guten Auge wieder so gegen ihn herankommen und dadurch ihre Unversöhnlichkeit an den Tag legen sah, that es ihm doch weh. Ihm hatte sein Fehler so leid gethan, er hatte so viel ausgestanden, er hatte sie so gern und schätzte sie so hoch — und sie that, als ob sie ihn nie gekannt hätte, und er gar nicht in der Welt wäre. Die Augen wurden ihm feucht, als sie mit unveränderter Miene näher kam; und als sie an ihm vorübergegangen war, hatte er

Mühe, seine Thränen zurückzuhalten. Das hieß einen Menschen, wie er war, doch gar zu sehr verachten! Daß sie ihn nicht grüßte, war natürlich; aber daß in ihrem Gesicht gar nichts zu sehen war von der alten Liebe, gar keine Spur, daß sie miteinander bekannt gewesen, das war nicht schön, — und er hätte gedacht, daß sie ein besseres Herz hätte!

Würde der Bursche in dieses Herz gesehen haben, so wäre sein Schmerz um ein Gutes linder worden. Ein Blick auf ihn hatte das Mädchen erkennen lassen, was in ihm vorging; er dauerte sie, seine Traurigkeit rührte sie, und als sie einige Schritte weiter gegangen war, sagte sie leise für sich: „Es ist Schade!“ —

Zu Hause bei einer einsamen Arbeit hing sie den in ihr rege gewordenen Gedanken weiter nach. Er hatte sie wirklich geliebt, der gute Tobias, und liebte sie noch — das war augenscheinlich. Wenn er ein rechtes Mannsbild wäre, ja nur ein bischen mehr Kurasche hätte, einen bessern, was die Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit betrifft, könnte sie nicht leicht bekommen. Daß er gar so wenig Schneid' hatte, war doch recht ärgerlich! Sie würde ihm ja den Fehler von jenem Sonntag verzeihen, wenn sie nur sähe, daß er ihn wieder gutmachen könnte. Manchmal geht's einem freilich sehr kurios; es ist einem wie angethan und man macht eine Dummheit, die man gar nicht für möglich gehalten hätte; aber dann handelt man das nächstemal mit Fleiß gescheidter und arbeitet sich wieder heraus. Dem Tobias ist aber das nicht zuzutrauen! Er hätte ein Mädchen werden sollen, so schön und so gutmüthig, wie er war. — Sie lächelte über den Gang, den ihre Gedanken nahmen, und ein Ruf der Pfarrerin schnitt ihn vorläufig ab.

Ein paar Tage später traf sie mit einem Dorfmädchen zusammen, die mit ihr bekannt geworden war und sich ver-

traulich an sie angeschlossen hatte. Auf die Frage, was es Neues gebe, versetzte die rüstige Dirne mit einer Art von Duckmäuserei: „Nicht viel! Beim Schneider hat's was gegeben; der Alte und der junge haben Streit gehabt mit einander." — Die Bäbe war betroffen und erwiderte, ohne einen gewissen schlauen Zug um den Mund der Freundin zu bemerken, hastiger als gewöhnlich: „Streit? Und wann denn?" — „Heut früh." — „Und warum denn?" — „Der Alte will haben, daß der Tobias des Bach-Webers Sibylle heirathe, aber der Bursch mag sie nicht und thut's nicht." — Die Bäbe hatte eine sonderbar angenehme Empfindung. „Er thut's nicht?" rief sie, indem sie unvorsichtig ihre Freude blicken ließ. Nach einem Moment setzte sie gleichgültig hinzu: „Wenn aber sein Vater durchaus will, dann wird er doch daran müssen. Das soll einer sein, der seinen Kopf hat!" — „Ja," sagte die Andere, „dasmal richtet er aber doch nichts aus, wie's scheint. Meine Schwester ist grad im Hof gewesen, wie sie an einander gerathen sind, und hat das Meiste mit angehört." Diese bedenkliche Nachricht setzte die Bäbe einigermaßen in Verlegenheit, sie mußte sich zusammennehmen, um mit dem Ton einer Unbetheiligten zu sagen: „Der Tobias ist nicht gescheidt; die Sibylle hat Geld und kriegt vielleicht das Haus; warum will er denn nicht?" — „Ja," erwiderte die Kamerädin, „er soll eben eine Andere im Sinn haben, eine Schönere, Geschicktere, Feinere." — Dabei schaute sie die Bäbe schelmisch lächelnd an. Diese erkannte, daß in der Stube des Schneiders ihr Name genannt worden und das Geheimniß verrathen sei; sie erröthete und schaute einen Moment verwirrt für sich hin. Aber eine sehr wohlthuende Empfindung durchdrang sie; und schnell gefaßt und lächelnd wendete sie sich zu dem Mädchen und sprach: „Nun ich weiß jetzt genug von der Geschichte. Aber ich glaube,

dem Tobias und der, welche er im Sinn haben soll, geschähe ein Gefallen, wenn du dafür sorgen würdest, daß die Sache nicht weiter auskäme." Und mit ihrem holdesten Schmeichelton setzte sie hinzu: „Willst du das? Bist du so gut? Gib mir deine Hand!" — „Nun," versetzte die Andere, indem sie einschlug, „weil du so ehrlich bist und bekennst — da hast du meine Hand darauf."

Die Freundin wünschte nun ihrerseits zu erfahren, wie die Bäbe mit dem Tobias denn eigentlich stände. Aber darauf entgegnete diese: „Das kann ich dir nicht sagen, lieb's Mädchen. Wir stehen eigentlich gar nicht mit einander, und weiß Gott, was noch geschieht. Wenn die Sache ein Gesicht bekommt, sollst du's erfahren." —

Die Nachricht der Kamerädin war gegründet. Der alte Schneider hatte von einem Bekannten gehört, ihm scheine es, als ob der junge Schuster ein Aug' auf die Sibylle habe; dies hatte ihn aufgeregt und bestimmt, den Angriff auf Tobias früher zu unternehmen, als er im Sinn gehabt. Zu seinem Erstaunen fand er den Burschen widerspenstig. Er sei jetzt nicht in der Laune, um ein Mädchen anzuhalten; wenn der Schuster sein Glück versuchen wolle, könne er ihn nicht hindern, und wenn er sie kriege, werde er sich darum auch keinen Tod anthun. — Der Alte machte Vorstellungen, er ereiferte sich, er drohte — Tobias blieb bei seinem: „Es geht nicht, ich kann nicht." Nun fing der Gewaltige an zu schmähen und stellte ihm nicht undeutlich Schläge in Aussicht. Der Sohn, mit dem Duldermuthe der Resignation, erwiderte: „Das wird die Sach' auch nicht anders machen." — Der Alte stand rathlos da; er fühlte, daß er jetzt doch nicht gleich zur That schreiten könne, und nachdem er ihn einen Moment angesehen sagte er: „Was ist denn nun mit dir auf einmal? — Ist am Ende die Pfarrmagd wieder an dich gekommen,

trotz ihrer Reden?" — Darauf aber versetzte Tobias mit Würde: „Zu so etwas hat die Bäbe viel zu viel Charakter! Du weißt recht gut, wie ich und das Mädchen mit einander stehen und daß ich sie gar nicht werth bin. Sie hält mich für einen elenden Menschen, und sie hat Recht und ich geb' ihr Recht." — „Und denkst am End' doch noch an sie, du Dummkopf!" rief der Alte. — „An sie denken thu' ich," bemerkte Tobias mit Ruhe; „aber weiter auch nichts." — Der Alte, der nicht mehr wußte, was er entgegnen sollte, verstummte, und nur ein gewisses Schnaufen ließ ahnen, was in ihm vorging. Unter diesen Umständen fand es der Sohn für gerathen, den Auftritt zu beendigen; er sagte: „Plag' mich jetzt nicht, Vater; denn jetzt geht's einmal nicht. Es kann wohl sein, daß es mir in kurzem anders ist, und dann will ich dir nicht entgegen sein. Der Schuster wird mir die Sibylle so schnell nicht wegnehmen." — Der Alte fand nun auch für gut, abzubrechen und mit einer Art von Knurren die Frist zu gewähren. Ein Trost war es für ihn, daß der Schuster zwar ein derber Bursche war, aber lange nicht so schön wie sein Tobias; daher es allerdings keine Wahrscheinlichkeit hatte, daß er diesen bei ihr, die ihn liebte, so geschwind ausstechen werde.

Dieser erste Beweis von Selbständigkeit gegenüber seinem Vater, die Ermannung wenigstens zu „passivem Widerstand", trug unserm Burschen sehr gute Früchte. Die Bäbe kam verwandelt nach Hause: sie sah plötzlich alles umgekehrt. Der gute Tobias! So brav war er, so treu hing er ihr an, obwohl sie ihn gekränkt und sich angestellt hatte, als kennte sie ihn nicht! Er stemmte sich gegen den Vater und riskirte seinen Zorn um ihretwillen! Und was hatte sie gethan? Sie hatte ihn verachtet und verlassen, weil ihm einmal in seinem Leben etwas begegnet war, das ihr nicht gefiel. Kann das nicht

auch andern Leuten geschehen, wenn sie plötzlich erschreckt werden? Hat noch niemand den Kopf verloren? Ist es noch keinem passirt, daß er sich nicht mehr „verwißt" und eine Dummheit gemacht hat, daß es eine Schande war? — Sie hatte wenig Liebe bewiesen bei dieser Gelegenheit, und wenig Geduld! Sie hatte dem braven Menschen Unrecht gethan, großes Unrecht! Aber sie wollt' es auch wieder gutmachen, — sobald als möglich!

Am andern Morgen erhielt der junge Schneider einen Brief durch die Kamerädin zugesteckt, folgenden Inhalts: „Liebster Tobias! Du wirst Dich wundern, daß ich an Dich schreibe, wo ich doch gesagt hab', ich wolle nichts mehr von Dir wissen, und zweimal an Dir vorbeigegangen bin, ohne Dich anzusehen und zu grüßen. Aber da hab' ich eben unrecht gegen Dich gehandelt, und ich schäme mich, daß ich's gethan hab'. Wie mir gesagt worden ist, hast Du mit Deinem Vater Streit gehabt, weil Du die Sibylle nicht willst und mir treu bist trotz meines schlechten Benehmens gegen Dich. O liebster Tobias, Du bist besser als ich! Was Du gefehlt hast, das ist geschehen ohne alle Ueberlegung; aber ich hab's überlegt, was ich gethan hab', und das ist eben das Schlechte. Du hast den Schwur der Liebe gehalten, und ich hab' ihn gebrochen, weil ich Dir nicht verziehen hab' sondern gleich bös geworden und bös geblieben bin! Aber wenn Du wüßtest, wie leid es mir thut und wie ich mir jetzt Vorwürfe mache, du würdest mir gewiß vergeben und mich wieder gern haben! — Vergib mir, Tobias — mein Auserwählter! Vergib Deiner dich ewig liebenden Bäbe! —

„Wenn Du das Geschehene vergessen kannst, und wenn Du noch immer der Alte bist gegen mich, so komm heut Abend eine halbe Stunde nach Betläuten in die Nähe des Pfarrhofs; ich hab' mir was ausgedacht, wie wir ungestört mit einander reden

können, trau mir's aber nicht auf's Papier herzuschreiben und will dir's lieber sagen. Ich hoff', wir können dann in aller Ruhe überlegen, was wir anfangen sollen. Dein Vater läßt uns in Güte nicht zusammen, das seh' ich nun schon auch ein, wir müssen an etwas Anderes denken, und wir wollen über etwas einen Rath halten, woran ich schon früher gedacht hab'. Ich will nach Betläuten an den Zaun kommen bei unserm Stadel. Man kann uns da vom Pfarrhaus aus nicht sehen, wegen des Holderbaums, der davor steht und dessen Aeste fast bis an den Boden gehen. Auf dem Wege draußen wird um die Zeit wohl auch niemand sein; du mußt dich eben umsehen! —

„Auf Wiedersehen, liebster, bester Tobias! — Ich mein' halt, es kann nicht anders sein und Du wirst mir doch wieder gut und kommst zu mir. Du wirst Dich dann überzeugen, wie ich bin und wie ernst es mir ist mit meiner Lieb' zu Dir, und was ich für Dich thun kann, weil ich Dich liebe! —

Liebe fürchtet keine Noth,
Scheut auch nicht den bittern Tod.
Wahrer Lieb' ist nichts zu viel,
Denn ihr winkt das höchste Ziel!

„Auch wir werden zusammenkommen, gewiß, und es wird uns noch wohl gehen in diesem Leben! — Ich verbleibe Deine bis in den Tod getreue Bäbe."

Die Wirkung dieses Briefs auf Tobias ist schwer zu beschreiben. Er fühlte ein Entzücken, wie er nicht geglaubt hätte, daß es menschenmöglich wäre. Die Bäbe bat ihn um Verzeihung! Die Bäbe schrieb, er habe den Schwur der Liebe gehalten, und sei besser als sie! Die Bäbe liebte ihn ewig und war ihm treu bis in den Tod — ihm, der geglaubt hatte, er sei ein Mensch', von dem ein rechtes Mädchen gar nichts mehr halten könne! — Die wiedergewonnene Liebe,

die wiedergewonnene Ehre — es war zuviel auf einmal! — Wie schön, wie herrlich war es, daß sie ihm nun den andern Vorschlag machen wollte, auf den er schon so viel Vertrauen gesetzt hatte, bevor er ihn nur kannte! Nun gab es gewiß etwas ganz Besonderes zu wagen, etwas gegen den Vater ohne daß er ahnen konnte, was! Und das geschah ihm recht, dem gewaltthätigen, „zähbästigen" Mann, der ihm immer wieder mit dieser Sibylle daherkam und ihm keine Ruhe gab, und dem man zeigen mußte, daß solche Leute auch noch ihren Meister finden!

Liebe fürchtet keine Noth,
Scheut auch nicht den bittern Tod!

Das läßt sich hören! Das kann man sich gefallen lassen! — Er fühlte Muth für Zehne, der Glückliche, von der Geliebten Gepriesene! Er wollte mit dem Teufel „reißen" (raufen), wenn's drauf ankam — um ein Mädchen wie die Bäbe! —

Diesen Gedanken, stillen wie lautwerdenden, gab sich unser Schneider nur in gesicherter Einsamkeit hin. Vor seinen Leuten mäßigte er seine Freude zu dem Ausdruck heiterer Zufriedenheit; und in dieser, die man so lange nicht an ihm gesehen hatte, gefiel er dem Vater und der Walpurg und erweckte neue Hoffnungen für die Zukunft.

Abends, zu der bestimmten Zeit näherte sich Tobias umsichtig dem Zaun des Pfarrhofs. Nicht lange, so kam die Geliebte angewandelt. Mit leiser Stimme, in der aber doch die innigste Freude sehr merkbar sich kundgab, sagte sie: „Guten Abend, Tobias! Ich dank' dir für dein Kommen!" — „Und erst ich dir!" rief der Gute, ordentlich zerknirscht von seinem Glück. „O Bäbe, wie gut bist du! Was thust du alles für mich, für einen Menschen, der dich —." — „Still," entgegnete das Mädchen, „dazu ist jetzt keine Zeit!

— Du willst also etwas wagen um meinetwillen, Tobias? Du bist entschlossen?" — „Zu allem, Bäbe! Sag's, und auf der Stell' —." — „Für's erste handelt es sich um was Anderes. Wenn ich dir meinen Plan auseinandersetzen soll, müssen wir Zeit dazu haben und Ruhe, und die haben wir jetzt nur an Einem Ort. — Wirst du aber auch kommen, wann ich dir ihn sage?" — „In die Hölle geh' ich für dich," rief Tobias. „In die Hölle — zum Teufel selber, wenn's sein muß! — Nur heraus damit!" — Die Bäbe lächelte. „In die Hölle sollst du nicht, im Gegentheil, du sollst an einen ganz andern Ort!" — „Also in's Paradies!" versetzte der Schneider mit Feinheit. — „Wenn du's dafür nehmen willst!" entgegnete das Mädchen erheitert. „Kurz von der Sach: in's Pfarrhaus sollst du kommen, wann alles schläft — zu mir — in meine Kammer!"

Diese Worte trafen den Burschen wie ein Donnerschlag. Das Entgegenkommen war so über alle Erwartung, daß es ihn förmlich blendete. Zu gleicher Zeit fühlte er aber auch unwiderstehlich, was er dabei riskirte und — verübte. Die Wohnung des Geistlichen war für den wohlgezogenen Burschen ein Ort, vor dem er eine heilige Scheu trug. Er hatte ein dumpfes Gefühl von etwas Verbotenem, Nichtseinsollendem, ja Frevelhaftem, was er begehen sollte, um dafür die grausamste Strafe zu empfangen. Von entgegengesetzten Gefühlen bewegt, erwiderte er erst nach merklicher Pause und das Wort hinausdehnend: „Ins — Pfarrhaus?" — „Nnu ja," versetzte die Bäbe. „Um elf Uhr schlafen sie fest. Dann kommst du, ich laß dich ins Haus, wir gehen sachte in meine Kammer, und ich sage dir in aller Ruhe was wir thun müssen um zusammen zu kommen und glücklich zu werden." — „Bäbe," rief der geängstete Schneider, dessen Phantasie bei den Worten des Mädchens lebhaft gearbeitet hatte, „ich muß dir ge-

stehen — wenn du einen andern Ort wüßtest —." — „Nun," fragte die Bäbe, „schreckt dich denn der? Du wolltest ja vorhin in die Hölle gehen, wenn's darauf ankam!" — „Ja," meinte der Tobias, „in die Hölle lieber, als ins Pfarrhaus!" — „Aber warum denn?" fragte das Mädchen, indem sie ihre Ungeduld zu bemeistern suchte. — „Wenn man was hörte, wenn man uns beisammen träfe — der Teufel hat sein Spiel! — Die Schande! — im Pfarrhaus!" —

Die Bäbe mußte ihr von Unmuth gedrücktes Herz durch einen Seufzer erleichtern. „Aber sag' mir doch," erwiderte sie mit dem Ton des Vorwurfs und der Klage, „wie du zu diesen Einbildungen kommst? Wollen wir denn zusammenkommen, um was Unrechts zu thun? Wir wollen ja mit einander ausmachen, wie wir's anfangen sollen, damit wir Mann und Frau werden; und eine andere Gelegenheit gibt's nun einmal hier nicht!" — „Das wohl," versetzte Tobias; „aber —." — „Aber?" wiederholte das Mädchen. „Nun, ich seh' schon, wie viel die Glocke geschlagen hat. Du traust dir wieder nichts und hast mir wieder nur was vorgeprahlt! In Gott's Namen! Ich hab' das Meine gethan; wenn du nicht willst, ist's deine Sach'! — Gutnacht!" — Sie drehte sich um und wollte gehen; aber ein leidenschaftlich geflüstertes „Halt" hemmte ihren Schritt. „Halt!" wiederholte Tobias; „ich komm', ohne Weiters — und wenn der Teufel alles holt!" — Das Mädchen hatte sich ihm wieder zugewendet und konnte nicht umhin zu lächeln. „Wann soll ich kommen?" fuhr der Bursche fort. — „Morgen Nacht; die Hofthür' wird auf sein, und nach elf Uhr schließ ich die Hausthür auf." — „Gut, ich komme," rief der durch die zweite Furcht von der ersten befreite und zum Heroismus aufgestachelte Schneider. „Kreuzschwerenoth! Du hast Recht, ich bin ein Narr, daß ich mir solche Skrupel mach', wo wir doch gar nichts Unrechtes im

Sinn haben!" — „Du guter Tobias," erwiederte die Bäbe mit einem Lächeln, halb mitleidig, halb schalkhaft. — Dieser fuhr fort: „Es ist ja wahr! Soll ich mich schenïren, wo sich's um unser Glück handelt? Das wär' ja der größte Unsinn! Scheniren sich denn ander' Leut'?" — „Seiner Lebtag nicht," versetzte die Bäbe. „Jeder braucht halt das Mittel, das ihn zu seinem Zweck führt, und wenn er's dann hinausgeführt hat, lobt ihn alle Welt. — Aber jetzt muß ich fort. Gutnacht, schlaf wohl!" — „Du auch," rief Tobias, ihr nachsehend. Langsam ging er in die Gasse zurück, entschlossen trat er den Rückweg nach Hause an. —

Der Gesichtspunkt, den er in Bezug auf sein neues Unternehmen gewonnen hatte, bewährte sich nicht nur am selben Abend noch, sondern auch am andern Tage. Er war heiter erwacht und machte sich im Laufe des Vormittags die schönsten Vorstellungen von der Zusammenkunft und ihrem Ergebniß. In Folge davon erlangte er eine Munterkeit, die endlich zum förmlichen Uebermuth gedieh. Beim Mittagessen blieb er keine Rede schuldig und hatte Einfälle, worauf die Andern entweder lachen oder schweigen mußten. „Wie schnell sich doch jung' Leut' wieder tröſten!" sagte die Walpurg in der Küche für sich, als sie das Geschirre spülte.

Der Alte hatte einen ähnlichen Gedanken, knüpfte aber einen Vorsatz daran. Er schickte den Kasper in den Hof und sagte dann zu Tobias: „Nun, du scheinst dein trauriges Wesen jetzt ganz ausgeschwitzt zu haben. — Ist endlich die Zeit gekommen, wo du dein Versprechen halten kannst?" — Diese Frage hätte den Tobias zu einer andern Zeit in Verlegenheit gebracht. Jetzt, im Vorausbesitz eines Rettungsmittels, das die Bäbe ihm heut Nacht an die Hand geben mußte, fragte er ruhig: „Was denn für ein Versprechen?" — „Nun, daß du mit der Sibylle reden willst!" — „Ja so," erwiderte der

Bursche. Und in diesem Augenblick stieg ein Gedanke in ihm auf, ein vortrefflicher Gedanke. Er konnte Nachts fortgehen, und braucht' es nicht zu verbergen; er konnte ausbleiben, so lang er wollte; er ersparte sich einen Streit, der üble Folgen haben konnte, und machte den Vater gläubig und sorglos — wenn er jetzt zum Schein auf seine Ansichten einging. — Mit einem Lächeln, dessen Schlauheit einem feinern Beobachter, als der alte Schneider war, verdächtig vorgekommen wäre, fuhr der zum Schelm gewordene Bursche fort: „Nun am End', ein Weib muß ich doch haben! — In Gott's Namen — heut Nacht will ich mein Glück einmal versuchen."

„Heut Nacht?" fragte der Alte, indem er das letzte Wort betonte. — „Ja wohl," erwiderte der Sohn; „bei den Mädchen richtet man da am meisten aus. Ich will's frisch angreifen und der Sach' mit einemmal ein End' machen." — „Ei," rief der Alte, indem ein Schmunzeln über seinen Ernst siegte, „du hast dich aber gebessert! Seht, seht! Am End' erleb' ich noch meine Freud' an dir!" — „Ich hoff's," versetzte Tobias. „An mir solls wenigstens nicht fehlen!" —

Diese schöne, muthige Stimmung währte mit leichten Schwankungen den ganzen Tag. Als es zu dunkeln begann, trat der Bursche vor seinen Vater und sagte: „So, ich geh' jetzt ins Wirthshaus." — Der Alte schmunzelte wohlwollend und sagte: „Willst du dir Kurasche trinken?" — Dann setzte er hinzu: „Halt nach ein wenig, ich geh' auch mit!" — Während er die Juppe anzog und die Pelzkappe aufsetzte, lächelte Tobias für sich hin, und beide wandelten dann in einer Eintracht, wie man sie nie bei ihnen gesehen hatte, der Schenke zu. Dort angekommen, setzte sich der Sohn zu einigen Ledigen, der Vater zu älteren Männern, und beide Tische unterhielten sich gemüthlich über das Wetter, die zu erwartende Ernte und andere ländliche Gesprächs-Gegenstände. Als der Zeiger

der Wirthsuhr zehn und ein Viertel wies, leerte Tobias den Rest seines „Krügle's“, trat zu seinem Vater und sagte mit einem Blick, der seine Worte Lügen strafte: „Ich bin müd und will einstweilen heimgehen. Du scheinst dich hier so gut zu unterhalten —.“ — „Geh nur zu,“ fiel der Alte in behaglichem Brummton ein, „ich brauch' dich nicht zum Heimgehen!“ — Tobias wünschte allerseits Gutnacht und verließ die Stube.

Er schlug den Weg zum Hause der Sibylle ein. Diese Vorsicht war sehr nöthig. Der Alte, plötzlich von einem Gedanken beunruhigt, verließ bald nach seinem Abgang die Stube, um vom Hof die Gasse hinabzusehen, die zum Weber führte. Als er den Sohn langsam darauf hinschlendern sah, freute sich seine Seele; er ging in's Wirthshaus zurück, bestellte noch eine Maß Braunes und pflanzte sich in die Ecke mit einem Behagen hin, als ob er heute die Polizeistunde nicht zu beachten gedächte.

Tobias ging bis zum Hause des Webers. Die Fenster waren dunkel — die Leute zu Bette. Da er noch Zeit herumzubringen hatte, so folgte er einem Gelüsten, das plötzlich in ihm aufgestiegen war. Er ging um's Haus und stieg über den niedern Zaun in den Garten, auf welchen das Kammerfenster der Sibylle hinaus ging. Hier war noch Licht. Der Bursche näherte sich demselben bis auf einige Schritte, blieb dann stehen, und weidete sich an der Möglichkeit etwas thun zu können, was er zu unterlassen entschlossen war. „Du gute Sibylle,“ dachte er: „dir könnt' ich eine Freude machen — wenn ich möcht'! — Aber jeder ist sich selbst der Nächste.“ — Das Licht erlosch. „Sie geht zu Bett,“ sagte er zu sich. „Nun, sie mag schlafen!“ — Er ging vorsichtig zurück, stieg auf den Wasen hinaus und schlug den Weg ein, der zum Pfarrhaus führte.

Auf dem Gang zur Sibylle war er ruhig; als er aber langsam dem Ziel des Abends entgegenwandelte, fing sein Herz an zu schlagen. Er verwunderte sich über die erneuerte Bangigkeit, wo er doch ganz entschlossen gewesen war, und ärgerte sich darüber; aber das bewirkte nicht, daß sie nachließ. Das Herzklopfen und Beben dauerte fort und gerieth in einen Gang, als ob es heute nicht leicht mehr aufhören wollte. Am Zaun des Pfarrhofes angekommen, machte er Halt und verlor sich wartend in dumpfes Sinnen. Auf einmal schlug die Glocke auf dem nahen Kirchthum so stark, wie er nie geglaubt hätte, daß es möglich wäre. Nach leichtem Schreck sich fassend, zählte er die Schläge. Es waren elf. — Die Zeit war gekommen — es mußte gewagt sein! —

Indem er sich vorsichtig umschaute und zu seinem Troste niemand gewahrte, schlich er zu der Hofthüre, öffnete sie, lehnte sie wieder an und zog sich hinter den Holderbaum zurück. Hier konnte er nicht gesehen werden, aber auf den Ruf der Geliebten gleich erscheinen. —

Die Stille des Grabes umgab ihn. Die dunkle Nacht, die nur von einzelnen, zwischen Wolken vorblickenden Sternen erhellt war, der heilige Bezirk, in dem er sich befand, und der ganze feierliche Umkreis stimmten ihn ernst und ernster. Er begann zu überlegen, was er eigentlich im Sinn habe, und wie es ausfallen könnte. Bei tieferregter Empfindung, bei einem Geist, der durch Furcht und Sorge geschärft und zu lebhaften Vorstellungen befähigt war, sah er die Größe seines Wagnisses in hellem Licht, und wurde besonders durch diejenige Seite des Unternehmens getroffen, wonach es als eine Entweihung des Pfarrhauses angesehen werden konnte. Zur Nachtzeit, heimlich wie ein Dieb, drang er in die Wohnung des Geistlichen! — Wenn es nun unglücklich ablief? Wenn die Pfarrleute erwachten und ihn bei dem Mädchen

trafen, was dachten sich diese von ihm? — Daß er der unverschämteste und gottloseste Mensch sei auf der ganzen Welt! Und sie behandelten ihn, wie er's nach ihrer Meinung verdiente — die Sache kam auf, kam im Dorf herum — und sein Vater, den er auf alle Weise angelogen hatte, schlug ihn zum Krüppel! Die Bäbe verlor den Dienst und mußte aus dem Dorf — alles war aus und alles verloren! — Wer konnte gutstehen, daß es nicht so ging? Alte Leute haben keinen festen Schlaf; — und es gibt Dinge, wo der Teufel Heu 'runterwirft und alle Vorsicht zu Schanden macht, weil's eben nicht sein soll, daß sie durchgehen. —

Diese Gedanken und Vorstellungen erzeugten sich unaufhaltsam nach einander in ihm und versetzten ihn in eine Besorgniß, eine Angst, daß er unwillkürlich hinter dem Baume vortrat und seinen Blick nach der Hofthüre richtete. Es war der böse Feind, der die Bäbe bewogen hatte, ihm diesen Vorschlag zu machen, und ihn und sie zu Grunde zu richten! Das war ja grade das Allerschlimmste und Allergefährlichste, was sie unternehmen konnten! — Und mußte er ihr nun folgen, blos weil er's versprochen hatte? War es nicht vielmehr seine Pflicht, für sie gescheidt zu sein und sich in die Gefahr, worin sie umkommen würden, gar nicht zu begeben? War es nicht jetzt, wo es noch Zeit war, das Allerbeste für beide, wenn er den Pfarrhof sachte verließ und ruhig nach Hause ging? —

In dem Augenblick, wo er diese Erwägung machte, drehte sich ein Schlüssel im Schloß der Hausthüre, und wie von selber trug ihn sein Fuß hinter den Baum. Die Thüre ging auf, die Bäbe trat auf die Schwelle und sah umher. Wie sie den Erwarteten nicht erblickte, entschlüpfte ein aus der tiefsten Brust kommendes „Ah“ ihrem Mund. In diesem „Ah“ lag so viel Bedauern, so viel getäuschte Hoffnung, so

viel Gekränktheit, daß es den Burschen in die Seele traf. Er ging vor, und richtete seine Schritte nach der Thüre. Und nun folgte ein anderes „Ah", das Freude, Liebe, Beifall ausdrückte und auf seine Seele noch ergreifender wirkte. An dem Auftritt angekommen, bot er ihr leise guten Abend; die Bäbe rief in kräftigem Flüsterton: „Komm!" und winkte ihm energisch. In demselben Moment glaubte er von der Gasse die Schritte eines Vorübergehenden zu vernehmen — hastig stieg er hinan und trat über die Schwelle.

Es war geschehen. Der Pfad war ihm gewiesen, er konnte nicht mehr zurück und mußte vorwärts — zum Heil oder zum Verderben. Aber wie sollte er vorwärts? Die Bäbe hatte die Thür wieder zugemacht und eingeklinkt — tiefes Dunkel umfing sie. In der schauerlichen Finsterniß wurde ihm das Schwarze seiner That wieder recht fühlbar und das Herzklopfen begann aufs neue. Er ergriff die Hand der Bäbe mit dem Instinkt der Furcht, die nach der Verbindung mit dem Muthe trachtet, und drückte sie — die gute Bäbe meinte, aus Liebe! Aber gleich sollte sie enttäuscht werden. „Bäbe," flüsterte der Schneider, „eh' wir weiter gehen, lass' uns überlegen! In dem Haus ist's fürchterlich dunkel, ich seh' nicht einen Stich und bin nicht so bekannt hier, daß ich blind hin und her gehen könnt'. Wenn ich falsch treten und an etwas anstoßen thät und die Pfarrleut' würden aufwacherf —." Ein Beben seiner Hand ergänzte den Satz. — Das Mädchen hatte überlegt. Um in ihre Kammer zu gelangen, mußte man die Stiege hinauf und oben im Gang an der Schlafstube der Herrschaft vorbei. Eben im Gang standen aber zwei Kästen, an die ein Unkundiger sich wohl stoßen konnte. Tobias war in einer Gemüthsverfassung, in der man nicht sicher zu gehen pflegt — er hatte Angst, der gute Bursch, und ein Fehltritt war möglich, auch wenn sie

ihn führte. Sie mußte ein übriges thun, das sah sie schon, und er, der ungeachtet seiner Furchtsamkeit gekommen war, um von ihr einen kühnen Vorschlag zu hören, verdiente es auch.

Mit dem Wohlwollen halb einer Liebenden, halb einer Mutter, sagte sie: „Du hast recht. — Weißt was? Ich kenn' mich um so besser aus hier und ich „gock'" dich hinauf (trage dich Huckepack)." — „Ah," entgegnete der Schneider, durch diesen Vorschlag höchlich überrascht, „Gocken! — was fällt dir ein!" — „Nun," versetzte die Bäbe mit einem Lächeln, das Tobias nicht sah, wohl aber aus dem Ton entnehmen konnte, — „glaubst etwa, du bist mir zu schwer?" — In dieser Frage und in der muntern Art, womit sie gestellt war, schien dem Burschen ein Stich auf die Schmächtigkeit seiner Figur zu liegen; ein gewisser Schneiderstolz rührte sich in ihm und gesellte sich zu der Furcht, und mit dem abweisenden Ton eines Verletzten erwiderte er: „Geh doch! Gocken! Mich! Wie ein kleines Kind!" — „O," versetzte die Bäbe mit Heiterkeit, „das wär' nicht das erstemal, daß man ein Mannsbild gockt! In der Noth greift man eben zu dem was hilft!" Und ernster setzte sie hinzu: „Was bleibt uns sonst übrig! Die Leut' aufwecken wollen wir nicht, und hier stehen bleiben können wir auch nicht. Also?" — „Wir könnten aber doch noch was Anderes thun," meinte Tobias zögernd. — „Nun?" — „Wir könnten's uns gesagt sein lassen, daß es nicht sein soll, was wir vorhaben, und —", er hielt inne. — „Und du," ergänzte das Mädchen, „könntest wieder gehen, meinst du? — Allerdings, das könntest du; und du kannst es auch wirklich. Gesehen und gehört hat dich bis jetzt noch niemand, und die Thür ist gleich wieder aufgemacht; ich für meine Person will dich aber durchaus nicht aufhalten!" — Tobias, der aus dem Ton, in dem sie diese Worte sprach,

die Gesinnung des Mädchens errathen hatte, sagte: „Wir könnten ja ein andresmal zusammenkommen, an einem Ort, wo —.“ — „Nein,“ versetzte die Bäbe mit Ernst und Entschiedenheit, „dafür bedank' ich mich! Mit uns Zweien ist's dann aus für immer! So einen „Ich möcht' gern und trau' mir nicht“ kann ich nicht brauchen — da käm' ich nie zu etwas! — Ich hab' dir bis jetzt vieles nachgesehen, Tobias; aber zuletzt hat alles ein End'. Was zu miserabel ist, das ist zu miserabel!“ —

Der Unmuth hatte sie die letzten Worte etwas kräftiger betonen lassen, als es ursprünglich ihre Absicht gewesen. Tobias sah sie erschreckt an und flüsterte: „Nur nicht so laut! Du bist immer gleich so hitzig! — Mir ist's mehr um dich gewesen, als um mich, wenn ich gemeint hab', ich könnt' wieder gehen! Am Ende, was frag' ich darnach? Aber du bist hier im Dienst —.“ — „Ich fürcht' mich aber nicht, mein lieber Tobias,“ entgegnete die Bäbe. — „Nun,“ versetzte der Bursche, aus der Noth eine Tugend machend, nach einer kleinen Pause, „wenn du dich nicht fürchtest, dann fürcht' ich mich auch nicht. — Ins Teufels Namen — so gock mich!“ — Das Mädchen, welche die Zeit verstreichen sah, stellte sich zurecht, rief mit einem gewissen Kommando-Ton: „Mach!“ — und nach einer Sekunde saß Tobias wie Eginhard oder wie die Männer von Weinsberg, seine glücklichen Vorgänger.

Die rüstige Bäbe trug den ebenso geliebten wie leichten Scheider ohne Schwierigkeit die Stiege hinan. Da sie in Strümpfen ging, so war ihr Tritt fast unhörbar, und mit Sicherheit wurde eine Stufe um die andere überschritten. Tobias hatte die seltsamsten Gefühle. Ihm war's, als ob er träumte — und doch war's keine Einbildung, was ihm widerfuhr. Er hielt mit seinen Armen den Hals der Geliebten umschlungen und fühlte an seinen Händen den Hauch

ihren Mundes. — Wie mußte sie ihn lieben, die gute Bäbe, daß sie das für ihn that und für ihn riskirte! Ja, sie hatte ihn wirklich gern! Sie war brav, sie war herzhaft und entschlossen, — sie war das beste Weib, das er finden konnte!

Die letzte Stufe war überschritten. Oben auf dem Gang war es heller, als sie hätten erwarten können. Der abnehmende Mond war aufgegangen, die Wolken im Osten hatten sich verzogen, und der Schein fiel durch das hintere Fenster. Mit um so größerer Sicherheit getraute sich die Bäbe geräuschlos an der Thüre des Schlafzimmers vorbeizukommen, das auf der Gartenseite lag. Sie wendete sich und ging vorwärts. Als sie aber noch zwei Schritte von der Thüre entfernt war, fing es drinnen an zu husten. Es war der geistliche Herr, der an solchen Anfällen zu leiden pflegte. Er hustete stark, nachhaltig, und mußte völlig wach sein. Die Möglichkeit, gehört und entdeckt zu werden, schreckte einen Moment auch das Herz des Mädchens.

Den Schneider überkam eine unaussprechliche Angst. Bei dem ersten Laut in der Kammer hatte er mit seinen Händen instinktmäßig den Kopf der Bäbe zurückgezogen, wie ein Reiter die Zügel anzieht, und sein Herzklopfen war so stark geworden, daß es die Trägerin an ihrer Schulter spürte. Schnell ergriff sie seine rechte Hand und gab ihr einen Druck, der die Bedeutung hatte: „Um Gotteswillen, sei ruhig!" — und stand. Und Tobias ermannte sich; er ließ ihren Kopf und Hals in Frieden, hielt sich gelassen fest und blieb stumm. Das Schlagen seines Herzens und das Athmen der Angst zu verhindern, ging natürlich über seine Kräfte.

Nach zwei peinlichen Minuten wurde das Husten schwächer und endlich hörte es ganz auf. Die Bäbe setzte sich wieder in Marsch. Sie schritt beherzt an der Thür vorüber und unaufhaltsam weiter in dem Gang, bis sie an das ent=

gegengesetzte Fenster kam. Dann öffnete sie links an der Wand eine Thüre, die geräuschlos aufging, weil die Kluge sie vorher geölt hatte, bückte sich, trat ein und ließ den Schneider vorsichtig herunter. Unverweilt machte sie die Thüre wieder zu, und schob sachte ein kleines Riegelchen vor. Ein wenig Quieken des Eisens bei dieser Gelegenheit ging dem Burschen noch durch die Seele. Doch — der Hafen war erreicht, die Fracht geborgen.

Die Kammer der Bäbe machte auch bei der gegenwärtigen Beleuchtung den Eindruck der Sauberkeit und Nettigkeit. Auf der Seite gegenüber der Thüre stand das Bett, das schön gemacht war, und davor ein Stuhl, auf welchem ein Oberkleid lag. Hinter dem Bett erhob sich ein Tisch mit Leuchter, Wasch- und Trinkgefäß. An der Thürseite lag ein Schrein, der die Habseligkeiten des Mädchens enthielt, und die Wand zierte ein Spiegel mit einem kleinen Bild, dem Präsent einer Ulmer Freundin. Das alles war sehr einfach, aber ansprechend vertheilt und ein Beweis für die Ordnungsliebe des Mädchens.

Tobias, der sich nach dem Vorschieben des Riegels von seiner Bangigkeit erholt hatte, sah beim Schein der Sterne, die zum offenen Fenster hereinblickten, umher und sog die erquickende sommerliche Nachtluft ein. Der Zauber, mit der Geliebten in gesichertem Raum allein zu sein, ergriff ihn und tilgte den letzten Rest der Furcht und Sorge aus seinem Herzen. Er faßte die Hand des Mädchens und drückte sie wiederholt; er sah ihr ins Gesicht und sein Herz begann wieder zu klopfen, aber diesmal aus schönern Gründen. Beide setzten sich auf den Schrein.

Mit den Armen sich umfassend und Wang' an Wange gelehnt saßen sie ein Weilchen ohne zu sprechen. Es dünkte den Burschen hier so schön und so reizend, daß er sein Strän-

den, herauf zu kommen, schwer begreiflich fand. In dem Glück, das ihn erfüllte, wurde sein Herz gerührt durch die Liebe und den Muth, welchen die Bäbe bewiesen hatte, damit sie soweit kamen, wie sie waren. Er fühlte, daß er ihr alles zu danken hatte, daß sie ihn glücklich gemacht habe trotz seines Widerstrebens, und indem sie für ihre Person alles auf's Spiel setzte. Sein Herz zerschmolz in Dankgefühl und der Strom desselben stieg endlich empor und öffnete ihm unwiderstehlich die Lippen.

„O Bäbe," rief er mit der Innigkeit eines bewegten Herzens, „o Bäbe, was bist du für ein Mädchen! Du unternimmst so viel und riskirst so viel für mich, als ob ich der Fürnehmst' wär' in der Welt! Und weiß Gott, ich bin's nicht! Wenn ich noch so gute Vorsätz' fass', immer gerath ich wieder in meine Dummheiten und benehme mich — nein, ich bin's nicht werth, was für mich geschieht!" — Der Bäbe war der Ton, den der Bursch anschlug, zu ernsthaft; sie erwiderte munter und wohlwollend: „Lassen wir jetzt die Dummheiten Dummheiten sein! Ich hab' dich nun einmal gern mit sammt deinen Dummheiten!" — Dem Burschen gefiel diese Entgegnung ungemein; aber sein im Glück bereuende und nach Absolution strebende Seele ging unwillkürlich weiter. „'s ist merkwürdig," fuhr er fort, „daß man so sein kann, wie ich bin! Einmal ist's mir, als könnt' ich alles thun und es müßt' mir alles durchgehen! Und wenn's nun drum und dran kommt, läuft mir plötzlich alles davon und es ist mir, als ob ich gar nichts könnt'! — Er hatte bei dieser Selbstbeurtheilung den Arm von dem Mädchen niedersinken lassen auf den Schrein und schüttelte seinen Kopf so bedenklich, daß die Heitere fast gelacht hätte. Sie fand es auch jetzt „merkwürdig, daß man so sein konnte, wie er war", und versetzte mit freundlicher Ungeduld: „Mach dir doch keinen Kummer! Das sind mensch-

liche Dinge, die du schon ablegen wirst." — „Ich hoff's," erwiderte Tobias; „und Mühe will ich mir geben. Aber ich sag' dir's voraus, Bäbe, so schnell wird das nicht anders werden. Es kommt über mich, wie ein großes Wasser, auf einmal, so daß alles ersäuft wird." — „Uebertreib's doch nicht," entgegnete die Bäbe. „So etwas steckt in jedem Menschen, und es kommt nur darauf an —." — „Ja," fiel der unbeugsame Tobias ein, „in mir steckt aber mehr davon als in andern Menschen. Red' mir's nicht aus und mach mich nicht besser als ich bin! Es ist einmal so, und ich will nicht haben, daß man sagt, ich sei anders als ich bin. — 's ist mir halt angeboren," fuhr er mit einem Seufzer fort, „und von Jugend auf hat man auch so gegen mich gehandelt, daß ich eben geworden bin, wie ich bin! Ganz wird das nie aus mir herauskommen!"

Das Mädchen, dessen Ungeduld bei diesen Reden begreiflich gewachsen war, erkannte, daß sie einen andern Ton anschlagen mußte; sie erwiderte resolut: „Nun, so mag's drin bleiben in dir! Wenn wir einmal Mann und Frau sind, dann stehen wir zusammen, und wenn's bei dir fehlt, dann bin ich da!" — „Ja," rief Tobias, „das ist auch mein Trost! du bist für mich geboren, und wenn ich dich hab', dann trau' ich mir selber etwas zu. Daß du mich nur magst, das ist das Wunderbare! Aber du bist halt ein gutes, liebes Mädchen, — und hast das beste Herz in der ganzen Welt!"

Während dieser Erwiderung hatte er den Arm um sie geschlungen, und streichelte mit der andern Hand das Haar und die Wange der Geliebten so zärtlich als nur möglich. „Gott sei Dank," sagte sich diese erfreut, „er wird wieder vernünftig!" Und liebevoll entgegnete sie: „Warum soll das ein Wunder sein, daß ich dich mag? Du bist der beste Mensch, der mir in meinem Leben vorgekommen ist, und hast mich so

lieb und hältst so viel auf mich — wo könnt' ich denn einen bessern Mann finden, als dich? Und was du auch an dir haben magst, sieh, wenn ich jetzt die Wahl hätt' unter allen Burschen, die ich kenn', hier und anderwärts — ich würde nie und zu keiner Zeit einen andern wählen, als dich!"

Das war zu viel für den Schneider. Von einem Wonneblitz durchzuckt stand er auf, zog die Bäbe mit empor, und die Liebenden, für einander Gebornen, fielen sich in überquellender Zärtlichkeit in die Arme und küßten sich nach dem Bedürfniß ihres Herzens. Der Kopf des Tobias fing an zu wirbeln; im Rausche der Glückseligkeit ward jeder Blutstropf in ihm ein Mann; er fühlte sich von einer Kraft und einem Muthe durchgossen, daß es ihm eine Kleinigkeit gedünkt hätte, nun seinerseits die Geliebte zu tragen, wohin sie wollte. Mit einer gewaltigen Stärke preßte er sie an sich, als wollte er sie nie wieder loslassen; die Bäbe hauchte bittend: „Tobias!" und suchte seine Glut zu mäßigen —

In demselben Moment pochte es an die Thüre. Das Liebespaar fuhr zusammen, stand und horchte athemlos. „Bäbe," rief es draußen. Das Mädchen, unwissend, was sie antworten sollte, schwieg. „Bäbe!" wiederholte es stärker. — Es war die Pfarrerin. — Hatte sie etwas gehört? — bedurfte sie ihrer sonst? — Was es sein mochte: die Bäbe hatte ihre ganze Geistesgegenwart wieder. Nach einem schläfrig-gedehnten „Ah," als ob sie eben erwachte, fragte sie: „Wer — ruft?" — „Ich, die Pfarrerin," — erwiderte es draußen. „Kennst du meine Stimme nicht mehr, oder bist du noch im Schlaf?" — Der Ton dieser Worte hatte etwas Eigenthümliches, was der zur Bildsäule gewordene Tobias nicht herausfühlte, wohl aber das Mädchen. Es lag etwas Spottendes darin, was der Frau sonst nicht eigen war, und die Bäbe fühlte sich bei dem Gedanken durchschauert, daß sie

wissen oder ahnen könnte, wer bei ihr war. Trotzdem spielte sie ihre Rolle beherzt fort. „Ah so," rief sie, indem sie die Decke von dem Bette zurückschlug, vor dem sie stand, „Sie sind's! Befehlen Sie was? Soll ich aufstehen?" — „Allerdings," war die Antwort, „ich muß dich schon bitten! Der Herr hat einen Anfall von Husten und kann nicht mehr einschlafen. Geh hinunter und mach ihm den Thee!" — „Im Augenblick, Frau Pfarrerin." — „In zehn Minuten komm' ich und hol' ihn! Sorg, daß alles in Ordnung ist bis dahin!" — „'S wird alles recht werden!" — „Soll mich freuen," versetzte die Pfarrerin und ging festen Schritts zurück in die Schlafstube.

Die Bäbe stand mit wogendem Busen und glühenden Wangen da. Die Stimme der Frau hatte denselben Klang behalten — sie konnte fast nicht mehr zweifeln, daß die Schlaue gesehen oder gehört hatte, was geschehen war. Möglich, daß sie sich doch irrte, und daß nur das böse Gewissen sie den Spott heraushören ließ! — Möglich, aber nicht wahrscheinlich! — Nach einem Moment der Ueberlegung faßte sie einen Entschluß nach dem Gebot ihres Argwohns — und sie that wohl daran.

Die Pfarrerin wußte allerdings, wer im Hause war. Die gereizten Worte der Bäbe, mit denen sie im Haustennen den Burschen seine Zaghaftigkeit verwiesen hatte, waren in ihr Ohr gedrungen und hatten sie aus leichtem Schlummer erweckt. Sie besaß ein feines Ohr, die kluge Pfarrerin, und indem sie es anstrengte, vernahm sie ein Gewisper, das sie die Sachlage augenblicklich errathen ließ. Sie stand auf, ging im Nachtkleid sachte zur Thür und hörte, wie's die Stiege herauf kam und in den Gang einbog. Sie legte das Aug' ans Schlüsselloch, wartend der Dinge, die da kommen sollten, ungestört sogar durch das Husten des Gemahls. Und es setzte sich

wieder in Bewegung, und sie sah die seltsamste aller Cavalcaden an sich vorüberziehen! —

Im ersten Moment konnte sie sich nicht enthalten, das eigenthümlich Lächerliche derselben und eine gewisse Freude über die Entdeckung zu empfinden. Aber diese Regung wich alsbald der Entrüstung über die Dreistigkeit des Mädchens und über den ihrem Haus angethanen Schimpf. — Was sollte sie beginnen? Wenn sie die Thür öffnete und das Paar überraschte, versuchte der Bursche zu entspringen, es gab Lärm, und der Herr, den sie sich mindestens halb wach denken mußte, vernahm den Scandal! Er, der solchen Unfug gar nicht für möglich hielt, gerieth außer sich, kam in Amtseifer — und der Scandal wurde öffentlich. Konnte sie sich aber ruhig verhalten und dem Leichtsinn, der Frechheit das Feld überlassen? Unmöglich! — Das Husten des Gatten, das sich endlich, wenn auch minder stark, erneuerte, gab ihr eine Idee. Sie trat an sein Bett und sagte: „Du hast's heut wieder stark, lieber Mann; ich will dir deinen Thee machen lassen!" — Der Pfarrer, durch die Anrede völlig munter geworden, glaubte, es wäre nicht mehr nöthig, weil es sich schon gemindert habe. Die Frau drang aber so zärtlich in ihn, sie hielt ihm die Nothwendigkeit, einem möglichen heftigern Ausbruch durch das erprobte Mittel zuvorzukommen, so lebhaft vor, daß er sich fügte. Sachte verließ die Kluge das Schlafzimmer, über ihr Verfahren mit sich einig. Sie wollte durch den Ton ihrer Stimme dem Mädchen zu verstehen geben, daß sie alles mit angesehen, und ihr eine Frist bestimmen, damit sie in derselben den Liebhaber aus dem Hause schaffte. Wurde sie nicht verstanden und blieb der Bursche, so wollte sie ein anderes Mittel ausdenken, das Aergerniß nicht weiter gehen zu lassen. — Wir haben gesehen, daß sie verstanden wurde.

Nach gefaßtem Entschluß wandte sich die Bäbe zu dem

Burschen. — Dieser hatte in der kurzen Zeit die seltsamste Reihe von Gefühlen durchlaufen. Als er in dem ersten Zuruf die Stimme der Pfarrerin erkannte, wirkte dieselbe, namentlich in der verstärkten Wiederholung, wie ein Posaunenstoß des jüngsten Gerichts. Die Blutstropfen in seinen Adern, die noch eben krafterfüllt und angriffsmuthig wie Löwen sich erhoben hatten, rannten und taumelten durch einander, wie eine vom Wolf angefallene Schafheerde; mit Mühe hielt er sich aufrecht. Die Geistesgegenwart des Mädchens, das täuschende Spiel des Aufwachens und Aufstehens erfüllte ihn mit Staunen über solch unbegreifliche Geschicklichkeit; er traute seinen Augen und Ohren kaum; aber seine Seele wurde erhellt durch einen Schimmer von Hoffnung, aus der schrecklichen Falle zu kommen, in der er sich gefangen hatte, und seine Gefühle nahmen in diesem Schein eine ruhigere Bewegung an. Es war möglich, daß er nicht als frecher Entweiher des Pfarrhauses entlarvt und gebrandmarkt wurde! Es war möglich, daß er mit der Angst davon kam, daß ihm die ärgste Strafe erlassen wurde! Hatte er ungesehen die Kammer erreicht, so konnte er auch ungesehen den Hof und die Gasse erreichen!" —

Der Abgang der Pfarrerin stärkte diese Hoffnung bedeutend. Um so inniger trachtete seine Seele nun, aus dem Hause zu kommen, und er war eben im Begriff, der Bäbe einen Vorschlag zu machen, als diese zu ihm sprach: „Tobias, wir können nicht länger beisammen bleiben, du mußt fort! — Sag nichts dagegen," setzte sie hinzu, als dieser sich anschickte, seine vollkommenste Beistimmung auszudrücken, „es geht nicht anders, du mußt aus dem Hause!" — „Ich hab' ja gar nichts dagegen," erwiederte der Schneider lebhaft; „ich seh's ein, es geht nicht anders!" — „Das ist mir lieb," versetzte das Mädchen. Nach einer kleinen Pause fuhr sie mit weicher,

trauriger Stimme fort, indem sie die Hand liebevoll auf seine Schulter legte: „O Tobias, es ist recht schade, daß wir nicht beisammen bleiben können! Wir haben bis jetzt wenig Glück mit einander gehabt; aber ich hoff', es wird sich eine andere Gelegenheit finden." — „Sie wird sich finden," entgegnete Tobias. „Aber jetzt —." — „Du hast Recht" versetzte die Bäbe, zog leise den Riegel zurück, öffnete die Thüre und sagte mit einem Lächeln, das aber nicht umhin konnte, eine gewisse Schelmerei auszudrücken: „So, jetzt nimm deinen alten Platz wieder ein, weil's doch nicht anders hat sein wollen!" — Tobias faßte mit einer Art von Gewandtheit Posto, das Mädchen trat hinaus und ging vorwärts im Gang, leise, auf's leiseste. Und der getragene Schneider gerieth zwar auf's neue in Aufregung, wie sie gegen die Thüre der Schlafstube kamen, aber doch in eine gelindere, als beim Hinaufgehen. Als es die Stiege hinab ging, wurde es ihm leichter und freier mit jeder Stufe.

An der Hausthüre machte das Mädchen Halt, ließ ihre Bürde langsam auf den Boden gleiten und öffnete die Thüre. Ihrer Meinung nach hatte sich der Liebhaber in der zweiten Hälfte des Unternehmens doch ganz wohl benommen und seine anfängliche Zaghaftigkeit wieder gut gemacht. Als sie ihn nun wiederum entlassen sollte, ohne mit ihm zur Sache gekommen zu sein und seine Seele durch Mittheilung ihres Plans beruhigt zu haben, fühlte sie einen Antrieb ihn zu entschädigen; sie umfaßte ihn, und gab ihm einen Kuß voll inniger Zärtlichkeit, machte sich auch nichts daraus, daß er ein wenig hörbar endete — was fragte sie nach den Leuten? Dem Schneider hätte dieser Kuß bei anderer Gelegenheit wundersam gemundet; jetzt würdigte er seine Süßigkeit nur halb, denn noch immer waltete in ihm der Drang, hinaus zu kommen in die Freiheit! — Er gab der Geliebten rasch

die Hand, sagte Gutnacht und schritt vorsichtig über die Stufen in den Hof.

Die Bäbe schloß die Thüre, ging in die zu ebener Erde befindliche Küche, machte Feuer, und bei der Ankunft der Pfarrerin war der Thee fertig. Als sie derselben die Gefäße überreichte, glaubte sie durch den Ernst ihres Gesichts eine gewisse Schadenfreude durchblicken zu sehen. Dies bestärkte sie in ihrem Argwohn und sie machte sich auf eine bezügliche Anrede gefaßt. Die Pfarrerin sagte indeß nichts als: „Gut, nun kannst du wieder zu Bett gehen," und entfernte sich. Während der alte Herr trank, wandelte die Bäbe still in ihre Kammer zurück; und nach Verfluß einer halben Stunde herrschte die vollkommenste Ruhe im Hause. Dem Pfarrer hatte der Thee die Wohlthat des Schlummers verschafft, der Pfarrerin die gelungene Verhinderung des Aergernisses, der Bäbe ihre gesunde Natur und der Entschluß, muthig allem zu begegnen, was das Geschick gegen sie im Schilde führen mochte.

Anders endete das Abenteuer für den Schneider. — Als dieser durch das Hofthor unangefochten auf die Gasse gelangt war, athmete er tief auf und kostete von Grund aus das Glück der Rettung. Daß das Aergerniß seines Betroffenwerdens bei der Pfarrmagd vermieden worden war, konnte er nicht dankbar genug bewundern und preisen. Er ging vorwärts und sog in durstigen Zügen die frische Luft ein. Mit jedem Schritte fühlte er sich ruhiger, gesicherter, glücklicher. Der abnehmende Mond schien ihm in's Gesicht; aber das unter gewissen Umständen so seltsam wirkende, tiefromantische Gefühle ins Innere schauernde Licht machte auf den Erlösten nur einen erfreulichen Eindruck.

In die Hauptgasse einbiegend und im Schatten der Gebäude hinschlendernd ward er frei von den letzten Spuren

der Erregtheit, und seine Seele ging zurück in die Erlebnisse des Abends. Er vergegenwärtigte sich diese so deutlich, daß er sie ordentlich wiedererlebte. Er kam an im Hof und im Pfarrhaus; er ward in die Kammer getragen; er saß neben der Geliebten auf dem Schrein! — Hier blieb die Phantasie haften. Es war doch schön, als er so neben ihr saß! — und daß sie so gestört wurden, fatal, über alle Maßen fatal! — Am Ende — was hatten sie denn vor? — Sie wollten sich heirathen; und weil man sie nicht zusammenließ, wollten sie berathen, was sie zu thun hätten, um doch an's Ziel zu gelangen! — Kann man etwas Besseres thun, als sich heirathen? — Wenn man sich aber heirathen will, dann muß man doch nothwendig vorher ein paarmal zusammen kommen und mit einander reden, und zwar allein und ungestört mit einander reden! —

Als seine Gedanken diesen Lauf genommen hatten, fand es Tobias schwer begreiflich, daß die Menschen zweien Liebenden aus ihrem heimlichen Zusammensein ein Verbrechen machen wollten. Ja, er fand es impertinent und lächerlich. Daß man sich heirathe, und zwar aus Liebe heirathe, das verlangt man! Wenn aber dann Zwei, die sich gern haben, das thun, was nothwendig geschehen muß, damit das Heirathen vor sich gehen kann, dann soll das eine Missethat sein, als ob man einen hätte umbringen wollen! — Ein offenbarer Unsinn!" —

Unser Bursche, auf dieser Höhe der Betrachtung angelangt, empfand die von den Liebenden aller Zeiten beklagte Anmaßung der Welt so tief — er war von der Wahrheit, daß andere Leute hier eigentlich gar nichts drein zu reden haben, so gänzlich überzeugt, er war so voll von seinem Recht, die Bäbe zu lieben, und zu ihr zu gehen und glücklich zu sein, daß er sich nicht mehr begnügen konnte, bloß stille Gedanken

zu bilden, sondern laut und mit kräftiger Betonung ausrief: „Donnerwetter! ich möcht' wirklich wissen, wen das was anging!"

Auf einmal bekam er von hinten eine Ohrfeige, daß ihm für den Moment Hören und Sehen verging. Rasch folgten zwei andre nach und eine Stimme voll Wuth und Hohn rief: „Da, du Racker! Ich will dir zeigen, wen das was angeht!" — Es war der alte Schneider. —

Tobias, durch die Stimme wieder zu sich gebracht, fühlte über die erlittene Beschimpfung einen Zorn, der sogar über seinen Schrecken Herr wurde; sich schnell umdrehend streckte er dem Alten, der die Hand wieder erhob, den Arm entgegen, stieß ihn seinerseits unter das Kinn und rief ergrimmt: „Ich bin kein Bub' mehr! Ich laß mich nicht schlagen!" — „So," rief der Alte, durch diese Abwehr völlig rasend gemacht, „du läßt dich nicht schlagen? Das wollen wir sehen!" — Und, seinem tiefsten Gefühl nach doppelt und dreifach zu einer exemplarischen Abstrafung berechtigt, fiel er über den rebellischen Sohn her, faßte ihn, warf ihn zu Boden und zerdrosch ihn auf's jämmerlichste. Tobias, von der ungeheuren Uebermacht bewältigt, konnte nichts thun, als in ohnmächtigem Grimm und Schmerz dumpf stöhnen — und leiden als der ärmste aller Menschen. —

Der alte Schneider hatte in der Freude seines Herzens im Wirthshaus fortgetrunken und war bis nach elf Uhr geblieben. Als er gemüthlich heimging, begegnete ihm ein junger Mensch, der mit ihm verwandt war und den er in seinem Behagen scherzend fragte: „Nun Hans, was streichst denn du noch auf der Gass' herum? Kriegt etwa die Ev' noch eine Visit'?" — „Das könnt' ich nicht sagen, Vetter," entgegnete der Bursch, indem er ihm spöttisch lächelnd ins Gesicht sah; „es sind nicht alle Leut' so keck, wie Euer Tobias! — Wißt

Ihr, wo der ist?" — Nun, versetzte der Schneider, „ich kann mir's denken. Er macht's halt wie die Andern!" — „So?" erwiderte der Bursch, „es ist Euch also recht, Vetter, daß er zu der Pfarrmagd geht?"

„Was," rief der Schneider auffahrend, „bei der Pfarrmagd ist er?" — „Allerdings; ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sie ihn zur Hausthür hineingelassen hat!" — „'s kann nicht sein," schrie der Alte. „Du hast dich versehen!" — „Nun," entgegnete der Bursche ruhig, „Ihr könnt ja passen, bis er wieder heraus kommt — wenn's Euch nicht zu lang dauert. — Gutnacht, Vetter!" Er ging behaglich weiter. Der Alte war durch den Gedanken, von dem Sohn aufs neue und mit so ausstudirter Tücke genarrt zu sein, fast bis zur Sinnlosigkeit aufgebracht. Er faßte den Entschluß, auf den Schändlichen zu warten, wenn er auch bis zum lichten Morgen warten und dastehen sollte, und ihm dann das Bad ordentlich zu gesegnen.

Doch es ging besser als er dachte. Ueberraschend bald sah er von der Ecke der Haupt= und der Quergasse, wo er sich aufgestellt hatte, Tobias aus dem Pfarrhof schleichen, wodurch seine Wuth freilich nicht gemindert wurde. Er eilte voraus, stellte sich in einem Winkel hinter seinem Nachbarhaus auf und lauerte mit geballten Fäusten, um auf sein Schlachtopfer hervorzustürzen.

Er schlug, bis der Zorn in ihm völlig satt war — mehr als genug für Tobias. Als er endlich nachließ, erhob sich der Gezüchtigte mit Mühe, und stieß, vor Wuth und Scham heulend, die Worte aus: „Das ist schändlich! Ich geh' nie mehr in dein Haus! Fort! Laß mich fort!" — „Du gehst mit mir," versetzte der Alte mit dem Tone der Allgewalt, faßte ihn mit seiner Rechten, wie mit einem eisernen Haken, und zog ihn mit sich. Anfangs stemmte sich der Arme, dann

ließ er sich zerren und endlich ging er wie ein Lamm ins Haus. Todmüde, in jedem Betracht gemartert und zerschlagen, hatte er kein anderes Verlangen mehr, als zu Bette zu gehen, und tappte und taumelte in seine Kammer. Nachdem er noch eine Weile schmerzlich athmend sein ganzes Elend empfunden hatte, erbarmte sich der Schlaf über ihn, und tauchte ihn und sein Leid in's Meer der Bewußtlosigkeit.

## IV. ~~VI.~~

Es gibt Menschen, denen alles hingeht; sie wagen unbedenklich das Keckste, und es gelingt ihnen; sie greifen rücksichtslos durch, ohne sich im Geringsten um die Ansprüche Anderer zu kümmern, und werden nicht zur Rechenschaft gezogen. Während ihre Ueberschreitungen ohne Ahndung bleiben, ist ihre Kühnheit zuletzt mit Genuß und Ruhm gekrönt. Müßten sie Strafe leiden, sie würden sich nichts daraus machen — aber sie werden nicht gestraft; es ist, als ob sie einen Freibrief erhalten hätten oder die ausübende Macht der Gerechtigkeit Scheu trüge, sich mit ihnen einzulassen.

Andere dagegen verfolgt die Nemesis unerbittlich. Die geringste Abweichung von der Linie des Gesetzes wird gerächt; eine kleine Schelmerei wird als Vergehen, ja als Verbrechen behandelt; erdreisten sie sich aber einmal eines kühnern Wagnisses, dann wirft die Göttin, gleichsam empört über solche Anmaßung, ihre schärfsten Geschosse gegen sie und stürzt sie erbarmungslos in den Abgrund der Schmach und der Schmerzen. Und sie begnügt sich nicht mit der einmal verübten Rache; sie läßt aus dem Leid sich Leid erzeugen, sie weidet sich an dem Opfer und scheint der Verfolgung gar nicht satt werden zu können. —

Tobias schlief ununterbrochen bis zum hellen Morgen. Als er erwachte, hatte er ein dumpfes Gefühl von körperlichem und geistigem Weh. Er erinnerte sich die Erlebnisse der vergangenen Nacht traten vor seine Seele bis zum letzten, und die erlittene Schmach ging ihm siedendheiß durch den Leib. Er athmete schwer und sah, auf's tiefste gekränkt und gequält, vor sich hin.

Von den Empfindungen, die in schmerzender Verwirrung durch seine Seele gingen, blieb zuletzt eine stehen. Er hatte etwas erfahren, das sich niemand gefallen lassen darf, wenn noch ein Funke von Ehrgefühl in ihm ist. Eine solche Behandlung durfte nicht mehr vorkommen, er durfte sie nicht dulden — und wenn alles zu Grunde ging! — Aus der Pein und der Entrüstung erhob sich ein Geist des Trotzes in ihm; ein Durst nach Rache erfaßte ihn, und er befriedigte sein Gemüth nur durch den festen Entschluß: nun auf keinen Fall nachzugeben, sondern der Bäbe treu zu bleiben, und wenn sich die ganze Welt darüber zu Tod ärgerte!"

Das Aergste war geschehen. Der Vater hatte ihn gezüchtigt wie einen Buben, hatte ihn über alle Begriffe schmählich tractirt. Was konnte ihm jetzt noch widerfahren? Was hatte er noch zu verlieren? — Jetzt gings in Einem hin, was noch geschah. Auf etwas mehr oder weniger Schande und auf etwas mehr oder weniger Schläge kam's jetzt nicht mehr an.

Die Wahrheit war an den Tag gekommen und nicht mehr zu vertuschen. Keine Ausrede, keine Lüge half mehr. Jetzt galt es, bei der Wahrheit zu bleiben und auszuhalten und gradaus vorwärts zu gehen.

Für ihn gab es jetzt nur noch Eine Pflicht in der Welt. Die Leute hatten ihren Spott mit ihm und ärgerten ihn; der Vater und der Bruder verachteten ihn und thaten ihm

Böses an, so viel sie konnten; nur die Bäbe hatte ihn gern — sie hielt alles auf ihn und schätzte ihn so hoch mit allen seinen Fehlern. Sie war die einzige Seele, die's wirklich gut mit ihm meinte — die einzige auf der ganzen Welt! Von ihr nicht zu lassen, ihr anzuhangen, und ihr alles Liebes und Gutes zu thun, was er nur vermochte, das war das Einzige, was er jetzt noch zu thun hatte.

Thränen füllten die Augen des guten Burschen, als er in der Hülle und Fülle seiner Schmach an die Liebe der Bäbe dachte, an die Freundschaft und die Güte, die sie ihm bis jetzt bewiesen hatte. In der Rührung seines Herzens erneuerte er das Gelöbniß der Treue mit feierlichen Betheurungen und faßte wiederholt den Entschluß, um ihretwillen alles zu dulden, was der Teufel ihm auch noch anthun mochte! — Und nun, in dieser Verfassung schämte er sich nur der Scham und der Furcht vor den Leuten. Daß er im Pfarrhaus solche Angst hatte und daß er so froh war, es im Rücken zu haben, — das war elend von ihm! Die Bäbe riskirte so viel für ihn, und er selbst wollte nur immer gut wegkommen und trachtete, wenn's gefährlich wurde, nur immer darnach, weit davon zu sein! Nicht dafür, daß er den Vater angelogen, wohl aber für dieses schlechte Benehmen hatte er die Schläge gar wohl verdient. —

Solche Gedanken und Empfindungen übten schließlich auf den Burschen eine tröstende, stärkende Wirkung. Der Vorsatz, unbedingt alles auszuhalten um der Geliebten willen, und das Gefühl, ihrer dadurch immer würdiger zu werden, warfen einen veredelnden Schein auch auf die bisher erduldete Schmach; sie beruhigten ihn und gaben ihm Haltung, sogar eine Art von Würde. — Er kleidete sich an und ging hinunter in die Stube.

Bei dem Vater, der auf der Bank saß, stand die Wal-

purg; Tobias konnte, ohne sich etwas zu vergeben, guten Morgen sagen, und er that es mit ruhigem Ernst, und möglichst in der hergebrachten Weise. Die Haushälterin dankte freundlich, und sogar der Alte gab mit geschlossenen Lippen eine Art Laut von sich, der als eine Erwiderung gelten konnte. Man rief den Kasper von der Kammer und aß die Morgensuppe. — Der alte Schneider, als er frühmorgens neben dem schnarchenden Kasper erwachte, hatte doch eine gemischte Empfindung. Der Sohn hatte eine Züchtigung verdient, das war augenscheinlich; aber die Art, wie er sie ihm angedeihen ließ, war doch sehr stark. Er hätte ihm ein Glied abschlagen können und mußte jetzt nur froh sein, daß es nicht geschehen war. Ein verwünschter Handel, und ein Elend, so einen Menschen zum Sohn zu haben! — In den Tiefen seiner Seele über den Ungehorsam und den Betrug entrüstet, andrerseits aber von der Thatsache erfüllt, daß er's ihm doch infam eingetränkt habe, wußte er jetzt nicht recht, was er thun sollte, und griff auch seinerseits zu dem Auskunftsmittel, seine Gefühle hinter tiefernsten Mienen zu verbergen.

Daß der Alte und Tobias „solche Gesichter machten," fiel der Walpurg auf; allein sie hatte, im ersten Schlafe liegend, von dem Auftritt auf der Gasse so wenig vernommen, wie der Kasper, und wenn sie nun auch denken mußte, daß die beiden wieder einen „Stuß" mit einander gehabt, so war ihre Seele doch weit entfernt, die Wahrheit zu errathen.

Nachdem die Löffel am Tischtuch abgewischt und in die Tischlade gelegt waren, ordnete der Vater die Arbeiten des Tages an und die ganze Familie begab sich auf die Wiese. Hier führte Tobias seinen Theil regelmäßig aus, indem er den Ernst und die würdige Ruhe, die er angenommen hatte, zu behaupten wußte. Der Alte, nachdem er ihn einmal prüfend von der Seite angesehen, schüttelte den Kopf. Er be-

griff nicht, wie der Bursch zu einem Gesicht kam, das mit sich und seinem Schicksal zufrieden schien. Er hatte gemeint, er würde heut noch viel schlimmer aussehen, als nach dem Auftritt im Garten; und jetzt schien er völlig getröstet zu sein! Sogar eine gesunde Farbe hatte er, und bewegte seine Glieder ganz leicht — an nichts konnte man sehen, was ihm gestern passirt war. — Nach dem letzten Gedanken erhellte sich übrigens das Gesicht des Alten in einem eigenen Lächeln. Es war ihm eingefallen, daß er nach den ersten Ohrfeigen dem zu Boden Geworfenen hauptsächlich die Schultern und den Rücken der ganzen Länge nach bearbeitet hatte und demgemäß die Folgen der Züchtigung von den Kleidern bedeckt sein mußten. —

Während in der Schneiderfamilie die Beziehungen so hinliefen, hatte im Pfarrhaus eine entscheidende Scene statt.

Die Bäbe war früh aufgestanden und zur Bereitung des Frühstücks in die Küche gegangen. Das Bewußtsein, sich etwas Ungewöhnliches herausgenommen zu haben und deßwegen zur Rede gestellt werden zu können, äußerte sich in einer eigenen Mischung von Ergebung und Gefaßtheit. In ihrem Bette erwachend, hatte sie die Vorgänge der gestrigen Nacht erwogen, und es war ihr möglich, ja wahrscheinlich vorgekommen, daß die Pfarrerin nichts Bestimmtes wußte, sie nicht wirklich gesehen, sondern nur etwas gehört und etwas geargwöhnt hatte. In diesem Falle war ihr nicht nur im eigenen Interesse, sondern auch um des Geliebten willen ein bestimmtes Benehmen vorgezeichnet, und sie beschloß es genau einzuhalten.

Wie sie dem geistlichen Ehepaar den Kaffee in die Stube brachte, grüßte sie wie sonst, und nur die Pfarrerin, deren Augen durch Einsicht geschärft waren, bemerkte im Ton eine größere Weichheit und im Gesicht einen Schein von Weh-

muth. Der alte Herr war aufgeräumt. Er befand sich körperlich wohl, und in diesem Zustand war er nicht nur munterer, sondern auch noch gutmüthiger als gewöhnlich, namentlich aufgelegt, Andere durch Lob zu erfreuen. Mit der würdigen Freundlichkeit eines Herrn und Seelenhirten begann er: „Der Thee ist dir gestern gerathen, Bäbe; er ist mir ganz gut bekommen; ich habe vortrefflich darauf geschlafen und vom Husten ist keine Spur mehr da.“ — Mit einem Erröthen, das der Geistliche für die Wirkung seiner Anerkennung nahm, erwiderte das Mädchen: „Das freut mich, Herr Pfarrer! — Mühe hab' ich mir gegeben!“ — „Hast aber auch aufstehen müssen,“ fuhr der alte Herr fort, „aus dem ersten Schlaf!“ — „O,“ versetzte die Bäbe, „das ist meine Schuldigkeit. Und für den Herrn Pfarrer würd' ich mit Freuden ganze Nächte durch wachen, wenn's sein müßt'!“ — Durch diese Huldigung befriedigt, nickte der Geistliche, während die Pfarrerin mit sonderbaren Augen vor sich hin sah.

Nach dem Frühstück begab sich der Herr in seine Studirstube, recht erheitert durch den Gedanken, daß es eben doch noch gute, wackere, aufmerksame Leute und treue Dienstboten gebe. — Die Pfarrerin dagegen sagte zu der Gerühmten, als sie das Geschirr hinaustragen wollte: „Ich hab' mit dir etwas zu reden, Bäbe.“ — Das Mädchen stellte das Kaffeebrett wieder auf den Tisch, und bot alles auf, den Effect dieser Worte auf ihr Gemüth nicht sichtbar werden zu lassen. Die Frau stellte sich vor sie hin, sah sie an und begann: „Nun, sagt dir dein Gewissen nichts?“ — „Mein Gewissen?“ entgegnete die Bäbe mit großer Verwunderung. — „Ich sollt's meinen,“ versetzte die Frau. Und mit strengem Ausdruck fuhr sie fort: „Du hast gestern Nacht einen Burschen in's Pfarrhaus gelassen!“ Das Mädchen zuckte unmerklich, faßte

sich aber im Moment und schien höchlich überrascht und schmerzlich befremdet zu sein. Mit der Miene einer unbegreiflich Angeklagten erwiderte sie: „Frau Pfarrerin, wie können Sie denken —.“ — „Läugn' es nicht,“ unterbrach sie die Frau; „ich weiß es!“ — Noch hielt die Bäbe Stand. Die Sorge für den Geliebten und für ihr Verhältniß schien ihr eine viel höhere Pflicht zu sein, als Aufrichtigkeit, und muthig antwortete sie: „Ach, Frau Pfarrerin, das muß Ihnen geträumt haben! So wahr ich —.“ — „Schweig,“ sprach diese mit heftigerm Ton, „und lüg' nicht! Ich habe es durch's Schlüsselloch mit meinen eigenen Augen gesehen, wen du in deine Kammer getragen hast.“ — Das machte freilich dem Läugnen und zunächst auch dem Reden ein Ende. Von Röthe übergossen, mit athmendem Busen, aber trotzdem noch mit einer gewissen Haltung stand die Entlarvte da und schwieg. „Bekenn' es,“ rief die Pfarrerin gebieterisch, mit leuchtenden Augen, — „oder du mußt mir im Augenblick aus dem Haus!“ —

Nun sah die Bäbe den Moment gekommen, wo die Versicherung der Unschuld nicht mehr am Ort, vielmehr ein offenes Bekenntniß in jeder Hinsicht erfordert war. Mit reuigem Gesicht, mit feuchten Augen und weichem Ton begann sie: „Frau Pfarrerin, ich will's Ihnen gestehen, ich hab' mich vergangen, und bitte Sie um Verzeihung! Aber mein Fehler ist nicht so groß, wie Sie vielleicht denken. Der Tobias hat mich gern in allen Ehren, er will mich heirathen, aber sein Vater will's nicht leiden, und wir haben eben keine andre Gelegenheit gewußt, wo wir uns ruhig über diese Sache berathen können. Sie dürfen mir's glauben, Frau Pfarrerin, es ist nichts geschehen —.“ — „Ich glaub' dir's schon,“ fiel die Frau ein, indem ein kaum merkbares Lächeln um ihre Lippen spielte. Mit erneuter Strenge fuhr sie dann

aber fort: „Was du gethan hast, ist unrecht genug. — Wenn es nun der Herr gesehen hätte? Du kennst ihn. Dieser Unfug in seinem Haus wäre für ihn die größte Kränkung gewesen — er hätte vor Zorn und Kummer gar nicht gewußt, was er anfangen sollte. Und wenn's nun jemand anders gesehen hätte, und es würde bekannt, daß die Pfarrmagd des Nachts Liebhaber zu sich einläßt — was würde man im Dorf sagen, und was würde man von uns denken?" — Das Mädchen war durch diese Worte ernstlich getroffen, und mit aufrichtiger Bewegung erwiderte sie: „Ach ja, Frau Pfarrerin, ich seh's ein, ich hab' recht gefehlt! Aber man überlegt halt nicht alles!" — „Das seh' ich," entgegnete die Frau. Nach kurzem Bedenken sagte sie: „Nun horch! Ich will kein Aufsehen machen und kein Gerede veranlassen. Du bleibst bis zum Ziel und suchst dir unterdessen einen andern Dienst — in einem andern Ort." Die Bäbe sah wehmüthig ergeben vor sich hin. „Ich seh's ein, daß Bitten mir jetzt nicht mehr helfen würden. — Es soll geschehen." — „Bis dahin," fuhr die Pfarrerin fort, „kommt so etwas in meinem Haus nicht mehr vor." — „O Frau Pfarrerin," rief das Mädchen, „ich versprech' Ihnen —." — „Ich will schon auch selber sorgen," versetzte die Frau. „Der Hausschlüssel bleibt künftig in meiner Verwahrung." — Ein leichtes schmerzliches Lächeln flog über die Züge der Magd, die aber alsbald ruhige Fassung zeigten.

Die Pfarrerin fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Es ist mir sehr unlieb, daß ein Mädchen, die durch mich in's Dorf gekommen ist, einen jungen Burschen verlockt und Unfrieden in eine Haushaltung gebracht hat. Der alte Schneider will seinen Sohn mit der Tochter des Bachwebers verheirathen — ich weiß es von guter Hand. Und nun kommst du und machst den Sohn ungehorsam gegen den Vater und

stiftest Händel an zwischen ihnen! — Du würdest wohl daran thun, diesen Liebeshandel ganz und gar aufzugeben. Der Eber ist nicht der Mann, dem Tobias seinen Willen zu lassen, und der, obwohl er gestern gezeigt hat, daß er auch frech sein kann, wird nicht im Stande sein, etwas gegen ihn durchzusetzen. Du solltest das einsehen und den jungen Menschen überhaupt gehen lassen, nicht nur so lang du noch bei mir bist, wo sich's von selber versteht!" — „Frau Pfarrerin," erwiderte die Bäbe mit bescheidenem Ernst, „nehmen Sie mir's nicht übel — aber das kann ich Ihnen nicht versprechen. Ich will alles thun, was Sie verlangen. Ich will dem Tobias nicht nachgehen, und in das Pfarrhaus und in den Pfarrhof soll er um meinetwillen nicht mehr kommen. Aber wenn er mich zum Weib haben will, dann kann ich nicht zu ihm sagen: geh und heirathe die Weberstochter, weil's dein Vater verlangt! Der Vater meint, weil die Andere mehr Geld hat, darum wär' sie besser. Aber ich kann etwas, das auch Geld werth ist, und es ist sehr die Frag', ob er mit mir nicht weiter kommt, als mit der Andern, — von der Lieb', die er nun einmal zu mir hat, gar nicht zu reden. — Ich muß mir jetzt alles gefallen lassen, was mir geschehen ist; aber was mein Verhältniß zum Tobias angeht, Frau Pfarrerin, da will ich nichts dran ändern, weder so, noch so. Vielleicht geht's doch noch anders, als man jetzt denkt!" — Die Frau versetzte: „Ich kann dich nicht zwingen, meinen Rath anzunehmen, und will mich in deine Angelegenheiten nicht mischen. Handle, wie du's vor deinem Gewissen glaubst verantworten zu können. Aber so lang du bei mir bist, kommst du mit dem Burschen nicht mehr zusammen, weder im Pfarrhaus noch anderswo. Das verlang' ich von dir. — Später kannst du's halten, wie dir's beliebt." — Nach einem

Moment setzte sie hinzu: „Trag' das Geschirr jetzt hinaus — die Sache ist abgemacht."

Die Bäbe ergriff das Kaffeebrett und wollte die Stube verlassen. „Noch eins!" rief die Frau. „Ich brauch' dir nicht erst zu sagen, daß von dem, was passirt ist, nichts bekannt werden darf!" — „O," antwortete das Mädchen, „ich habe keine Ursach', davon zu reden!" — „Aber der Bursch?" — „Der wird nicht davon schnaufen," erwiderte die Bäbe mit halbem Lächeln; „dafür steh ich gut." — „Um so besser," versetzte die Frau. „Dann können wir hoffen, daß es für jetzt aus ist." —

Der alte und der junge Schneider gingen den ganzen Tag um einander herum, indem sie nur das Nöthigste mit einander sprachen und dabei möglichst vermieden, sich ins Gesicht zu sehen. Beim Abendessen war die Familie stumm; jedes machte sich seine Gedanken. Das Gesicht des Alten drückte Unschlüssigkeit und Unzufriedenheit aus; man sah, daß ihn etwas plagte. Nach dem Tischgebet ging er in den Hof, Kasper folgte, die Walpurg begab sich in die Küche und Tobias war allein. Von der Arbeit müde, lehnte er sich in eine Ecke und gab sich seinen Gedanken hin. Er hatte eine Empfindung, die fast ans Angenehme streifte. Mit seinem Verhalten den Tag über konnte er nur zufrieden sein. Er war nicht davon gelaufen — was er schon der Bäbe wegen nicht durfte! — aber er hatte sich nicht schwach gezeigt, und es war ihm, als ob jetzt der Alte sich schämte und sich vor ihm scheute. Die Sache konnte nun von selber eine ganz andere Gestalt bekommen. Und wenn das geschah, war ihm doch eigentlich aus den Schlägen das Heil erwachsen! — Allerdings war die Lage, in der er sich befand noch ungewiß und dunkel; aber in das Dunkel fiel der Schein begründeter

Hoffnung, und darum füllte sein Herz ein düsterwohles Gefühl, dem er sich in der Dämmerung gern hingab.

Aus dem traumhaften Zustand weckte ihn der alte Schneider, der allein zurückkam. Diesem war es schon seit einigen Stunden im Kopf herumgegangen, daß die Sache so nicht bleiben könne und daß er mit dem Burschen reden müsse, um zu sehen, wie sie nun eigentlich mit einander ständen. Einen Theil des Tages hatte er wirklich Scheu getragen, den wunden Punkt zu berühren; aber nach und nach war ihm das Gefühl der väterlichen Gewalt wiedergekommen; er sagte sich, daß dem Burschen gestern nur Recht geschehen sei und daß er das begonnene Werk, wenn auch mit andern Mitteln, heute fortsetzen müsse.

Als er den Sohn in der dunkelnden Stube sah, schien ihm der rechte Moment gekommen. Durch keine Erinnerung mehr befangen, trat er gegen ihn vor und sagte: „Es ist gut, daß ich dich allein treff'. Wir zwei haben noch was miteinander auszumachen." — Tobias erhob etwas betroffen den Kopf; aber die Wirkung der Anrede war nicht, wie sie der Vater erwartete. Mit einem gewissen Humor erwiderte der Bursche: „So? — Noch was?" — Der Alte, die Entgegnung verstehend, lächelte spöttisch. „Du meinst," versetzte er auf ihn herabsehend, „ich wär' schon fertig mit dir?" — „Allerdings!" antwortete der Sohn. „Vorderhand hätt' ich gemeint —." — „Weder vor der Hand, noch nach der Hand," unterbrach ihn der Alte mit Schärfe. „Was dir gestern passirt ist, das ist nur die Strafe gewesen für deine unverschämte Heimtücke. Hat man je so was gesehen? Mir sagen, daß es mit der Person aus sei, zum Schein folgen, zur Sibylle gehen und um's Haus herum zur Pfarrmagd schleichen — ist das nicht schändlich?" — „Du willst's ja nicht anders haben," entgegnete Tobias seinerseits anklagend. „Du

weißt, daß ich die Sibylle nicht mag, und doch nöthigst du mich zu ihr hin und willst mich fressen, wenn ich nicht gleich geh! Was bleibt mir da anders übrig, als dir was vorzumachen?" — „Sauber, das muß ich sagen!" erwiderte der Alte. „Also wenn der Vater nicht gleich thut, was der Sohn in seiner Dummheit verlangt, dann darf ihn der für'n Narrn halten, und an der Nase herumführen?" — „Er kann eben dann nicht anders," versetzte Tobias, „und es geschieht eben!" — „Halt's Maul," rief der Alte entrüstet, „und laß das einfältige Geschwätz!" — Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich habe aber doch recht gehabt neulich? Die Person ist doch wieder an dich gekommen, trotz ihrem Schimpfen? Der „miserable Kerl" ist ihr nun wieder gut genug? — Das ist die rechte Waar'!" — „Die Bäbe," entgegnete Tobias mit dem Ernst eines verletzten Gemüths, „hat gehandelt wie ein braves Mädchen. Sie hat mir verziehen, weil sie erfahren hat, daß ich ihr im Herzen doch treu geblieben bin, wie's auch wahr ist. Die Bäbe ist das beste Mädchen von der Welt, sie hat mich lieb, sie thut alles für mich — sie allein meint's gut mit mir, sonst niemand. Und das Mädchen lass' ich nicht, die muß mein Weib werden, und wenn die ganze Welt des Teufels wird. Ich lass' mir's nun einmal nicht nehmen, ich thu's nicht anders — und damit Punktum!"

Der Alte hatte diese Rede, in welcher sich Tobias zum Gipfel des Muthes und Trotzes hinaufsteigerte, mit einer Anwandlung von Schrecken gehört, wie man ihn empfindet, wenn man jemand plötzlich gegen alle bisherige Gewohnheit und Natur handeln sieht. Er betrachtete ihn mit immer größer werdenden Augen von oben bis unten und nur durch Schnaufen erleichterte er sein Herz. Endlich fand er Worte und rief: „Dahin ist's gekommen! — Ich hab' dir also die Narrheit noch nicht ausgetrieben?" — „Im Gegentheil erwiderte

der jetzt im Zuge befindliche und von der Wirksamkeit seines Verfahrens überzeugte Bursch; „hineingetrieben hast du's in mich, nicht ausgetrieben!“ — Das war zuviel — es war nicht nur Trotz, sondern Hohn! Bebend vor Zorn stellte sich der Alte vor den Rebellen hin und rief: „Jetzt horch, ich will dir was sagen! Ich hab' dir gestern gezeigt, wie man's ungerathenen Buben macht, auch wenn sie so alt sind wie du bist. Aber das ist noch nicht das Beste gewesen, ich kann's noch ganz anders! Und wenn du mich erzürnst —!“ Seine rechte Hand ballte sich und seine Augen sprühten Feuer, als ob er den Burschen verbrennen wollte. Dieser, der sich erhoben hatte, entgegnete jedoch fest und nachdrücklich: „Du bist mein Vater, du bist stärker als ich, und du kannst mich schlagen. Ich kann nichts dagegen thun und muß es mir gefallen lassen. Aber das sag' ich dir: wenn du mich todt schlägst, lass' ich die Bäbe nicht. Dann erst recht nicht!“ — Dies war mit einem Ausdruck von Märtyrer-Entschlossenheit gesprochen, daß der Alte erstarrte und verstummte. Er sah ihn an wie einen, mit dem's nicht richtig ist, gegen den man aber ebendeßwegen vorderhand nichts machen kann, und erwiderte nur: „Gut, das wollen wir sehen!“ — Und Tobias versetzte keck: „Ja, das wollen wir sehen!“

Die Walpurg erschien mit der brennenden Ampel — eine Unterbrechung, die dem Alten lieber war als dem Sohn. Das Weib machte ein sonderbares Gesicht. Sie hatte die zankenden Stimmen gehört und war halb aus Neugierde, halb um einen schrecklichen Auftritt zu verhindern, in die Stube gegangen, stellte sich aber nun, als ob sie von nichts wüßte. Sie suchte den Alten durch häusliche Fragen auf andere Gedanken zu bringen, verlor die Geduld nicht, als dieser sie anschnauzte, und erlangte es endlich, daß er ihr Gehör gab. Nach einer Weile erhob sich Tobias, der sich wieder gesetzt

hatte, wünschte gelassen und wohlwollend Gutenacht und ging in seine Kammer.

Ein erhebendes Gefühl durchdrang ihn. Er hatte mit seinem Vater gekämpft und — gesiegt. Er hatte nichts mehr verheimlicht, ihm nichts vorgespiegelt, sondern ganz ehrlich alles gesagt wie's war — und der Alte hatte nichts darauf machen können! — Sinnend stand er da, plötzlich glänzte er in einem Lächeln, wie ein Mensch, der auf's angenehmste überrascht ist. Was die Bäbe von ihm verlangt, und er für ganz und gar unthunlich gehalten, das war ja nun doch geschehen — und ohne daß er's drauf angelegt hatte! Er hatte dem Vater gesagt: die Sybille mag ich nicht, ich will die Bäbe — und der Vater hatte zwar gethan, als ob er ihn fressen wollte, aber es zuletzt doch schön bleiben lassen! — Ja, die Bäbe hatte recht, die war gescheidt und kannte die Menschen! Aber er hatte sich auch viel besser benommen, als er sich's zugetraut: er war denn doch der armselige Kerl nicht, für den er sich selber gehalten, sondern es steckte noch was ganz anderes in ihm! — Der Anfang war gemacht, er war auf dem rechten Weg, und nun gings weiter an's Ziel — da war kein Zweifel mehr.

Er legte sich vergnügt zu Bette und schlief bis zum lichten Morgen.

Als er erwachte, hatte sich die Sonne, durch dünne Wolken scheinend, bereits eine ziemliche Strecke über den Horizont erhoben. Es war indeß Feiertag, er konnte sich noch im Bette dehnen, und er that es. Seine Glieder waren von Schmerzen beinahe ganz frei, und ein Lächeln entlockte es ihm, als er zwei Mäler an seinem Oberarm, die gestern noch blau gewesen waren, heute schon ins Grünliche übergehen sah. Er wußte aus Erfahrung, daß sie dann bald ganz verschwinden und nichts mehr übrig bleiben würde, als die guten Folgen. —

Während er sich anzog, kam ihm der Gedanke, ob er nicht seine günstige Stellung benutzen und dem Alten sogleich die Einwilligung zur Heirath mit der Geliebten abnöthigen solle. Es kam ihm nicht ganz unmöglich vor, daß er am Ende nachgab, wenn er sah, wie viel bei ihm die Glocke geschlagen hatte. — Mit Entschlossenheit ging er hinunter in die Stube.

Der Alte saß allein hinter dem Ofen, und das war günstig. Tobias sagte Gutenmorgen und trat näher. Wie er ihm aber in das erhobene Gesicht sah, fühlte er gleich, daß die rechte Zeit für sein Unternehmen noch nicht gekommen sei. Der Alte sah gefährlich aus. Die Schlappe, die er gestern erlitten hatte, nagte an ihm, er war in tiefen Unmuth versunken. Ruhig saß er da; aber es war eine Ruhe, die ein einziges schiefes Wort in den wildesten Sturm verwandeln konnte. — Nachdem der Sohn dies erkannt, wandte er sich, stimmte sein Triumpfgefühl herab und ging still mit ehrbarer Miene hin und her, indem seine Stimmung wieder eine bedrückte zu werden begann.

Die Glocken erschollen vom Thurm. Er zog seinen Tuchrock an und setzte seinen Schaufelhut auf, um in die Kirche zu gehen. Sein Inneres erfüllte sich mit resignirtem Ernst, und er war sehr geneigt, andächtig zu sein, wie irgend einer der ledigen Bursche. Auf dem Wege begegnete ihm jedoch ein Bekannter, der auf seinen Gruß mit auffälliger Miene dankte. Es war ein guter Mensch, aber jetzt lächelte er fast so, als ob er ihn auslachte. — Nicht lange, so ging einer seiner frühern Widersacher an ihm vorüber. Dieser zeigte ein Gesicht, aus welchem die Schadenfreude ordentlich leuchtete, und Tobias sagte sich augenblicklich: man weiß es!

Darauf war er nicht vorbereitet. Sein Herz fing an zu pochen, Schamröthe übergoß ihn. Wenn es die zwei

wußten, dann wußte es das ganze Dorf — und dann war Spott und Schande nicht zu vermeiden. — Es half nichts, daß er sich die Möglichkeit vorhielt, seine Vermuthung könnte doch irrig sein. Ein drittes Gesicht von einem ältern Verwandten sprach viel zu deutlich. Er täuschte sich nicht. Es war ausgekommen — Gott weiß wie! — Die Leute wußten, daß er Schläge bekommen und warum, so sahen sie aus! —

Mit Gefühlen, die wenig Kirchliches hatten, trat er in das Gotteshaus ein, und ging auf die „Vorkirche“ (Emporkirche) an seinen Platz unter den Ledigen. Er fürchtete, aller Augen würden sich auf ihn richten, sah daher grad vor sich hin und gab sich die größte Mühe, seine Verlegenheit hinter einer feierlichen Miene zu verbergen. Mit dieser seiner Furcht ging er indeß zu weit; denn so wichtig erschien er im gegenwärtigen Augenblick der Gemeinde doch nicht, daß sie nur Augen für ihn haben sollte. Einige mitleidige Blicke von Seiten junger Bursche — das war alles, was er erreichte; und das dauerte nur einen Moment. Als das Lied begann, dachte niemand mehr an den Schneider.

Er fing an sich zu gewöhnen, und sang kräftig mit. Plötzlich traf ihn ein anderer Gedanke. Wenn der Pfarrer selbst etwas wußte und von der Kanzel her seinen Blick auf ihn richtete — oder gar in der Predigt eine Anspielung auf ihn machte, wie das schon vorgekommen war? Und wenn dann erst recht alles auf ihn sah und er dastand wie ein Gerichteter? — Aengstlich und bekümmert folgte er dem Gange des Gottesdienstes. Bei Lesung des Textes ging ihm ein Stich durch's Herz: es war die Parabel vom verlorenen Schaf! Wie leicht war da eine Hindeutung auf ihn! — Er bebte merkbar, und nur mit der größten Anstrengung gelang es ihm, die Empfindungen, die ihn in Bewegung setzten, nicht ganz deutlich werden zu lassen. — Die zweite

Sorge war indessen noch unnützer als die erste. Der Pfarrer hielt eine warme, herzliche Rede, die sich durchaus im Allgemeinen bewegte, und Tobias fing an zu begreifen, daß, wenn seiner darin gedacht worden wäre, dies für ihn nur ehrenvoll hätte sein können.

Viel ruhiger als er sie betreten verließ er die Kirche. Auf dem Heimweg sah er zwar noch einige lächelnde Gesichter, aber die Heiterkeit derselben schien ihm doch viel weniger boshaft zu sein und er empfand sie denn auch viel weniger peinlich. — In einer mittlern Stimmung kam er nach Hause und behauptete dieselbe während des Mittagessens. Später lockte ihn das schöne Wetter in den Garten. Er ging hin und her, setzte sich auf eine Bank unter den dicksten Baum, und in der frischen Luft, unter dem freundlichen Himmel wurde er ruhiger und heiterer. Die Geschichte konnte auch leichter vorübergehen, als er sich dachte; ja, sie konnte sogar zu seinem Nutzen ausschlagen — wer wußte das! —

Eine geraume Zeit verging. Als es vier Uhr schlug, erhob sich in ihm die Frage, ob er ganz zu Hause bleiben oder noch unter die Leute gehen sollte. Das erste war gefahrlos, aber auf die Dauer langweilig; das zweite gewagt, aber ehrenvoller und so oder so unterhaltender. Nach kurzem Besinnen rief er: „Was da! — ich geh' ins Wirthshaus!“

In dunkelblauer Juppe, die Pelzkappe ein wenig auf's rechte Ohr gesetzt, ging er muthig die Gasse hinab. Er suchte munter auszusehen und grüßte ein paar Mädchen, die am Wege standen, lustig, so daß sie ihm verwundert dankten. Als er das Wirthshaus erblickte, wurde er ernster. Die Gefahr, der er entgegenging, kam ihm zum Bewußtsein und er waffnete sich darauf.

Im Tennen traf er das Wirthsmädchen. Diese sah ihn gemüthlich an und sagte: „Die ledigen ‚Burscht‘ sind im Garten.“ Tobias überlegte einen Moment, ob er nicht lieber in die Stube gehen sollte; aber der Muth siegte und er ging durch die Hinterthüre zu seines Gleichen.

Eine frische, heitere Scene bot sich ihm dar. Rechter Hand vor einem Kegelplatz standen junge Leute und versuchten auf der unbedeckten, von den Wirthsleuten stiefmütterlich behandelten Bahn mehr ihr Glück, als ihre Kunst, vollführten aber dabei nur einen um so fröhlichern Lärm. Links an einer Tafel saßen ältere Bursche, die sich mehr an's Trinken des kräftigen braunen Biers und an ergötzliches Gespräch hielten. Die Sonne war über die zarten Wolken, die sie Vormittags schleierartig umzogen hatten, völlig Herr geworden, der Garten stand im herrlichsten Frühsommerglanz, Laub und Gras leuchteten, in den warmen Strahlen erlustigten sich Käfer und Fliegen und oben in der Luft weißbauchige Schwalben, die zwitschernd hin und her flogen und auf und ab tauchten wie in einem Bade. Die Natur war glücklich, und die Menschen so vergnügt, wie es Bauern am Sonntag nur irgend sein können.

In der Unterhaltung der Trinker war eine kleine Ebbe eingetreten; aber im Schweigen saßen die tüchtigen Bursche so behaglich da, wie vorher im Diskurs. Als sie des Tobias ansichtig wurden, belebten sich die braunen Gesichter plötzlich und mehrere Stimmen riefen wie aus einem Mund: „Ah, der Schneider!“ — Es war eine eigene Mischung von Bosheit und Wohlwollen, womit sie den Ankömmling betrachteten; man konnte sagen: sie empfanden Wohlwollen gegen den, der ihrer Bosheit als Opfer entgegenkam! — Als Tobias die Mienen sah, erkannte er sein Schicksal und lenkte seinen Schritt gegen die Kegelbahn. Da öffnete ein breit-

köpfiger, urgesunder, grundvergnügter Kerl an der Schmalseite der Tafel eine Art Wolfsrachen und rief so gutmüthig als möglich: „Schneider, Bruderherz! Da komm her und setz' dich zu uns!" — Tobias zauderte, denn der Bursch, Namens „Leard" (Leonhard) war ein bekannter „Uhzer;" aber dieser fuhr fort: „Laß die Buben kegeln und setz' dich zu deinen Kameraden. Komm, da neben mir ist noch Platz!" — Tobias, in Ermangelung einer Ausrede, folgte willenlos und setzte sich.

Aller Augen wandten sich nun auf Tobias und Leard. Dieser hatte dem Schneider mit seinem Krug aufgewartet und sah, während er trank, vor sich hin. Dann begann er: „Nun sag' mir, Schneider, wie geht's allweil? Ich hab' dich lang nicht gesehen!" Und indem er ihn betrachtete, fuhr er theilnehmend fort: „Du bist ein wenig bleicher als sonst; — ist dir vielleicht etwas zugestoßen?" — Tobias, der allerdings etwas bleicher war als sonst, aber nur, weil er merkte, was der Leard mit ihm vorhatte, versetzte trotzig: „Bah, was sollt' mir zugestoßen sein? Ich wüßt' nicht was!" — Dieser Antwort folgte ein Ausbruch von Heiterkeit, der den Humor des Burschen nicht heben konnte. Leard versetzte: „Nun, nun, zustoßen kann einem immer etwas — für Unglück kann kein Mensch. Man kann verschreckt werden, man kann hinfallen, gefährlich hinfallen —." — „Besonders bei der Nacht," warf ein feiner junger Bursch ein, „wenn's finster ist." — „Ja wohl," fuhr Leard fort; „bei der Nacht ist viel möglich, da hat der Teufel sein Spiel, namentlich wenn man auf Wegen geht, die man noch nicht recht gewohnt ist." Und den Tobias betrachtend, der nun in der That wie ein armer Sünder dasaß, rief er plötzlich: „Schneider, Schneider, ich hab's getroffen! Dir ist etwas passirt, und das was recht Widerwärtigs! — Sag's, Tobias! Sag's deinen Kameraden!"

— Diese Aufforderung war mit aller Theilnahme eines ächten Freundes gesprochen, und Tobias, der vergebens nach einer passenden Entgegnung suchte, fühlte sich in der unbehaglichsten Lage. Da es mit seinem Humor gänzlich vorbei war, legte er sich auf den Aerger und rief: „Was habt ihr denn aber heut? Ich weiß ja gar nicht, was ihr wollt! — Laßt mich gehen — oder ich geh!" — „Ah," entgegnete Leard mit vorwurfsvoller Miene, „das wirst du uns doch nicht thun? Fortgehen von deinen besten Kameraden?" Und zu den Andern gewendet, rief er: „Haben wir uns nicht alle gefreut, wie er gekommen ist?" — „Ja wohl! Freilich!" war die Antwort. — „Siehst du?" fuhr Leard fort. „Und da kommt ohnehin dein Bier!"

Das Wirthsmädchen kam über's Gras gegangen mit einem Maßkrug und setzte ihn vor Tobias. Sie trat einen Schritt zurück und blieb stehen; denn sie wollte auch ihren Antheil am Vergnügen haben.

Leard nahm seinen Krug, stieß an den des Tobias und rief munter: „Sauf, Bruder, und sag' uns dann, was dir passirt ist!" — Tobias trank und verlängerte den Zug so viel er konnte, in der Hoffnung, dadurch der Antwort überhoben zu werden. Aber sein Quälgeist war nicht gemeint, ihn in Ruhe zu lassen. Nachdem er selber einen tüchtigen Schluck zu sich genommen, begann er: „Nun also — was ist dir geschehen? — Sag's!" — Jetzt verlor Tobias die Geduld. „So sei doch gescheidt," rief er mit hohem Verdruß, „und laß mich gehen mit deinen einfältigen Fragen! — Nichts ist mir geschehen!" —

Leard schüttelte den Kopf und versetzte: „Du bist nicht höflich, Tobias, und vergilst mir meine Freundschaft schlecht." Ein vierschrötiger Bursch ergriff jetzt das Wort und sagte: „Ich hab' bis jetzt geschwiegen; aber weil der Schneider gar

nicht bekennen will, so muß ich doch reden. Gestern in der Früh bin ich in meinem Garten gewesen und hab' ihn sechs Schritt' hinter seinem Vater nach der Wiese gehen sehen. Das Gesicht, das er da gemacht hat, wird mir im Gedächtniß bleiben. Wie soll ich nur gleich sagen? Er hat ausgesehen, als ob ihn die „Wura'moesa'" (Ameisen) auf'm Brachacker 'rumg'schleift hätten!" — „Da haben wir's," rief Leard. „Also gestern? Dann muß ihm das Unglück am Freitag Nachts zugestoßen sein!" Und vor sich hinsehend, fragte er sich: „Was ist's jetzt wohl gewesen?" — Der feine junge Bursch sagte lachend: „Ich glaub', er ist auf'm Gaisbock spazieren geritten und der hat ihn 'runtergeworfen!" — Leard entgegnete: „Nichts da! Das ist eine alte Sag'! Heutzutag reiten die Schneider nicht mehr auf Gaisböcken, sie sind auch aufgeklärter geworden und suchen sich jetzt schon andere Rößlein!" — Heiteres Lachen erscholl um die Tafel, und ein entfernter Schein von Lächeln flog sogar über das verlegene Gesicht des Gehöhnten. „Das mag sein," erwiederte der Feine; „wie ist er dann aber zu dem Gesicht von gestern gekommen?" — „Nun, wie geht's nicht?" versetzte Leard gemüthlich. „Wenn einem ein rechtes Glück angestanden ist, dann wirft der Teufel immer Heu 'runter! Ist's etwa das erstemal, daß einer, der just von seinem Schatz herkommt, tüchtige Prügel kriegt?" Und den Schneider betrachtend, setzte er hinzu: „Nun, nun, du brauchst dich nicht zu schämen, Tobias. Von seinem Vater kann man am End' noch Schläg' annehmen, und daß dich der Alte gezwungen hat, das nimmt dir kein Mensch übel."

Der Schneider saß da mit den peinlichsten Empfindungen. Alles war heraus, alles — sogar die Art, wie er in die Kammer der Bäbe befördert worden! — Wie konnte man das wissen? Hatte das Mädchen geschwätzt? Hatte man sie im Pfarrhaus gesehen? — Er wußte nicht, was er denken sollte; rathlos

sah er auf den Tisch, der Schweiß ging ihm aus. — Wenn er noch einige Hoffnung gehabt hätte, die geheimsten der gestrigen Vorgänge könnten doch noch unbekannt sein und er möchte nur falsch gerathen haben, so wäre er gleich enttäuscht worden.

Der Feine richtete seinen Blick auf ihn und sagte: „Freund Tobias, du nimmst dir die Geschichte mehr zu Herzen, als nöthig ist. Geh, sei g'scheidt! Ein Glied hat er dir nicht abgeschlagen, und für so einen Schatz, wie die ist, kann man schon was aushalten!" — „Das mein' ich auch!" rief Leard. „Das schönste Mädchen im Dorf — sogar die meine nicht ausgenommen! — Und solch ein Einfall! Gocken! — So gescheidt sind sie nur im Kesselthal — bei uns thät' keine drauf kommen!" Und zu der Kellnerin gewendet, rief er: „Nicht wahr, Mädle?" — „O wahrlich nein," entgegnete diese mit einem Gesicht, das vor Vergnügen leuchtete. „Im Ries sind wir nicht so g'studirt!" — Leard ergriff den Maßkrug und rief: „Nun, so stoß an, Schneider! Sie soll leben!" — Tobias versuchte noch auszuweichen und entgegnete mit der wankenden Stimme eines schlechten Gewissens: „Aber was willst du denn? Ich weiß ja gar nicht, wen du meinst?" — In das neue Gelächter hinein redete aber Leard: „Nun, wir wissen's schon. Komm, stoß an!" — Tobias, gedrängt und in Ermangelung einer bessern Auskunft, nahm den Krug, ließ den Andern anstoßen und that einen großen, weit hinausgedehnten Zug. — Leard, nachdem er ebenfalls keinen schlechten gethan, rief: „Bravo! Nun hast du gehandelt wie ein rechter Bursch! Seinen Schatz muß man nicht verläugnen, am wenigsten, wenn man so einen hat, wie du!" — Tobias erwiederte hierauf nichts, und auch die Andern, die einigermaßen genug zu haben schienen, ließen ihre Zungen in Ruhe. Der Geplagte hoffte es überstanden zu haben.

Diese Hoffnung hätte sich vielleicht erfüllt und die Bursche beliebt, einen andern Gegenstand vorzunehmen und den Schneider für heute in Ruhe zu lassen. Aber nun fuhr der böse Feind in ihn selber und bewog ihn, sich ein unbefangenes Ansehen gebend zu fragen: „Giebt's nichts Neues?" — Das Gelächter, das auf diesen schwachen Versuch, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sich hören ließ, war nicht das schlechteste, und Leard rief mit angenehmer Verwunderung: „Wie, hast du noch nicht genug an dem, was geschehen ist? Kott's Tausend, bei uns kann nicht jeden Tag so was passiren! Seit gestern spricht man von nichts anderm im ganzen Dorf, und in vier Wochen haben wir noch genug daran!" — Der Feine bemerkte: „Das Neueste, Tobias, mußt du machen! Du bist jetzt im Schuß — mach' vorwärts und sorg' dafür, daß wir dir bald auf die Hochzeit gehen können! Wenn auch der Alte nochmal wild wird und die „Ehlamäß" (das Ellenmaß) nimmt! Das kommt jetzt auf eins heraus!" — „Ja freilich," rief Leard. „Etliche Schläg' mehr oder weniger, das bedeutet nichts; aber seinen Schatz heimführen, das muß ein rechter Kerl, bieg's oder brech's! Wenn ich die Kesselthalerin kriegen könnt', hol mich der Teufel, ich ließ mir eine Woch' lang jeden Tag aufmessen! So ein Mädchen bekommt man nicht umsonst! Eine „Langrockete" und rund wie ein Apfel! Ein Kreuz und ein paar Schultern, die noch einen ganz andern tragen könnten, als einen Schneider, und die geschicktesten Manieren, und einen Gang, den sich jede im Dorf zum Muster nehmen könnt'. — Tobias, Tobias, du hast doch den besten gezogen und lachst uns noch alle aus!" — „Ja, ja," warf der Vierschrötige ein, „wenn er sich nicht abschrecken läßt, dann glaub' ich's selber!" — „Abschrecken?" rief Leard. „Der Tobias? Die Schneider sind von je die bockbeinigsten Kerle gewesen, und das ist natürlich! Der führt die Sach'

'naus, das werdet ihr sehen!" Und mit aller Theilnahme, welche die lachende Bosheit aufkommen ließ, fragte er: „Wann wirst du Hochzeit machen, Tobias? Fällt's noch in den nächsten Monat?"

Tobias zitterte vor Verdruß. Er hatte das Gefühl eines angespannten Rosses, das von Bremsen bedeckt und umflogen ist und, trotz alles Schüttelns, des Geplagtwerdens von Seiten des blutgierigen Ungeziefers kein Ende sieht. Seine Seele trachtete hinwegzukommen; er nahm seinen Krug, setzte an und leerte den Rest auf einen Zug. Der Uhzer hatte ihn beobachtet; seine Absicht errathend faßte er schnell den Krug und rief: „Mädle, da ist's leer!" — Der Schneider ergriff den Krug ebenfalls und schrie: „Nichts da! Ich muß fort!" — „Wie," entgegnete Leard, „du willst fort, jetzt, wo wir in der besten Unterhaltung sind? — Laß mit dir handeln! Eine Halbe!" — Er lenkte den Krug nach der Kellnerin und rief: „Geschwind, Mädle! Nimm und lauf!" — „Nein," rief Tobias ergrimmt, indem er sich nun mit dieser um den Krug stritt; „ich trink' nichts mehr, Kott's Himmelsakerment!" Er war aufgestanden, setzte die Pelzkappe fest auf den Kopf und sagte: „Ich bin nicht hergekommen, um mich von euch für'n Narrn halten zu lassen, das könnt ihr mir glauben!" — „Wir glauben's auch," versetzte Leard, „und drum fällt's uns gar nicht ein. Bleib da!" — „Ja, bleib da!" riefen mehrere Bursche. — Das Mädchen, die nun im unbestrittenen Besitz des Kruges war, fragte: „Wie ist's, soll ich einschenken? Das Bier ist fürnehm, grad hat man angestochen!" — „Nein," entgegnete der Schneider energisch, „ich mag nichts!" — „Komm," rief Leard, seine Hand fassend, „gib nach! — Setz' dich wieder! Wir haben dich so gern!" — „Ihr könnt mich auch gern haben!" rief der Schneider, seine Hand losreißend,

„alle mit einander!“ — Und unter allgemeinem Gelächter schritt er von dannen.

Bevor wir ihn weiter begleiten, müssen wir auf eine Frage antworten, die auch der Leser aufgeworfen haben wird. Daß der nächtliche Besuch im Pfarrhaus und die darauf erfolgte Scene durch jenen Vetter Hans, der die letztere mit angesehen haben konnte, verrathen worden sei, wird man sich selbst gesagt haben. Es war auch in der That so. Wie konnte aber auch der eigenthümliche Liebesdienst bekannt geworden sein, den die Bäbe dem Schneider erwiesen hatte? Dieser, wie sein Staunen gezeigt, hatte ihn keiner Seele mitgetheilt. Außer ihm war aber die Thatsache nur der Bäbe und der Pfarrerin bekannt — der Pfarrerin, welche die Geheimhaltung befohlen, der Bäbe, die sie zugesagt hatte!

Der Autor muß bekennen, daß er eine bestimmte Erklärung in dieser Frage selbst nicht abzugeben vermag. Er kann nur auf Möglichkeiten hinweisen, und bittet den Leser, seine Entscheidung selber zu treffen.

Die Bäbe hatte eine Kamerädin, und diese eine Schwester. Es ist denkbar, daß sie der Getreuen, die ohnehin schon Mitwisserin geworden in der Bedrängniß ihres Herzens, nach dem abgenommenen Versprechen einer vollständigen Geheimhaltung natürlich, den Handel erzählt, und diese wirklich keiner Seele davon gesagt, ausgenommen ihrer Schwester, die dann, durch ihre gleichfalls ertheilte Zusage schon weniger beengt, das Weitere sich erlaubt hatte. Auf der andern Seite stand aber die Frau Pfarrerin in einem Verhältniß wechselseitiger Mittheilungen mit der Frau Lehrerin, und diese hatte wieder eine Beziehung zur Frau Wirthin. Es ist möglich, daß die gute und im Grund ihres Wesens heitere Dame dem Reiz nicht widerstehen konnte, die ihr noch nie vorgekommene und darum höchst pikante Thatsache unter dem Siegel der

tiefsten Verschwiegenheit der Vertrauten zu schildern, da nach der strengen Justiz, die sie gegen die Uebelthäterin geübt hatte, doch auch die komische Seite derselben ausgebeutet sein wollte. Daß dann die Frau Lehrerin die prächtige Geschichte nicht ganz und gar für sich behalten, sondern sie unter der nämlichen sichernden Bedingung der Wirthin vertraut, wäre ihr kaum zu verdenken gewesen. Um so weniger aber der Wirthin die Mittheilung an irgend einen ihrer Gäste, für deren Unterhaltung zu sorgen ja zu ihren Pflichten gehörte! — Genug, die Sache war ausgekommen, ging wie ein Lauffeuer im Dorf herum und der Schneider hatte die Folgen zu dulden.

Mit welchen Empfindungen dieser den Wirthsgarten verließ, kann man sich denken. Das ihm angeborne Ehrgefühl, durch die übelsten Erfahrungen nicht unterdrückt, war nach dem gestrigen Sieg über seinen Vater mächtig emporgelodert; seine Ansprüche auf Achtung hatten sich erneuert, und er glaubte sich durch die Erreichung seines Zweckes, die er für gewiß annahm, allgemein in Ansehen bringen zu können. — Nun war alles wieder zu Wasser geworden. Das heutige Gesicht des Alten hatte ihn belehrt, daß er seine Einwilligung in die Heirath mit der Bäbe weniger als jemals hoffen könne — daß er die Schläge fruchtlos erduldet hatte! Und zu alledem war seine Schmach öffentlich geworden — er, der Geschädigte war dem Spott und der Mißhandlung preisgegeben, wer weiß auf wie lange! — Der Boden brannte unter ihm, er fürchtete sich unendlich, jemand zu begegnen, und eilte auf dem kürzesten Weg aus dem Dorf ins Feld, wo er den am wenigsten betretenen Fußpfad aufsuchte.

Als er hier weitherum niemand gewahrte, entlastete er das gepreßte Herz und brach in laute Verwünschungen aus. Er sagte sich in wilder Leidenschaft vor, was er erduldet, schmähte, daß ihm — grad ihm das begegnen sollte, malte

sich aus, was er ferner werde zu leiden haben, und wühlte sich immer tiefer in sein Elend hinein. Die Worte gingen ihm endlich aus, aber nicht das Wallen und Sieden des Herzens, dem sie entstiegen waren. Er lief zwischen herrlichen Saatfeldern hin, aber er nahm sie nicht wahr, so wenig als er die Lerchen hörte, die nach und nach die Luft zu beleben anfingen. Sein Geist war der Außenwelt entnommen, seine Füße trugen ihn nur mechanisch weiter.

Ein Markstein, an den er stieß, brachte ihn wieder zur Besinnung. Er sah auf und bemerkte, daß er in die Feldung des Nachbardorfes eingetreten und diesem näher war, als dem seinen. Das stimmte ihn ruhiger. Es war sicherer hier und darum für ihn heimlicher. Einen Seitenpfad einschlagend ging er langsamer, aber um vieles gemüthlicher vorwärts. Nach und nach legte sich der innere Aufruhr ganz, der Muth kam ihm wieder und die Kraft der Vertheidigung regte sich in ihm. Die Phantasie, die größte Trösterin, erhob sich, fühlte sich und begann ihr Geschäft, die erlebten Unbilden umzubilden und das, was geschehen war, so darzustellen, wie es hätte geschehen *sollen*. —

Er dachte sich die Kerle im Garten, wie sie an der Tafel saßen und von ihm sprachen. Es gab ein Gerede hin und her und mancher dumme Spaß wurde über ihn gemacht. „Wenn er jetzt käme," rief einer der Lümmel, „dem sollt' es gut gehen!" — Und siehe da, er kam, er setzte sich zu ihnen — aber die Sache ging anders, als sie gedachten! — Das Trätzen fing an, einer half dem andern. Eine Zeitlang hörte er es ruhig an, indem er nur diesem und jenem eine Red' hinschmiß, daß er daran zu schlucken hatte. Endlich kriegte er's genug, und er rief zum Leard: „Halt's Maul jetzt! Ich hab' das dumme Gered' satt!" Der Leard gab nicht nach. Nochmal rief er ihm zu: „Halt's Maul, oder es reut

dich!" Der Leard lachte laut und fing wieder an. Da war's mit seiner Geduld zu Ende; um nicht lange herumzufackeln, ergriff er den Maßkrug, holte aus und schlug den Kerl auf den Kopf, daß er in's Gras hinpurzelte. — Alle sprangen auf und schrieen: „Auf ihn! — Er hat den Leard todt geschlagen! Haut ihn nieder!" — Aber solch Geplärr konnt' ihn nicht aus der Fassung bringen; er trat zurück, schwang den Krug und rief: „Drei Schritt' vom Leib! Wer mich anrührt, ist des Todes!" — Die Bosheit und die Wuth trieben doch ein paar Bursche vorwärts, obwohl ihnen der Schrecken aus dem Gesichte sah; grimmig gingen sie auf ihn los, der Kampf begann — und ihm gelangen die größten Thaten seines Lebens.

Den ersten schlug er ins Gesicht, daß er rückwärts auf die Andern stürzte und das Blut ihm aus der Nase lief. Dem andern gab er eins hinter die Ohren, daß er taumelte, mit dem Gesicht auf den Boden fiel und Ach und Weh schrie. Nun wurden die Uebrigen rasend, einer hetzte den andern, und auf einmal stürzten sie alle zugleich gegen ihn. Da half kein Feiern! Er setzte mit der Schnelligkeit des Blitzes und mit ungeheurer Kraft den Krug in Schwung, daß er umging wie ein Triebrad und es ganz unmöglich war, ihm anzukommen. Wer am weitesten vorkam, der kriegt' es mit fürchterlicher Gewalt an den Kopf, an die Arme, daß er bei Seite geschleudert um und um torkelte. So ging's fort, bis sie alle zu Boden lagen und stöhnten, sogar flennten, ausgenommen die zwei jüngsten, die sich hinten gehalten hatten und ihn zitternd baten, ihnen nichts zu thun! — Während dies geschah, waren die übrigen Gäste herbeigekommen, hatten zugesehen und ihm Lob zugerufen. Er setzte den blutigen Krug auf den Tisch, schnaufte ein paarmal und rief: „So geht's den Kerlen, die mich für'n Narrn haben wollen! Wem

ich gut zum Rath bin, der läßt's bleiben!" Die Umstehenden schauten sich an und sagten: „Wer hätt' dem Schneider das zugetraut? Das ist ja ein Herrgottsakkerment!" Er aber griff in die Tasche, warf dem Wirthsmädchen einen Zwölfer hin und schritt triumphirend durch die Leute, die ihm rechts und links Platz machten! — —

Als er mit diesem idealen Gebilde so weit gekommen war, hörte er Fußtritte. Ungern wendete er den Blick von der schönen Scene auf die gemeine Wirklichkeit, und vorwärtsblickend erkannte er einen Bauern vom Nachbardorf, der in Begleitung eines Buben gegen ihn herankam. Schon von weitem nahm er in dem Gesicht des Alten das unangenehme Lächeln der Schadenfreude wahr und eine Ahnung erregte sein Herz. Der Bauer grüßte schmunzelnd und sagte: „Nun, Tobias, hast du's zu Hause nicht mehr aushalten können? Es geht dir wohl recht schlecht jetzt bei euch, daß du zu uns herüber kommst?" —

Er hatte recht gerathen — der alte Esel wußte die Geschichte auch schon — der Teufel hatte in dieser Sache noch ein Uebriges gethan. Allein jetzt war er im Zug, und schnell gefaßt erwiderte er: „Bei euch, wenn ich deswegen gekommen wär', thät' ich auch nicht viel profitiren; denn da giebt's so große Narren, wie ich seh', als bei uns!" Und rüstig schritt er vorüber, während der Alte und der Bube zusammen lachten. — Seine Wanderung hatte indessen ihr Ziel erreicht. Wenn es so stand, dann war's hier nicht besser als bei ihm, und er konnte wieder nach Hause gehen. Die Sonne neigte sich schon gegen Nordwesten — er drehte sich und ging langsam heimwärts. Gehend und zeitweise stehend und umherschauend, wußte er es so einzurichten, daß er just zur Dämmerzeit ins Dorf kam.

Auf dem Rückweg hatten sich Wolken erhoben, die den Schein der untergegangenen Sonne verdeckten — es war ziemlich dunkel, als er die Hauptgasse entlang ging. Dennoch erkannte er sogleich eine Gestalt, die langsam gegen ihn heranwandelte und die ihm Gott entgegensandte — die Bäbe. Nach gewechselten Grüßen begann das Mädchen in melancholischem Ton: „Es ist gut, daß ich dich treff': uns ist das Aergste passirt, was hat passiren können!" — „Was?" rief Tobias auffahrend, „geht das so fort? — Nun?" — Die Bäbe versetzte: „Wie ich dich im Pfarrhaus den Gang hintergetragen hab', sind wir gesehen worden — von der Pfarrerin." — „Von der Pfarrerin!" wiederholte Tobias. „Also daher kommt's!" Und mit dem Humor der Verzweiflung setzte er *hinzu*: „*Nun* — und was weiter?" — „Den andern Morgen hat sie mir's vorgehalten und mir den Dienst gekündigt." — „So!" erwiderte der Schneider. „Und mich hat mein Vater aus dem Pfarrhaus kommen sehen, hat mir aufgepaßt und mich geschlagen, bis er genug gehabt hat!" — „Ach du armer Tobias!" rief die Bäbe und faßte ihn mitleidig bei der Hand. — „Und die Leute wissen alles, die Ledigen haben heut ihren Spott mit mir gehabt im Wirthshaus und haben mich beinah aus der Haut heraus geärgert — in drei Tagen wird man im ganzen Ries davon reden!" — „Da haben wir's," versetzte die Bäbe. „Wer hätte gedacht, daß es uns so unglücklich ginge!" — Im Tone seines desperaten Humors fuhr der Schneider fort: „Was kann uns denn jetzt eigentlich noch passiren?" — „Nicht viel mehr," antwortete die Bäbe. — „Das mein' ich auch," sagte der Bursche.

Schweigend sah er vor sich hin. Nach einer Weile richtete er seinen Kopf empor, seine Augen erweiterten sich und er rief: „Nun paß auf, was ich dir sag'! Ich hab'

um dich Angst ausgestanden; ich hab' Schläg' ausgehalten und Schande verschluckt an allen Ecken und Enden. Jetzt bin ich fertig mit der Welt — und jetzt sag' ich dir: du, die Bäbe, die hier vor mir steht — du wirst mein Weib und keine andere!" — „O du guter Tobias," rief die Bäbe, halb anerkennend, halb nicht zu glauben wagend. — „Bäbe," rief der Schneider, „ich verlang', daß du mir glaubst! Meine Geduld ist am End' — kein Mensch geht mich jetzt mehr was an als du, und um keinen Menschen kümmer' ich mich jetzt mehr was! — Ich bin vierundzwanzig Jahr alt, ich hab' mein eigenes Vermögen, wenn's auch wenig ist, und kann thun, was ich will. Und ich sag' dem Alten auf, ich verlang' mein Geld heraus und wir gehen mit einander fort in die weite Welt!" —

Die Augen des Mädchens richteten sich freudig und liebend auf den Schneider. „Wenn du das könntest," entgegnete sie, „dann wär' noch nichts verloren. — Du weißt, daß ich mir noch was ausgedacht hab', was ich dir noch immer nicht hab' sagen können. Wenn du wirklich so denkst, dann können wir's mit einander thun und die Leut' hier auslachen." — „Bravo," rief Tobias. „Hier meine Hand! Was ich gesagt hab', geschieht!" — Die Bäbe drückte seine Hand und rief: „Ich dank' dir! — Aber dort kommen Leute, und ich soll noch Milch holen. — Gutnacht! Für heut ist's genug!" —

## V.

Die Wolken, die sich erhoben und das kurze Gespräch unsres Liebespaars begünstigt hatten, brachten ein nächtliches Gewitter, und dieses hatte eine Reihe von Regentagen zur Folge. Die Bauernfamilien sahen sich auf Arbeiten in Stube

und Stadel angewiesen und lebten jede möglichst für sich. In solcher Zeit bietet das Dorf einen öden, ungeselligen Anblick. Man sieht nur selten Leute über die Gasse gehen, und diese nicht im vortheilhaftesten Aufzug; Weiber, die den veralteten Oberrock wie eine Kaputze über den Kopf gezogen haben, Männer in abgebleichtem Zwilchkittel und bräunlich gewordenem Schaufelhut. Die grauschmutzigen Wege und Plätze mit größern und kleinern Regenlachen gewähren kein sehr erfreuliches Bild und das regelmäßige Prasseln und „Pflatschen" macht auf die Dauer einen kaum anders als langweilig zu nennenden Eindruck. Glücklich diejenigen, die ihr Vergnügen nicht außen zu suchen haben, sondern in sich selbst und bei den Ihrigen finden! Solchen freilich klingt der fallende Regen wie Musik, und das bescheiden graue Tageslicht thut ihren Augen wohl; denn wer bei sich selbst daheim ist, dem wird alles heimlich.

Unser Bursche saß am Schneidertisch und nähte. Er war nicht glücklich; aber in Folge des gefaßten Entschlusses und des Abschlusses mit der Welt hatte doch eine gewisse Zufriedenheit in ihm Platz genommen. Der dunkle Himmel und das eintönige Geprassel harmonirten mit seiner Stimmung und schufen ihm ein düsteres Behagen. Ergebung und Hoffnung erfüllten sein Herz; er wußte, was er zu thun hatte, und brauchte sich darum auch nicht zu eilen, sondern konnte sich vorderhand noch ganz ruhig gehen lassen. Zuweilen sah er von seiner Arbeit auf und betrachtete gedankenvoll die herabstürzenden Tropfen, die ihn wie ein bewegtes Gitter von der Außenwelt schieden und einfriedigten.

Wenn er die Ausführung seines Entschlusses vertagte, hatte er nicht ganz unrecht. Einen Bruch mit seinem Vater gab's zwar immer; aber es war doch nicht einerlei, ob er unter gelindern oder heftigern Formen statt hatte. Dermalen



war für die Antragstellung in der That die ungelegenste Zeit. Der Alte zeigte sich in den tiefsten Unmuth versunken und ging mit einem Gesicht herum, das auch einem Andern scheugebietend vorgekommen wäre. Er hatte seinerseits erfahren, daß man die Streiche des Burschen und seine Abstrafung kannte und daß sie beide in den Mäulern der Leute herumgetragen würden. Er mußte sich denken, daß auch die Sibylle unterrichtet sei und daß die Hoffnung, den Burschen mit ihr zu verheirathen, auf den schwächsten Füßen stehe. Die Schande der Familie war dem Mann, der nach außen eine Art von Würde behauptet hatte, ebenso empfindlich, wie der mögliche Verlust eines schon besessenen Vortheils ärgerlich und die Ungewißheit der Lage peinlich. Wer hätte an eine solche Person Worte richten mögen, welche die gährenden Stoffe zur Eruption bringen mußten? Tobias konnte froh sein, daß der Alte nicht anfing; und er war es auch. Mit der Zeit wurde der Erboste ja doch anders — dann konnte man „in der Art" mit ihm reden und er nahm Raison an.

Vater und Sohn bedienten sich im unumgänglichen Verkehr der äußersten Einsilbigkeit und saßen meist beisammen oder liefen um einander herum, als ob sie sich gar nichts angingen. Tobias nähte mit immer größerm Eifer und schien an nichts anderes zu denken, als an die Stoffe, die unter seiner Künstlerhand Form gewinnen und Leute machen sollten. Auch durch Anreden von den übrigen Hausgenossen wurde er nur wenig gestört.

Kasper, in alle Vorgänge und üblen Erfahrungen des Tobias eingeweiht, fühlte ein entschiedenes stiefbrüderliches Vergnügen, das er nicht umhin konnte, auf seinem Gesicht merken zu lassen. Die gute Walpurg dagegen empfand Mitleid, herzliches Mitleid. Der Streich, den Tobias gewagt, der Betrug, den er dem Vater gespielt hatte, schadete dem

Burschen bei ihr nicht, sondern nöthigte ihr im Geheimen ein beifälliges Lächeln ab. Nach ihrer Meinung war er völlig im Recht; und wenn sie die Härte des Alten auch begriff, so wünschte sie doch lebhaft, der Streit möchte damit enden daß der Tobias seinen Willen durchsetzte und die schöne Pfarrmagd kriegte. Zunächst suchte sie ihn durch die Theilnahme ihres Blicks, die Sanftheit ihres Tons beim Morgen- und Abendgruß und, wenn sie mit ihm allein war, durch Anspielungen zu trösten, die ihn das beste hoffen ließen.

Dem Regenwetter folgte ein „Saumwetter", d. h. eines, das vorbereitende Arbeiten auf der Wiese gestattete, aber mit der Einheimsung der Frucht zu säumen gebot, weil kleinere Regenschauer die völlige Trocknung verhinderten. Die Nothwendigkeit, das schon ziemlich verdorbene Heu noch ein paarmal umzukehren, war nicht geeignet, den Humor des Alten zu verbessern und sein Gesicht aufzuklären; der Sohn fand für gut, das entscheidende Gespräch noch weiter zu vertagen und in jeder Beziehung erst gutes Wetter eintreten zu lassen.

So verging beinah eine Woche, in der unsere Geschichte um keinen Schritt vorwärts rückte. Tobias sah weder die Bäbe noch die Sibylle, und Bekannte, die ihm begegneten, verriethen lange nicht mehr das Interesse der sonntäglichen Schadenfreude, sondern gingen meist theilnahmlos an ihm vorüber. Die Ruhe seines resignirten Herzens wurde durch nichts gestört, als an einem der letzten Tage durch eine Begegnung der Pfarrleute. Diese kamen mit einander, ohne daß seine Seele daran dachte, hinter einer Hausecke hervor, und der überraschende Anblick versetzte den Unvorbereiteten in eine Aufregung, die ihn fast ganz aus der Fassung brachte. Auszuweichen und zu thun, als ob er sie nicht sähe, war unmöglich; er mußte ihnen entgegen- und an ihnen vorübergehen. Nach einem flüchtigen Blick in das Gesicht der Pfarrerin,

dessen Ernst ihm nichts Gutes anzukündigen schien, zog er die Kappe, und legte in Ton und Geberde des Grußes die demüthigste Verehrung zur Schau, während der Tumult seines Herzens den höchsten Grad erreichte. — Zehn Schritte weiter erkannte er, was ihm trotz aller Vorsätze wieder begegnet war. Er sagte zu sich: „Hilft also gar nichts an mir?“ Traurig schüttelte er den Kopf.

Am Samstag, bei lebhaftem Nordost, trennten sich die Wolken in weißliche Haufen und der kundige Bauer hoffte auf schöne Tage. Als die Schneiderfamilie beim Mittagessen saß, begann der Alte zur Walpurg: „Ich sollt' eigentlich heut noch in die Stadt (d. h. nach Nördlingen); ich brauch allerhand Sachen; aber ich hab' keine rechte Lust dazu.“ Die Meinung war, daß die Haushälterin statt seiner die Einkäufe machen sollte. Tobias bemerkte ruhig und bescheiden: er wolle hineingehen, denn er habe auch für sich etwas anzuschaffen. Nach kurzem Besinnen erwiderte der Alte: „Meinetwegen.“ Er nannte ihm die Bedürfnisse für Handwerk und Landwirthschaft, zählte ihm Geld vor, und Tobias machte sich auf den Weg.

Auf dem hübschen Fußpfad, der schon wieder trocken war, durch Wiesen und durch Felder, auf denen das üppige Getreide, durch den Regen gebeugt, streckenweise am Boden lag, wanderte der junge Schneider der Zierde des Rieses, dem großen, schönen, grauen Thurm der Hauptkirche von Nördlingen entgegen, jetzt still gedankenlos, dann wieder „sinnirend.“ Den Gegenstand seiner Erwägung bildete der Vorsatz und dessen mögliche Folgen. Wenn er seinem Vater aufsagte und sein Vermögen herausbekam, brachten sie wenig zusammen — sehr wenig, zum Hausen fast zu wenig; denn die Bäbe hatte bis jetzt nur etwas über hundertundfünfzig Gulden erspart. Freilich war sie geschickt, arbeitsam und

brauchte wenig; aber mit dem gemeinsamen Vermögen konnten sie auch nicht eine mittelmäßige Sölde kaufen, ohne bedeutende Schulden zu machen; und wenn dann Kinder kämen —! — In seinem Innern stieg der lebhafte Wunsch auf: er möchte mit dem Vater gütlich auseinanderkommen und ihn bewegen, ein Uebriges zu thun; denn das konnte der Alte, wenn er wollte. — Die Nothwendigkeit, mehr Geld zusammenzubringen, erschien ihm so dringend, daß er bei sich ausmachte, sein Gesuch bescheiden vorzutragen, etwaige harte Reden sich gefallen zu lassen und alles zu versuchen, um das väterliche Herz zu erweichen. Es handelte sich um das Glück der Bäbe, und da war es keine Schande, zu thun, was die Klugheit gebot! Der Auftritt konnte arg, sehr arg werden — der Alte konnte sich lange „spreißen"; aber Aussicht auf endlichen Erfolg gab unstreitig auch der Umstand, daß der Plan mit der Sibylle durch das Bekanntwerden seiner Geschichten doch gewiß einen bedeutenden Riß erhalten hatte. —

Die Stadt lag vor ihm. Der Gang durch die auch Nachmittags noch immer belebten Straßen und der Besuch der verschiedenen Kaufläden, nebst Fragen, Sehen und Feilschen zog ihn von den bisherigen Gedanken ab und machte ihn ganz zum praktischen, seinen Vortheil erwägenden Bauer. Nachdem er alles möglichst wohlfeil eingekauft hatte, schlenderte er zufrieden durch die Straßen, grüßte und wurde gegrüßt und freute sich der Stadtleute wie der Bauern, die ein gemüthliches Wort für ihn hatten. Endlich empfand er einen soliden Durst, und da er erfragt hatte, daß gegenwärtig das beste Bier der Lammwirth schenke, kehrte er bei diesem ein.

Er setzte sich in eine Ecke und bemerkte mit Vergnügen, daß kein Mensch aus seinem Dorf in der Stube war, den die Langeweile vielleicht getrieben hätte, ihn durch Aufziehen

aus seiner Ruhe zu stören. Das Bier war vortrefflich, ebenso stark als angenehm schmeckend, und er leerte ziemlich schnell seinen Maßkrug. Während des Laufens hatte sich auch das Mittagessen wieder in ihm „gesetzt", er fühlte nach Stillung des Durstes Appetit, aß zwei Groschenwürste und einen „Kemmicher" (Weißbrod mit Kümmel bestreut), ließ sich noch eine Maß geben, und hatte ein Wohlgefühl wie seit langer Zeit nicht. —

Als er so dasaß, kam eine Person aus seinem Dorf, aber eine ungefährliche — ein gutes altes Weiblein. Tobias rief ihr gleich freundlich zu, sie möge sich zu ihm setzen. Die Alte zeigte sich von einem ungewöhnlichen Vergnügen belebt, und wie sie am Tisch ankam, rief sie: „Ach Tobias, es ist gut, daß ich dich treff'! — Aber ich hab' eine Freud'!" — „Nun," fragte der Schneider die Wittwe, die sich neben ihn setzte und ihre Röcke auf der Bank zurechtzog, „was ist denn Gut's angekommen?" — Die Alte langte in ihre Seitentasche, zog ein zerknittertes Papier heraus und sagte: „Was meinst jetzt, daß ich da hab'?" — „Einen Brief," erwiderte Tobias. — „Ja, aber von wem und woher?" — „Nun, vielleicht von Eurer Rebeck' aus Augsburg?" — „Nein, von meinem Andres aus Amerika!" — „Was nicht noch!" rief Tobias. „Und der schreibt also gut!" — „O ganz gut," versetzte die Alte; „er verdient sich ein schönes Geld und lebt wie ein Graf. Da, lies selber!" — Der Schneider, theilnehmend und neugierig, nahm, entfaltete bedachtsam und fing an zu lesen, und zwar, für sich und das Weib, mit halblauter Stimme.

Der Brief war aus einem kleinern Ort in Michigan. Der Schreiber, der im Ries Bauernknecht gewesene Andreas Holl, meldet, daß er endlich einen Platz gefunden habe ganz nach Wunsch, und gibt zunächst eine Schilderung der Ueber-

fahrt. Für den Sohn des Rieses, wo auch die geringern Leute verhältnißmäßig nicht schlecht leben und insbesondere auch die Ehehalten ihre Anforderungen zu steigern beginnen, ist es charakteristisch, daß er sich über die Schiffskost aufhält und von Erbsen und Bohnen sagt, man hätte mit ihnen schießen können! Die Fahrt, ohne besondere Abenteuer, währte lang. „Sechsundsiebzig Tage mußten wir auf dem Wasser herumschwimmen, aber dann kamen wir nach Quebec in der Früh wo die Sonne aufging; das schaute uns herrlich entgegen, da war Freude auf dem ganzen Schiff!" Nach einer Schilderung seiner weitern Erlebnisse, woraus hervorgeht, daß er erst nach Versuchung mehrerer den ihm entsprechenden Dienstherrn gefunden hat, fährt er fort: „Nun geht's mir so gut, daß ich's für's erste gar nicht besser wünsche. Aber in Amerika denkt man nicht dran, immer zu bleiben, wo man ist; denn da kann's einem immer besser gehen, und Gott weiß wie weit man's noch bringen, und was man da am Ende noch werden kann. Denn da ist kein solches Lumpenleben wie bei Euch in Deutschland!"

Als Tobias so weit gekommen war, hielt er inne. Der Andres war in der Schule einer der besten gewesen, obwohl nicht so fleißig wie er — ein gescheidter, lustiger, später indeß zum Leichtsinn, zum „Prangen" (Prahlen) und Rechthaben geneigter Bursch, der nicht überall gutthat und schon im Ries mehrfach die Plätze gewechselt hatte. Daß er nun so schreiben konnte, war doch auffallend! Das hatte alles Händ' und Füß' und klang so vornehm! Der Stolz namentlich in der letzten Zeile flößte ihm Respekt ein und erregte sein ganzes Wesen. Er sah mit Ernst auf den Tisch. Die Alte, die aus dem Bisherigen nur das Geschick und Glück ihres Sohnes herausgehört hatte, war erfreut, gerührt, und ermunterte, nach mehr begierig, zum Weiterlesen.

Tobias las eine Schilderung des Dienstes. Wie er an die Summe kam, welche der Andres täglich erhielt, entfuhr ihm ein Schrei der Ueberraschung — es war viermal so viel, als er im besten Fall mit der Nadel verdiente! „Was muß das für ein Land sein!" murmelte er und las weiter. „Das Leben ist freilich auch theurer als bei euch; aber man lebt besser und kann sich doch noch etwas ersparen. Wer etwas gelernt hat und brav arbeitet, der muß hier vorwärts kommen, es kann sich gar nicht fehlen — besonders, wenn einer ein Handwerk versteht und die Landwirthschaft dazu! Dann ist sein Glück so gut wie gewiß!"

Der Schneider hielt wieder inne. Die letzten Zeilen waren ihm wunderbar durch die Seele gegangen — er verstand ja ein Handwerk und die Landwirthschaft dazu! Er war ja derjenige, dessen Glück in dem Lande gewiß war; denn fleißig und arbeitsam war er ja auch! — Sein Gesicht erhielt einen muthigen Ausdruck, er erhob den Kopf und zu der Alten gewendet rief er nachdrücklich: „Euer Andres hat den Gescheidten gemacht — das sag' ich Euch!" — „Ja du lieb's Gottele," erwiderte das Weib, „wenn's nur alles so ist, wie er schreibt! Nun, wir wollen das Best' hoffen!"

Tobias, den Umstand benutzend, daß sie an ihrem Tisch allein saßen und auch der benachbarte leer geworden war, las den Schluß des Briefes mit erhöhtem Ton und einem Ausdruck, der dem Inhalt entsprach. Er lautete:

„Ja, ein andres Leben hat man schon hier wie bei den Bauern in Deutschland. Wie sich mancher Dienstbote von früh Morgens bis in die Nacht plagen muß um seine etliche Kreuzer, wo er verdient, es ist wirklich bedauernswerth, wenn man zurückdenkt. Dem Pfarrer und Beamten muß der Bauersmann das Geld hintragen, wo er das ganze Jahr mit seinem Schweiß verdienen muß. Das ist in Amerika nicht; da leben

wir so gut jede Mahlzeit, wie die Herren Beamten in Deutschland. So lang der Bauer bei euch noch einen Kreuzer im Beutel hat, so lang ist er immer zufrieden und giebt her, was er hat; da kann man freilich dem Dienstboten nicht so viel Lohn geben. Bei uns, was einer sich mit Rechtem erworben hat, das gehört ihm, und er läßt dann seinen Dienstboten so viel zukommen, daß sie mit der Zeit auch Herren werden können. Wo will bei euch daheim einer weiterkommen? Wenn einer ein armer Teufel ist, dann bleibt er es eben sein Lebtag! — Hier ist auch keine Polizei und kein Schandarm; wenn wir gerade beisammen sitzen des Nachts, gehen wir heim, wenn es uns freut, manchmal spät, auch manchmal früh. Hier giebt's keinen Unterschied unter den Menschen, einer ist so gut wie der andere. Mein Herr muß mir die Ehr' anthun, wie ich ihm; er zahlt mir den Lohn, ich thu ihm die Arbeit, und im Uebrigen sind wir gleich, wie's auch recht ist. Der Beamte ist hier unser Beamte, und muß thun, was uns zum Nutzen ist und was wir gerne sehen; und grad so der Pfarrer auch. In Amerika hat man keinen Respekt vor so einem, als ob's unser Herrgott selber wär'! Man läßt sich von ihm unterrichten, aber nichts drein reden und befehlen. Wenn der Bauer in Deutschland zum gnädigen Herrn auf's Gericht muß, da schlottern ihm die Knie; und wenn ihn der Pfarrer einmal krumm ansieht, da meint er, er hätt' ein Verbrechen begangen und er wär' ein schlechter Kerl. Wie können die Menschen nur so einfältig sein! Ist nicht einer den andern werth, und muß sich nun einer fürchten vor dem andern und sich abängstigen aus lauter Dummheit? Solch elende Leut' sollte man nach Amerika schicken, da würden sie bald anders werden! Ich hab' die Herren grad nicht so arg gefürchtet, wie mancher andere, aber doch noch viel zu viel, und ich kann jetzt gar nicht be-

greifen, wie ich so ein Narr hab' sein können! Was der Mensch aus sich macht, das ist er! Wer seinen Charakter nicht behauptet, ist ein Tropf und an seinem Elend nur selber schuld! — Liebe Mutter und Geschwister, ich zweifle daran Deutschland noch einmal zu sehen; ich wüßte nicht, was ich draußen thun sollte. Den Herren einen Sklaven machen? — Nein, das thu ich nicht, und ich danke Gott, daß er mir dies eingeprägt hat. Lebt alle wohl und gesund; mit dem nächsten Brief will ich euch ein Päckchen Thaler schicken, und lang wird's nimmer dauern, so kann ich euch auf mein Gut nach Amerika einladen!" —

Dieser im ersten Amerika-Stolz geschriebene und schon eine gewisse Journalbildung verrathende Brief übte auf unsern Schneider die tiefste Wirkung. Das Selbstgefühl des Andres erhob seine Seele, die verachtungsvollen Ausdrücke über die Furchtsamen trafen ihn ins Herz; aber er las sie nicht kleinlaut, sondern mit Kraft, denn er wollte sich ja strafen durch die Wahrheit! Indem er die Schwäche seines Wesens mit dem neuen Amerikaner verdammte, tilgte er sie weg und konnte völlig eins werden mit ihm. Die letzten Sätze las er mit einer Miene, als ob er der Andres selber wäre und als ob sich die Herren im Ries nun vor ihm zu verkriechen hätten. Nachdem er eine Minute bedeutsam geschwiegen, gab er der Wittwe den Brief zurück und sagte: „Der Andres ist ein Mann, vor dem man Respekt haben muß. So ist's, wie er sagt, und nicht anders!" — „Nicht wahr?" versetzte die geschmeichelte Mutter; „er schreibt beinah so schön, wie ein Pfarrer!" — „Bah," entgegnete Tobias verächtlich, „wie ein Pfarrer! Die wann so schreiben könnten, ja, dann wär's gut! Aber so kann man nur in Amerika schreiben, sonst nirgends in der ganzen Welt!" — Er ergriff den Krug, dem er schon während des Lesens zugesprochen hatte, und

leerte ihn mit einem Zug, heroisch wie seine Empfindungen. Dann zahlte er und fragte die Alte, ob sie mit ihm nach Hause gehen wolle. Diese war mit der Halben, die sie sich hatte bringen lassen, gleichfalls zu Ende und freute sich, auf dem Heimweg „einen Unterhalt" zu haben. —

Wie sie hinter einander den Fußweg hingingen, der sie nach Hause führte, war die Unterhaltung doch nicht so groß, wie das Weib gehofft haben mochte. Den Geist des Schneiders beschäftigte das Gelesene. Er sah mit rothem Gesicht schweigend vor sich hin; zuweilen erhob er den Kopf, blickte stolz und wild in die blaue Luft und nickte gewichtig. Schon hatten sie die Hälfte des Weges hinter sich, als er endlich den Mund öffnete und seine Gedanken verrathend sagte: „Das muß ein merkwürdiges Land sein, das Amerika! Euer Andres hat mit der Sprach' gut fort gekonnt, schon wie er noch hier gewesen ist; aber so einen Brief schreiben! — solche Dinge sagen! Das muß ja eine Luft dort sein, wo einem die Dummheit von selber vergeht und wo man gescheidt und kurascheirt wird im Schlaf!" — „Ja, ja, 's ist wahrhaftig wahr," erwiderte die Alte; „wer hätte das geglaubt?" — Tobias fuhr fort: „Und Geld verdient man sich auch mehr als der Brauch ist? Kreuzsakkerment — da begreift man ja gar nicht, warum noch ein Mensch bleiben mag in dem Deutschland da? — „'s ist schier so," versetzte das Weib; „aber es kann halt auch nicht gleich jedes so fort, wie's will." — „So ist's," bemerkte der Schneider. „Mancher könnt' aber wohl fort und ging auch fort, wenn er wüßt, wie's wär'! — Ich glaub', es werden noch viele hineingehen von unserer Gegend." — „'s kann wohl sein," versetzte die Alte. — Tobias verstummte wieder und verharrte in seinem Schweigen, bis sie ans Dorf kamen.

Als sie in die Gasse einbogen, kam ihnen der geistliche

Herr entgegen, der den schönen Abend zu einem Spaziergang benutzen wollte. Tobias beschloß sogleich zu handeln, wie es seinen jetzigen Ansichten entsprach; vorübergehend rückte er nur ganz leicht den Hut und sagte: „Guten Abend, Herr Pfarrer," in einem Ton, als ob er einen Kameraden grüßte. Der alte Herr war zufällig in Gedanken und konnte also die Großthat gar nicht würdigen; den Burschen laufen lassend, dankte er der Wittwe, die sich vor ihn hingestellt und ihn mit einem förmlichen tiefen Knix geehrt hatte, freundlich und richtete, bevor er weiter ging, einige wohlwollende Fragen an sie, die sie demüthig beantwortete. Tobias wartete und sah die Nachkommende mit einem Blick an, als wollte er sagen: „O du gute Alte — wie wenig hast du den Brief deines Sohnes begriffen!" — Auf dem Weg, den sie noch mit einander zu machen hatten, fand er seinen ruhigen Ernst wieder, gab dem Weibe zum Abschied die Hand und sagte: „Ich dank' Euch, daß Ihr mich den Brief habt lesen lassen. Ihr habt mir einen Gefallen gethan, wie mir kein Mensch einen größern hätte thun können!" —

In seine Stube eintretend, fand er den Vater allein. Er grüßte ihn leicht, zeigte ihm die gekauften Sachen und empfing dafür seine Anerkennung, denn sie waren gut und billig erworben. Nachdem der Alte das Lob gespendet, verrieth er eine eigenthümliche Unruhe, und eine Verlegenheit, als ob er nicht recht wüßte, was er nun thun, ja nicht einmal, was für ein Gesicht er machen sollte. Er rückte mehrmals an der alten Pelzkappe, die er im Hause trug, stellte sich dann zum Fenster und sah durch zwei Geranienstöcke, womit „der Sims" geziert war, auf die Gasse hinaus. Tobias betrachtete ihn und schüttelte den Kopf; er war seinerseits mit einem Vorsatz gekommen, überlegte nun, wie er die Sache einleiten sollte, und war eben daran, das Wort

zu ergreifen, als der Alte sich umdrehte und entschlossen begann: „Hör', wir müssen heut noch ein ernsthaftes Wort mit einander reden. — Ich hoff', du kannst etwas Vernünftiges anhören?" — „Das schon," erwiderte Tobias verwundert. „Grad heut!" — „Das ist gut," versetzte der alte Schneider. „Also kurz von der Sach' g'red't! — Der junge Schuster hat heut Vormittag um die Sibylle anhalten lassen, die hat aber nicht Ja gesagt, sondern sich drei Tage Bedenkzeit ausgebeten, weil sie dich immer noch lieber hat und hofft, daß du jetzt, wenn du den Ernst siehst, deinen dummen Handel mit der Pfarrmagd lassen und zu ihr kommen wirst. Das hat mir einer gesagt, der von dem Weber dazu den Auftrag gehabt hat. Der Weber gibt auch das Haus ab, und noch dazu weit billiger, als ich gedacht hab'. Also entschließ dich kurz, zieh dich an und wir machen den Handel heut noch richtig." — Tobias hatte mit steigender Verwunderung gehorcht; jetzt verzog er den Mund zu einem spöttischen Lächeln und erwiderte spielend: „Ich glaub's nicht! Das machst du mir nur vor!" — „Ich mach' dir nichts vor," entgegnete der Vater streng. „Was ich sag' ist die lautere Wahrheit!"

In der That verhielt es sich so. Die Sibylle, die von dem Verhältniß des jungen Schneiders zur Bäbe keine Ahnung gehabt und immer hoffend gewartet hatte, war freilich tief beleidigt durch die Streiche, die sie von ihm erfuhr, und verachtete ihn drei Tage lang von ganzem Herzen. Nach und nach trat aber doch die alte Neigung wieder hervor, sie dachte sich das Zusammenleben mit dem hübschen, bösen Menschen angenehmer als jemals und freute sich, daß die Anfrage des jungen Schusters ihr Gelegenheit gab, gegen die hergelaufene Person noch mit allen ihren Vortheilen in's Feld zu rücken. Sie sprach kräftig mit dem Vater, hielt ihm namentlich den

wichtigen Umstand vor, daß Tobias wenigstens zweihundert Gulden mehr Heirathgut bekommen werde als der Schuster, daß die Geschichte mit der Pfarrmagd eine Dummheit sei, wie sie der Schuster wohl auch schon gemacht haben werde, daß man solche Sachen verzeihen müsse, besonders weil der gute Mensch gewiß nur von der Person verführt worden sei, und daß Tobias, wenn man ihn wieder ins rechte Geleis bringe, der beste Ehemann sein werde. Sie überredete den Weber, das Haus abzugeben, wie sie's für billig fand, indem sie die schönsten Versprechungen machte — kurz, sie lenkte den Handel so praktisch, wie man es von einem Dorfmädchen gewöhnlichen Schlags nur immer erwarten konnte. Den Unterhändler, der zum Schneider gehen sollte, belehrte sie selbst, und hoffte um so mehr auf einen guten Ausgang, als sie doch glauben mußte, daß es am Ende Vater und Sohn lieb sein würde, auf diese Art mit einemmal aus dem wüsten Gerede und aus der Schande zu kommen. — Bei dem Alten traf sie es. Dieser athmete auf, als er die Kunde vernahm, die der Mittelsmann natürlich nur als von ihm ausgehend brachte, ohne indeß dem Schneider die Wahrheit verbergen zu können. Er sprach mit würdigem Ernst seinen Dank aus und beschloß augenblicklich, zur Erreichung dieses guten Zwecks von allen Mitteln seines väterlichen Ansehens Gebrauch zu machen. Wie gewaltthätige Menschen sich an eine beinahe schon verlorene Sache um so hartnäckiger anklammern und meinen, gerade jetzt müsse sie noch gewendet und gerettet werden können, so empfand der alte Schneider eine förmliche Wuth, seinen Willen durchzusetzen und sich durch den Sieg über den Burschen für allen Verdruß der letzten Zeit schadlos zu halten.

Als Tobias auf die erste Erklärung nicht gleich antwortete, fragte der Alte: „Nun, werd' ich was hören?“ —

Der Sohn zuckte die Achseln und erwiderte lächelnd: „Vater, du hast's heut schlecht getroffen!“ — „Wie so?“ rief der Alte, indem er ihn staunend ansah, „schlecht getroffen?“ — „Ja,“ versetzte Tobias; „weil du mich heute weniger als jemals dazu bringen wirst, diese einfältige Person zu heirathen.“ Der Vater betrachtete ihn von oben bis unten, trat dann einen Schritt näher und sagte mit tiefem Ernst: „Tobias, ich rath' dir's in Gutem, mach' mich nicht zornig. Ich versteh heut gar keinen Spaß, und du hast mich noch lange nicht kennen lernen, wie ich eigentlich bin! Das kann ich dir sagen!“ — Tobias, der seinen Kopf erhoben, entgegnete: „Und du hast mich auch noch nicht kennen lernen, wie ich eigentlich bin!“ — Der Alte machte ein Gesicht, wie einer, den seine bisherigen Begriffe zu verlassen anfangen. „Was ist denn aber das?“ rief er endlich. „Wo nimmt denn der Mensch auf einmal die Unverschämtheit her?“ — „Ja,“ erwiederte Tobias mit halbem Lachen, „das glaub' ich schon, daß du dich darüber wunderst!“ Ernster setzte er hinzu: „Ich hätt' mich eben früher schon so benehmen sollen gegen dich. Es ist eine Dummheit gewesen, daß ich mich vor dir gefürchtet hab', ein reiner Unsinn! — Das hat aber jetzt ein Ende!“ — Das Staunen und die Entrüstung des Alten erreichten den höchsten Grad. Auf einmal ihn von der Seite betrachtend, rief er verächtlich: „Hast du ein Glas Bier zuviel getrunken und spielst jetzt den großen Hansen? — Dem will ich abhelfen!“ Mit heftig strengem Ton und den Arm gebieterisch ausstreckend, rief er: „Zieh dich an! Es ist die höchste Zeit, daß wir hingehen! — Schnell! Auf der Stell'!“ — Tobias erwiderte ruhig und bestimmt: „Ich mag nicht!“

Jetzt verließ den Alten die bisher mühsam behauptete Geduld. „Wie,“ rief er mit Wuth und mit aller Verachtung der Wuth, „wie, du willst dich gegen deinen Vater

stemmen? Du elender Mensch! Du erbärmlicher Kerl! Du Tropf! Du Garnichts! Du willst —." — Tobias war einen Schritt zurückgetreten und blaß geworden wie die Wand. Die so unsägliche Geringschätzung ausdrückenden Schmähreden waren wie vergiftete Pfeile in sein Herz gedrungen; bebend vor Entrüstung sah er den Alten an und rief: „Schimpf nicht so! Es ist eine Schand', wenn ein Vater so zu seinem Sohn red't! Pfui, was ist das für ein Benehmen! Was sind das für gemeine Manieren! Da sieht man schon —!" —

Weiter konnte er nicht reden. Der Alte, aufs höchste erzürnt über die Widersetzlichkeit und über die Vorwürfe, die er von „seinem Buben" zu hören bekam, ging auf ihn los, um die ultima ratio der Despoten gegen ihn anzuwenden; aber Tobias trat rasch weiter zurück, ergriff schnell wie der Blitz die auf dem Tisch liegende große Tuchscheere, erhob sie und schrie mit flammenden Augen: „Schlag' mich nicht — oder es giebt ein Unglück!"

Der Alte hielt inne und starrte ihn an. Er war erschreckt — nicht von der Scheere, obwohl die an rechter Stelle sehr gut treffen konnte — sondern von dem Anblick des Tobias. Bleich bis in die Lippen, schnaubend und zitternd stand er vor ihm. Aus den Augen blitzte rasender Grimm und aus dem Gesicht ging der tiefunheimliche Glanz eines bis zum Wahnsinn gereizten und rachewüthigen Menschen. Der Vater, obwohl erzürnt, war doch nüchtern und sonst bei gesunden Sinnen — er trat zurück, wie der Vernünftige vor dem Tollen, indem er nur mit gedämpfter Stimme gleichsam für sich ausrief: „Das muß ich sagen!" — Mit ordentlicher Spannung sah er den Burschen an, mit dumpfer Neugier, was er nun beginnen werde.

Tobias ließ den mit der Scheere bewaffneten Arm sinken, aber nur so weit, daß er gegen einen erneuerten Angriff immer gerüstet war, und mit einem Ton, der halb wüthend, halb klagend und weinend klang, begann er: „Nein, es ist zu arg — es ist eine Sünd' und eine Schand', wie man mit mir umgeht! Von Jugend auf hat man mich verspottet, geärgert und geschlagen und alle sind zusammengestanden gegen mich! Daheim, wo man eine Hülf' haben sollte, macht man mir's ärger als draußen — mein leiblicher Vater verachtet mich und schimpft und schlägt und stößt mich, wenn's ihm einfällt. Und ich bin der gute Esel und lass' mir's gefallen und geb' nach und was ist der Dank? Daß man ein Recht draus macht, daß man mich kommandirt wie einen Hund und traktirt wie einen Hund und auf mir herumtrampelt, als ob ich von unserm Herrgott extra dazu geschaffen worden wär'! Wenn ich alles thu', dann hab' ich nichts gethan; und wenn ich einmal mucke, dann ist's ein Verbrechen, daß ich augenblicklich todtgeschlagen werden muß! Jetzt, wo ich ins fünfundzwanzigste Jahr gehe, soll ich ein Mädchen heirathen, das ich nicht leiden kann, wegen seinem Bettelgeld, blos weil's ein Anderer haben will! Ich werd' gar nicht drum gefragt, ob ich sie auch mag oder nicht, ich bin der Garnichts und muß! Jeder hat ein Recht und eine Ehr' und einen Willen in der Welt, nur ich allein nicht! Ich bin also wirklich die erbärmlichste Kreatur auf Gottes Erdboden? Ein Kerl, der nichts kann und nichts darf, der nur zu thun hat, was andere haben wollen, und dafür Schläg' und Verachtung annehmen muß? Ein elender Mensch — ein Tropf? Ei, da soll ja gleich das Donner und d's Wetter alles zusammenschlagen! Kreuz Herrgott Millionen!" —

Mit einem bis zur Sinnlosigkeit gesteigerten Grimm und einem Rachegefühl, das sich nur durch Vertilgung genügen

konnte, sah er um sich und hieb mit der Scheere in den Spiegel an der Wand, daß er in tausend Trümmer zersprang. Heiser schrie er: „Alles muß hin sein!" — ging über das benachbarte „Kantenbrett" her, und die Scherben von Krügen, Tellern und Schüsseln flogen klirrend auf den Boden. Er war förmlich rasend geworden. In einer Erregtheit, als ob alle Furien in ihm tobten, Schaum auf der Lippe, die Augen rollend, fuchtelte er mit seinem Instrument, schlug blind um sich, schlug die Hand in einen Splitter, daß das Blut heruntertroff, schimpfte und fluchte. — Die Maßlosikeit des Gebahrens, der giftige Blick, das Schäumen des Mundes und das Zucken der Glieder machte förmlich den Eindruck des Gräßlichen.

Der Alte hatte während der Rede nichts einzuwenden gefunden — er war von der Wahrheit, die in den Vorwürfen lag, getroffen. Als Tobias immer leidenschaftlicher wurde und endlich um sich schlug wie ein Besessener, erschrack er zu Tode, — er hielt ihn für wirklich verrückt und ging, kein Auge von ihm verwendend, rückwärts und rückwärts. Der Bursche drang nach und fuchtelte wild — der Alte sprang hinter den Ofen, ergriff einen Stuhl und hielt ihn als Schild vor.

So hatte sich denn das Blatt unerwartet, aber begreiflich gewendet. In dem entsetzten Alten waren Stolz und Zorn so ganz und gar der Angst gewichen, daß er nicht dazu kam, den Sohn in seinem Vertilgungswerke zu stören, obwohl der dadurch angerichtete Schaden ihm sehr empfindlich sein mußte. Nur als Tobias endlich auch die in der Nähe des Ofens aufgestellten „Milchscherben" (Töpfe) zerschlug, daß die „gestockte" Milch in der ganzen Stube herumflog, da rief er dringend, ja flehentlich: „Um Gotteswillen, To-

bias! Hör' auf! Bist du denn ganz rasend? Hör' doch auf! Ich bitte dich!"

Dieser Zuruf brachte den Fürchterlichen wieder zu einiger Besinnung. Durch die letzten Thaten gekühlt, mit gestilltem Vernichtungsdurst, hielt er inne. Die Zornwogen sanken und Vernunft kehrte wieder in sein Haupt zurück. Als er nun aber umherschauend die Splitter und die Milchflocken auf dem Boden und den Vater seinen Stuhl vorhaltend hinter dem Ofen erblickte, da empfand er nicht Scham und Reue, vielleicht gar Schreck über das verübte Werk, nein, Stolz, höchsten Stolz — und die Süßigkeit der vollgesättigten Rache. Endlich hatte er seine Rede wahr gemacht und seinen Willen behauptet, nicht wie ein Esel, der sich schlagen ließ, sondern wie ein Löwe, der auf seine Gegner losgeht und alles in die Flucht jagt! Ein Gefühl durchdrang ihn, so herrlich wie niemals in seinem Leben — die Seligkeit eines durch Muth und Schlagkraft errungenen vollständigen Sieges! Und in dem Bewußtsein des Geleisteten, erhellte ein Genius seinen Geist und gab ihm die Fähigkeit, den Sieg auch zu benutzen. Hatte die Springflut des Zornes ihm vorhin den Sitz des Verstandes überschwemmt, weggeflößt hatte sie diesen nicht; und als die Wellen sich verliefen, erhob er sich, wie von dem Bade gestärkt, mit erneuter Kraft, um das, was er seit Jahren versäumt, mit Einem Schlage wieder gut zu machen.

Auf den nochmaligen Zuruf des Alten: „Hör' auf, ich bitte dich!" trat er, die Scheere in der blutenden Rechten, zum Ofen und versetzte: „Ich will aufhören — weil du mich drum bittest! — Aber die Bäbe muß ich heirathen dürfen! — Mein Geld muß ich herauskriegen — was ich von der Mutter hab' und was mir von dir gehört! — Und thun muß ich dürfen, was ich will, nicht was andere Leut' wollen! — Kreuz Herrgott!" — Der Alte, der ihn bei diesen Worten

auf's neue die Augen verdrehen sah und immer noch nicht sicher war, daß er's nicht mit einem wirklich Tollen zu thun hatte, entgegnete: „Alles, alles! Heirath' wen du magst, nimm, was dir gehört, und thu, was du willst!" — „Schwörst du mir's?" rief Tobias. — „Ich schwör' dir's," erwiderte der Alte. — „Nun, dann ist's gut," versetzte der Bursch und ließ den Arm mit der Scheere niedersinken. Mit Stolz fügte er hinzu: „Ich bin alt genug, um selber einen Mann zu machen; ich hab' meinen Verstand (daß Gott erbarm'! dachte der Alte) und werde dir beweisen, was ich für ein Kerl geworden bin!" — Indem er ihn dabei ansah, fuhr er lächelnd fort: „So geh jetzt nur wieder vor — ich thu dir nichts!"

Der Alte, der den Stuhl in die Ecke gesetzt, ging langsam vor, indem er ihn scharf im Auge behielt; denn die Veränderung an dem Burschen war so vollständig, daß er noch immer nicht wußte, was er von ihm denken sollte. Tobias, mit einer Sicherheit, als ob er unnahbar geworden und ihm keine Gewalt der Erde mehr was anhaben könnte, legte die Scheere weg. Seine Gesichtszüge milderten sich, seine Augen blickten in schönem Glanze immer verständiger, und das angenehmste Selbstbewußtsein sprach aus dem hübschen Gesicht. Ruhig ging er in die Küche, brachte eine Schüssel mit Wasser zurück, wusch sich die Rechte, nahm aus dem Wandschränkchen ein Pflaster heraus und beklebte die Wunde. Dann ergriff er die Scheere, betrachtete die Waffe, mit der er so große Dinge gethan hatte, einen Moment wohlgefällig, wusch auch sie und legte sie sorgfältig getrocknet auf den Tisch. Der Alte sah ihm schweigend zu; er sah das Vernünftige, Bedachtsame seines Thuns, er sah, daß er nicht nur nicht verrückt, sondern mehr als jemals bei gesundem Verstande sei. — Er hatte verspielt. —

Wer das menschliche Herz kennt, weiß, daß der Streit

damit in der That aus war. Der Alte hatte ein Versprechen gegeben, einen Schwur gethan. Durch die Klagrede des Sohnes über sein eigenes Unrecht aufgeklärt, fühlte er zugleich, daß ein Mensch, der sich so benahm, ihm in dieser Sache nicht mehr nachgeben, und daß die Erneuerung seiner Gewaltsamkeit ihn zu nichts führen würde, als allenfalls zu häuslichem Unglück. Was aber die Hauptsache war — der Bursch hatte ihm Respekt eingeflößt; er hatte gezeigt, daß er sich auch rühren konnte, wenn man's ihm zu arg machte — daß er doch nicht bloß der Mutter nachschlug, sondern auch was von ihm hatte. Dieser Gedanke schmeichelte dem Vater und er konnte nicht umhin, gegen den „verfluchten Kerl" sogar eine gewisse Neigung zu empfinden. Zu alledem kam noch die Anmuth des Sohnes, die Folge der wiedereroberten Ehre — die schöne Sicherheit, der kindliche Glaube, der aus ihm sprach, daß er sein Glück ein für allemal geschmiedet und von jetzt an nur gute Tage möglich seien. Wer hätte so brutal sein können gegen den Unbewaffneten der physischen Uebermacht zu gebrauchen und ihn aus dem Himmel so schöner Freude wieder herabzustürzen? Ein normaler Rieser wenigstens nicht! In einem solchen stieg jetzt der Humor auf, der zu denken vermochte: Hol' die ganze Geschichte der Teufel!—

Während Tobias die abgetrocknete Scheere weglegte, sah der Alte mit tragikomischem Lächeln in der Stube umher. Auf die Splitter und Scherben deutend, sagte er: „Da kann ich mir jetzt eine neue Einrichtung kaufen!" — Der Sohn entgegnete mit Würde: „Das geht dich nichts an, Vater! Ich hab' die Sachen zerschlagen und ich schaff' sie auch wieder an — von meinem Geld!" — „So so," versetzte der Alte. „Nun, du kannst freilich zahlen — du bist jetzt ein Kapitalist!" — Tobias sah ihn auf diese Rede zugleich schelmisch und gutmüthig an und sagte: „Vater, nimm die Sach', wie

sie ist. Du hast deinen Willen oft genug durchgesetzt, die Reih hat auch einmal an mich kommen müssen. Bedenk', daß ich vierundzwanzig Jahr' alt bin, und daß es für dich eine größere Ehr' ist, wenn dein Sohn Haar auf den Zähnen hat, als wenn er ein Tropf wär' und sich alles gefallen ließe. Beim Teufel! Kurasche muß man haben, dann setzt man seine Sachen durch! Du sollst sehen, wie's mit mir nun vorwärts gehen wird, und nicht reuen, sondern freuen wird es dich, daß du mir nachgegeben hast!" — Der Vater zuckte die Achseln und sagte: „Wir wollen sehen!"

Die beiden Schneider waren so ausschließlich mit sich beschäftigt, daß sie einen Trupp Menschen, der sich auf der Gasse angesammelt hatte, durch die freilich kleinen, etwas trüben, und überdies von Geranien verdunkelten Fenster entweder nicht wahrnahmen, oder wenigstens nichts darauf gaben. Jetzt aber mußten sie emporsehen — die Thür ging auf und die Walpurg trat ein, mit allen Zeichen des Schreckens in ihrem Gesicht.

Die Haushälterin war bei dem Krämer des Ortes, der am andern Ende des Dorfes sein Haus hatte. Wie sie eben nach abgeschlossenem Kauf mit dem Weib desselben noch eine gemüthliche Plauderei begann, ging ein Bauer vorbei, sah die unter der Thür Stehenden und rief: „Walpurg, macht, daß Ihr nach Haus kommt, sonst schlägt Euer Alter den Tobias noch gar todt! Es geht fürchterlich zu bei Euch!" — „Um Gottes Himmelswillen," rief das gute Weib und eilte, was sie eilen konnte. Wie sie den Haufen Menschen vor ihrem Hause sah, erschrak sie dermaßen, daß sie beinahe nicht mehr gehen konnte. „Nun," rief sie einer Alten zu, „was ist's denn?" — „Jetzt ist's wieder ruhig," sagte diese; „aber," fügte sie mit einem Schauerton hinzu, „da ist's arg hergegangen! Weiß Gott, was du sehen wirst da drinnen!" —

Die Walpurg bebte am ganzen Leibe; aber Pflichtgefühl und Neugier siegten über ihre Furcht und sie ging ins Haus.

Wie sie den Tobias dastehen sah, athmete sie auf: es war wenigstens nicht zum Todtschlag gekommen! Aber sie sah die Zerstörung in der Stube, sie sah Milch und Blut auf dem Boden, sah das Pflaster an der Hand des Tobias — das Verbrechen des Alten war klar! Und nun mochte es gehen, wie es wollte — sie mußte reden und dem *Alten sagen*, was er für ein Mensch sei. Indem sie die *tiefste* Mißbilligung auf ihrem Gesicht ausdrückte, rief sie: „Ist jetzt das auch recht, sein eigenes Kind so zu behandeln — einen Menschen in dem Alter so zu schlagen, daß das Blut in der Stube herumläuft? Das ist gottvergessen! Und wenn Ihr mich gleich aus dem Haus jagt, so muß ich Euch sagen —" — Das Angesicht des Tobias hatte sich bei diesen Worten erheitert, und der Alte fiel mit humoristischem Unmuth ein: „Sei ruhig mit deinem dummen Geschwätz! Ich bin froh, daß er mich nicht todtgeschlagen hat, der Blitzkerl!" — „Ja, ja, Bas," fügte Tobias lächelnd hinzu, „dasmal ist's anders gegangen, als Ihr meint. Ich hab' den Spieß umgedreht!" — „Ach, das ist nicht möglich!" rief sie. — „Nicht möglich?" fragte Tobias, indem er die Stirn runzelte. „Warum nicht möglich?" — „Nun weil —" entgegnete das Weib, indem sie lächelnd ihren Blick von ihm zum Vater gleiten ließ. — „So," versetzte Tobias, „Ihr glaubt, daß ich nichts durchsetzen kann? Ihr haltet mich für einen elenden Kerl?" — „Gib dich drein, Walpurg," rief der Vater, „und mach' ihn nicht bös, sonst geht es über Dich her!" — „Ja, du lieber Himmel," versetzte das Weib immer noch zweifelnd, „da muß sich ja dann die ganze Welt verwandelt haben!" — „Die ganze Welt nicht," bemerkte der Sieger wieder freundlich, „aber i ch hab' mich verwandelt, Bas! Ich hab' endlich gethan, was ich schon lang

hätte thun sollen!" — „So?" versetzte die Walpurg, indem sie den Blick auf die Verwüstung richtete; „das muß ich sagen!" — Tobias, ihre Gedanken errathend, entgegnete: „Darauf kommt nichts an. Mit einer Karlin ist der Schaden wieder gut gemacht; was es mir aber genutzt hat, das würd' ich nicht um tausend Karlin hingeben! — So, klaubt die Scherben zusammen und macht dann, daß wir eine Suppe kriegen!"

Während das Weib die Trümmer auflas, öffnete die Thüre sich wieder und Kasper trat ein — von einem Gang herkommend, den ihm der Vater aufgetragen. Auch er hatte die Leute vor dem Hause gefragt, aber schon eine weniger tragische Antwort erhalten, und er ging in die Stube mit der Aussicht auf die gänzliche Demüthigung des Bruders. Als er diesen stolz und zufrieden neben dem Vater stehen sah, gaffte er ihn an. Tobias rief: „Ah, du kommst grad recht!" Und mit dem Blick eines Gebieters fügte er hinzu: „Hilf der Bas die Sachen zusammenklauben. Mach!" — Der Bube, mit entrüstet trotziger Miene, sagte: „Klaub du nur selber zusammen!" — Da ging Tobias auf ihn zu, erhob die Rechte und rief: „Willst du gleich helfen, dummer Bub, oder ich geb' dir eine Ohrfeig', daß du den Himmel für eine Baßgeig' ansiehst!" — Kasper, der den Bruder entschlossen, den Vater unbeweglich sah, bekam eine Ahnung von dem Stand der Dinge, ging knurrend bei Seite und gehorchte. Nachdem so ziemlich aufgeräumt war, eilte die Walpurg aus der Stube. Bald ließ sich auf der Gasse ein Gemurmel hören nebst Ausrufungen der Verwunderung, und der Haufe zerstreute sich. Die Alte kam dann mit einem Kübel voll Wasser und einem Waschlappen zurück und begann die völlige Reinigung der Stube. —

Nach einer guten halben Stunde saß die ganze Familie

friedlich beim Abendessen. Alle Spuren der Zerstörung waren verwischt — die Stube frischer als vorher und so heimlich als jemals. Tobias hatte die Zeit zu seiner Exekution in sofern gut gewählt, als am Samstag Boden, Tisch und Bänke ohnehin geputzt werden mußten; es machte kaum besondere Arbeit nöthig und die Haushälterin konnte noch am Tag die Suppe auftragen. Die gute Alte war nach ihm am vergnügtesten. Ueber die Ereignisse des Abends in der Hauptsache unterrichtet, freute sie sich herzinniglich, daß ihr geheimer Liebling den bösen Alten so „gekriegt“ hatte und seinen lieben Schatz zum Weib haben sollte. Einen ganz besondern Spaß machte es ihr, daß der Kasper, der auch sie durch grobe Reden schon öfters geärgert hatte, lächerlich verdutzt dreinschaute und nicht „Mau“ zu sagen wagte. Sie betrachtete ihn und den Vater, und eine Schadenfreude umspielte ihre Lippen, so tief und frisch und doch so gutmüthig, daß sie dem alten Gesicht ordentlich etwas Anmuthiges gab.

Gegen das Ende des Essens veränderte sich die Miene des Alten und er machte ein seltsames Gesicht. Nachdem der Auftritt in jedem Betracht geendigt war, hatte er ihn doch wieder überdenken müssen, und staunte nun hinterdrein über seine Möglichkeit. Das Ganze erschien ihm wie ein toller Traum, lächerlich und dessenungeachtet über die Maßen ernsthaft. Soll ich dem Burschen jetzt wirklich nachgeben müssen? Soll ich verloren haben? Diese Frage erhob sich noch einmal in ihm und er überlegte. Aber alle bessern Gründe sprachen für's Nachgeben — die Quelle gewaltsamer Thaten sprudelte nicht mehr in ihm — er beschloß mit guter Manier sich zu fügen.

Tobias erhielt eine Ahnung von diesen innern Vorgängen und fühlte sich durch Gutmüthigkeit und Klugheit getrieben, den Ueberwundenen durch freundliche Reden munterer zu machen und ihm namentlich durch kindliche Bescheidenheit

wohlzuthun. Er war, wie gesagt, erleuchtet — und hatte noch einen Zweck; er wollte, das Eisen schmiedend, so lange es warm war, heute noch die Geldfrage erledigen. —

Als die Walpurg in die Küche, Kasper aus der für ihn höchst unheimlichen Atmosphäre in den Hof abgegangen war, sagte er: „Vater, ich glaub', es ist das Beste, wenn wir heut auch gleich ausmachen, was ich von dir zum Heirathgut bekomme." — Der Alte, das Praktische dieses Antrags erkennend, erwiderte mit kuriosem Lächeln: „Ja, das glaub' ich schon auch, das dies das Beste ist!" — „Nun," rief unser Bursche treuherzig, „so sag' mir gleich, was du über das mütterliche Vermögen von dir noch geben willst!" — Der Alte besann sich und nannte ihm endlich eine Summe, die nach Verhältniß seines von Tobias nicht ganz gekannten Vermögens gering war, so daß der geliebtere Kasper immer noch um ein Gutes besser bedacht werden konnte. Der Sohn erkannte wohl, daß der Vater ihn keineswegs begünstigte, aber er war in höherem Schwung der Seele — nebenbei gesagt auch um dieses froh! — und versetzte: „Damit bin ich zufrieden und dank' dir schön!" — Er reichte dem Alten die Hand, und dieser, von solcher Bescheidenheit und Bravheit beinahe gerührt, drückte sie ihm väterlich.

Nach einer Pause begann derselbe mit theilnehmend zweifelndem Ausdruck: „Was willst du denn aber jetzt eigentlich thun? — Wenn das Mädchen hundert Gulden hat, wird's alles sein; oder hat sie mehr?" — Tobias erwiderte groß: „Darnach frag' ich gar nicht." — „So!" meinte der Alte mit ironischer Bewunderung. „Aber auf die Art bringt ihr nicht viel über tausend Gulden zusammen, und du bist das nothige Leben nicht gewohnt."— „Noth werden wir nicht leiden," warf Tobias bestimmt ein. — „Wo wollt ihr denn aber hin?" fragte der Alte. „Im Dorf ist nichts frei. Und als Dritter

könntest du von der bloßen Schneiderei ohne ein ordentliches Anwesen hier gar nicht leben." — „Im Dorf will ich auch nicht bleiben," versetzte der Sohn. — „Wo denn?" fuhr der Alte fort. „Weißt du etwas in der Nachbarschaft? Oder," setzte er etwas spöttisch hinzu, „im Kesselthal?"

Tobias zeigte ein Gesicht wie einer, der seiner Sache gewiß ist, und erwiderte: „Vater, ich mein, wir haben heut genug mit einander ausgemacht. Lassen wir's dabei bewendet sein, morgen ist auch noch ein Tag. Ich weiß, wo ich hingehör' und wo ich mein Glück machen muß — und wenn ich das sag', dann ist's genug," — Der Alte schaute ihn an und schüttelte den Kopf. „Darf's der Vater nicht wissen?" — „Jetzt noch nicht," versetzte der Bursche, und da er im Gesicht des Alten tiefen Unglauben erkannte, stand er auf und sagte: „Vater, vertrau' mir! Ich hab' dir heut gezeigt, daß ich etwas kann, was du mir vorher nicht zugetraut hättest („Unverschämter Mensch!" dachte der Alte) — und jetzt soll's immer so fort gehen („Gute Aussichten!"). Vom heutigen Tag hebt für mich ein neues Leben an. Ich werde glücklich, ich werde, und das in nicht gar zu langer Zeit, ein reicher und angesehener Mann sein — und du wirst deine Freude an mir haben." — Der Alte war versucht, ihm ins Gesicht zu lachen; er begnügte sich indessen mit einer Geberde, die ungefähr sagte: „Ich muß dich jetzt gehen lassen! Wenn du ein Narr und Bettler wirst, ist's deine Sache." —

Tobias beachtete diese Bewegung um so weniger, als es unterdessen dunkel geworden war und die Glocke „bedächtig" neun Uhr schlug. Der Glückliche hätte nun zur Bäbe gehen und der Guten, Lieben und Treuen den Erfolg mittheilen können; aber er hatte sich etwas anderes ausgedacht, was ihm schöner dünkte; und da ihn die Ereignisse

des Tages doch ermüdet hatten, sagte er dem Vater herzlich Gutnacht und ging zu Bette.

## VI.

Am andern Morgen war unser Schneider der Löwe des Tages. Der Abend des Samstags ist auch für den Bauer eine Ferienzeit; man besucht sich mehr als sonst in der Woche, das Wirthshaus hat größern Zuspruch und man überläßt sich mit reinerem Behagen der Lust des Gesprächs. Daß nun ein Auftritt, wie der zwischen Tobias und seinem Vater, mit der größten Schnelligkeit im ganzen Dorf herumkam, ist bei dem Interesse, das die Familie schon auf sich gezogen hatte, nicht zu verwundern. Aus den Vermuthungen des Trupps, der vor dem Hause stand, aus der Nachricht der Walpurg, die den Streit als nicht der Rede werth darstellte, und endlich aus den Zusätzen phantasiebegabter Erzähler bildeten sich verschiedene Lesarten, die sich zum Theil stark widersprachen. Nach den Ansichten der meisten gab es in dem Schneiderhaus eine „schreckliche Geschichte;" denn die Walpurg mochte sagen, was sie wollte — daß weder der alte, noch der junge Schneider ins Wirthshaus kamen, was sie sonst an diesem Tag nie versäumten, das war deutlich genug. Nach den Einen jedoch hatte der Vater den Sohn halb todtgeschlagen, nach den Andern der Sohn den Alten mit einem Hammer oder Beil auf den Kopf getroffen, daß das Blut in der Stube herumlief — daß er einen „Treff" hatte auf sein Lebtag und am Ende noch das Gericht einschreiten mußte. — Sonntags in der Früh klärten sich die Meinungen. Die Ansicht vieler kam der Wahrheit ziemlich nahe; nur blieb das letzte Ergebniß des Streites unbekannt. Daß der junge Schneider diesmal über den alten Herr ge-

worden, das stellte sich eine halbe Stunde vor der Kirche bei den meisten als gewiß heraus. Und diese Thatsache erschien allen ungemein spaßhaft, wenn man auch noch nicht wußte, was nun daraus werden sollte.

Als zur Kirche geläutet wurde, sah man den alten Schneider allein aus dem Hof treten und still und ernst dem Gotteshaus zugehen. Weder auf dem Weg noch in der Kirche selbst konnte man an seinem Kopf die geringste Spur einer Verletzung wahrnehmen; diejenigen, die noch daran gehalten hatten, mußten ihre Meinung verbessern. Von der Kirche ging er erbaut und, soweit es die andächtige Stimmung zuließ, heiter nach Hause. Er war aber zugleich so in sich gekehrt, daß ihn auch nähere Bekannte nur grüßten und nicht zu fragen den Muth hatten.

Im Pfarrhaus war das Ereigniß erst kurze Zeit vor dem Beginn des Gottesdienstes bekannt geworden. Der Grund war, daß sich die Frau Lehrerin am Samstag unpäßlich fühlte, Abends nicht mehr ausging und auch am Sonntag erst spät sich erheben konnte. Die Lesart, die durch ein Bauernweib an die Pfarrerin kam, meldete arge Händel zwischen Vater und Sohn, wobei sie sich wechselseitig beschädigten und viele Geschirre zu Grunde gingen. „Also wieder!“ sagte sich die Frau mit Ernst und Unmuth, wie sie allein war. „Nun wird's bald unmöglich, den Skandal vor meinem Mann länger zu verbergen! — Daß er von der letzten Geschichte nichts erfahren hat, ist schon ein Wunder“ — (übrigens aus dem Charakter des Geistlichen und aus ihren eigenen Vorkehrungen zu erklären!) „Aber jetzt, wo die Sache wieder aufgerührt ist, wird am Ende doch etwas an ihn kommen und es wird vielleicht nothwendig werden, ihm alles zu sagen. Wollte Gott, das Mädchen hätte mein Haus nie betreten!“ — Das Zusammenschlagen der Glocken mahnte

sie, die sonntägliche Toilette zu vollenden und sich ins Gotteshaus zu begeben. Hier konnte sie von ihrem Stuhl den alten Schneider nicht sehen und auf dem Heimweg fragen wollte sie nicht; ihre bedenkliche Stimmung erfuhr daher keine Milderung. —

Sie war in der untern Stube allein — der Geistliche erquickte sich in der Gartenlaube, — als die Bäbe von der Küche hereinkam, um eine Frage wegen des Mittagessens an sie zu richten. Das Mädchen zeigte das gefaßte, stillhoffende, sanft melancholische Gesicht, das man seit dem entscheidenden Gespräch im Haus an ihr gewohnt war. Die Frau gab ihre Anweisung und fuhr dann mit der Miene des Bedauerns, ja der Anklage fort: „Bei dem Schneider hat's gestern wieder Streit gegeben! Hast du schon was davon gehört?" — „Ja," versetzte die Bäbe mit dem Ton der Ergebung; „aber nichts Genaueres. Man hat mir nur gesagt, daß Vater und Sohn hintereinander gekommen sind." — Die Pfarrerin fuhr fort: „Mir ist dieser ewige Unfriede fatal, sehr fatal! Ich wüßte nicht, was ich drum gäbe, wenn ich nichts mehr davon hörte!" — „Ich bedaur' es auch," erwiderte die Bäbe, „aber ich kann nichts dafür." — „Wirklich nicht?" versetzte die Frau. „Hast du dir keinen Vorwurf zu machen? Hast du das Wort, das du mir gegeben, nicht gebrochen?" — „Nein, Frau Pfarrerin," entgegnete das Mädchen. „Einmal, vor acht Tagen, Abends gegen neun Uhr, sind wir uns zufällig auf der Gasse begegnet; aber wir haben kaum eine Minute mit einander gesprochen und uns nur unser Leid geklagt." — „Und du hast nicht an ihn geschrieben? Hast ihn nicht durch Klagen dazu gebracht, daß er seinen Vater mit Zumuthungen erzürnte?" — „Nein," war die entschiedene Antwort. „So wahr ich vor Ihnen stehe!"

Die Frau schwieg. Nach einer Pause begann sie:

„Der Handel ist um so unangenehmer, als man in dem Fall, daß Tobias auf seinem Kopf bleibt, kein Ende davon absehen kann. Den alten Eber bringt ihr nicht dazu, daß er euch nachgiebt. Den kenn' ich besser!" — „Es mag sein," versetzte die Bäbe. „Ich muß es eben annehmen, wie's kommt." — Das Gesicht der Pfarrerin erhellte sich, wie durch eine Anwandlung von Laune, und sie sagte: „Das Gescheidteste wär', wenn für dich jetzt eine gute Partie auskäm'! So ein reicher Wittwer etwa, der oft froh ist, wenn er ein tüchtiges Hausweib kriegt zu seinem Geld und seinen Kindern. Und das würdest du abgeben, dafür könnt' ich einstehen!" — Die Bäbe schüttelte unwillkürlich den Kopf und sah zu Boden. — „Wie," rief die Pfarrerin, „du würdest so einen Antrag ausschlagen?" — „Ja, Frau Pfarrerin," erwiderte das Mädchen. „So lang der Tobias keine Andere heirathet, heirath' ich auch nicht!" — „Das ist ja ernsthafter als ich gedacht hab'," rief die Frau. „Aber," setzte sie nach einer Weile hinzu, „was findest du denn nur so Besonderes an dem Menschen? Ein nettes Bürschchen ist er; aber so lang' ich ihn kenne, der Spott des Dorfes, furchtsam wie ein Hase und doch wieder eitel und prahlerisch — kurz, ein Schneider, wie's nur einen geben kann! — Hast du denn das nicht auch gehört und gesehen?" — „Allerdings, Frau Pfarrerin," entgegnete die Bäbe mit Ernst; „aber das macht mir nichts, seitdem ich ihn besser kennen gelernt hab' und weiß, wie er's in seinem Herzen meint. Seine Fehler sind Kleinigkeiten, die er ablegen wird mit der Zeit. Und wenn ihm auch was davon bliebe — meinen Sie, Frau Pfarrerin, daß ich nicht im Stande wär', mich seiner anzunehmen? In meinem Beisein würd' ihm Niemand etwas thun — dafür ständ' ich gut!"

Die Wangen des Mädchens hatten sich höher gefärbt und ihre Augen einen so muthigen Schein bekommen, daß



die Frau sich nicht enthalten konnte, sie beifällig anzusehen und zu nicken, als ob sie sagen wollte: „Du wärst's im Stande!" — Die Bäbe fuhr fort: „Der neue Streit zwischen Vater und Sohn ist zu bedauern; und ich kann ganz ehrlich sagen, daß er mir so unlieb ist, wie Ihnen. Aber was wird dran Schuld sein? Daß der Vater ihn wieder hat zwingen wollen, die Andere zu nehmen, und daß er sich nicht dazu hat bringen lassen. Und das muß mir doch auch wieder gefallen an ihm, und ich muß denken: wenn ihm auch manches fehlt zu einem rechten Mann — die Hauptsach' hat er doch! Wenn er so furchtsam gewesen ist von jeher und sich nichts getraut hat und nun einem so starken und gewaltthätigen Mann, wie sein Vater ist, doch nicht nachgiebt, sondern sich gegen ihn stellt und lieber alles aushält, als von mir läßt — muß ich ihm nicht auch lieber sein als alles? Und so einen Menschen sollt' ich lassen? Lieber sterben, Frau Pfarrerin, — gleich auf der Stell'!"

In die Augen des Mädchens waren Thränen gekommen, die sie nicht zu verbergen bemüht war. Die Pfarrerin schwieg, denn hierauf war nichts mehr zu sagen. Zu rechter Zeit ließ sich aus der Küche ein Geprassel hören, wie von einem überlaufenden Hafen. Die Bäbe wischte sich die Augen mit ihrer Schürze und eilte hinweg.

Das Mittagessen verlief ruhig; für den Geistlichen, der auf den Ruf der Bäbe schon sehr vergnügt vom Garten gekommen war, ungemein heiter. Der würdige Herr befand sich dermalen ganz und gar wohl und damit fähig, sich an allem aufs Innigste zu freuen. Die Blumen im Garten hatten ihn nie so glücklich gemacht, wie heute, und an dem Schatten in der Laube hatte er sich noch nie so wundersam gelabt, wie bis zu dem Augenblick, wo man ihn zum Essen rief. Ein frischgedeckter Tisch am Sonntag, mit blankem

Tischtuch, blanken Servietten, Reinheit und Reinlichkeit strahlend und duftend, und dazu die sichere Aussicht auf ungewöhnlich gute Speisen, können die Laune eines Mannes nicht niederschlagen, der sich bei höherem Wohlsein auch eines stärkern Appetits erfreut. Unser Geistlicher, liebevoll, wie er war, unterhielt das Gespräch wieder mit Loben; nach den Blumen und der Laube pries er die Suppe, das Rindfleisch und den Braten — und schwer war es zu sagen, welche Anerkennung gefühlter klang. Er nickte dankbar der Gattin zu, und ein paar freundliche Blicke fielen auch auf das Werkzeug, das die Gebote der Anordnerin vollstreckend den zweiten Preis errungen — auf die ab- und zugehende Bäbe. Nach Tisch zog er ein Cigarrentäschchen, das er für seltene Gelegenheiten bei sich führte, aus der Tasche des Ausgeh-Rocks — er wollte heute sogar rauchen! Die Frage der Pfarrerin: „Wird es dir nicht schaden, liebes Männchen?“ mit einer Hinweisung auf seine völlig hustenfreie Kehle beantwortend, zündete er an und war mitten im behaglichsten Dampfen, als die Bäbe den Kaffee brachte.

Auf einmal, wie sich auf etwas besinnend, rief er: „Mein, Frau, wie ich aus der Kirche gegangen bin, ist mir's gewesen, als hätt' ich hinter mir sagen hören, beim Schneider Eber hätt's Händel gegeben zwischen Vater und Sohn. Hast du was erfahren?“ — Das Mädchen konnte, wenn auch jede sonstige Bewegung, doch ihr Erröthen nicht verhindern; die Frau bemerkte: „Ja wohl, unsere Nachbarin hat mir dasselbe gesagt.“ — „Was haben denn aber die auf einmal mit einander?“ fragte der Pfarrer ernsthafter. „Sie sind doch immer ganz gut ausgekommen?“ — „Man sagt allerhand,“ versetzte die Gattin. „Der Vater will, daß Tobias die älteste Tochter des Bachwebers heirathe —“— „Und der mag sie nicht?“ fiel der alte Herr ein. — „So scheint's,“ bemerkte

die Frau. — „Hm, hm," versetzte der Pfarrer. „Das Mädchen ist nicht die schönste, aber ordentlich und fleißig, und der Weber ist ein Mann, der gut steht. Ist er wirklich so heikel, der junge Bursch — oder hat er sein Aug' auf eine Andere geworfen?" —

Die Pfarrerin schwieg hierauf, weil ihr nicht gleich eine in ihren Sinn passende Antwort einfiel; die Bäbe fühlte, daß ihr Gesicht hochroth war, und wendete sich ab, um in die Küche zu gehen. Die Verlegenheit dauerte indeß nur einen Moment; denn nach kurzer Pause klopfte es stark an die Thüre, wie „Herren" nicht zu klopfen pflegen, und auf das „Herein" des Geistlichen traten durch die geöffnete Thür der alte Schneider und Tobias.

Beide waren in ihrem besten Staat; ihre Mienen ernst, feierlich, namentlich die des Alten. Etwas ungelenk, aber doch mit jener Würde, die der Bauer bei Gelegenheit anzunehmen pflegt, verneigte sich dieser und sagte: „Guten Tag, Herr Pfarrer! Guten Tag, Frau Pfarrerin!" — „Guten Tag, Eber," erwiderte der überraschte Herr, indem er die Beiden verwundert betrachtete. „Was führt Euch zu mir?" — Der Alte trat einen Schritt näher und sprach: „Eine eigene Sach', Herr Pfarrer — mein Sohn will heirathen." Tobias ergriff jetzt seinerseits das Wort und sagte mit einigem Erröthen: „Ja, Herr Pfarrer, das will ich."

Die Pfarrerin sah staunend auf die zwei Leute, die offenbar einig waren, und wußte nicht, was sie denken sollte. Die Bäbe stand an der Seite wie angewurzelt, ihr Gesicht brannte und ihre Brust bebte. Tobias hatte ihr keinen Blick zugeworfen — der Vater war zufrieden, durchaus zufrieden — der Sohn hatte sich ihm gefügt — sie war aufgeopfert!

Mit dem reinsten Vergnügen erwiderte der alte Herr: „Also der Tobias hat nachgegeben und heirathet die Tochter

des Bachwebers? — Ihr seht, ich weiß schon alles!" — Der alte Schneider zauderte zu reden, indem er bescheiden für sich hinlächelte. Der Pfarrer erinnerte sich, daß die Magd in der Stube war, und in der Meinung, daß der Vater vor dieser nicht mit der Sprache herauswolle, winkte er ihr und sagte: „Bäbe, geh' in die Küche!"

Das Mädchen hatte gesehen, wie Tobias auf die Rede des Pfarrers höher geröthet vor sich hinschaute, just wie einer, der sich schämt! Mit dem schwersten Herzen von der Welt, mit unendlicher Bitterkeit und kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermögend, schickte sie sich an, die Stube zu verlassen. Da rief aber der alte Schneider: „Ja," Herr Pfarrer, „die darf nicht fort — die gehört zur Sach'!" — „Die Bäbe?" rief der alte Herr verwundert. — „Ja, Herr Pfarrer," versetzte der Schneider. „Die ist's ja grad, die mein Sohn heirathen will!" — „Ja wohl, Herr Pfarrer," rief Tobias, „die will ich heirathen!"

Nun war die Reihe zu staunen und nicht begreifen zu können, an dem alten Herrn. Die Pfarrerin hatte ein „Ah" ausgestoßen, in welchem eben so viel Vergnügen als Ueberraschung lag; denn sie war gut und freute sich des Ausgangs nicht um ihret-, sondern um der Bäbe willen. Dieser hatte sich im eigentlichen Verstande das Herz im Leibe umgedreht. Die plötzliche Versetzung aus dem Abgrund der Pein in den Himmel des Glücks wirkte auf sie wie ein Schreck; aber schnell erholte sie sich und strahlte nach der ersten Verwirrung die Seligkeit ihres Innern um so schöner aus den schwarzbraunen Augen, in die jetzt zum Ueberfluß noch ein liebevoller und stolzer Blick des Burschen fiel.

Der alte Herr, alles dies nicht gewahrend, weil er nur auf den alten Schneider sah, rief endlich mit der herzlichsten Verwunderung: „Die Bäbe? — Ja, wie kommt er denn auf

die?“ — Die vollkommene Unschuld dieser Frage hätte die Pfarrerin beinahe lachen gemacht. Wenn sie aber die Verlautbarung ihrer Heiterkeit unterdrückte, so konnte und wollte sie doch den Schein auf ihrem Gesicht nicht zurückhalten; sie sah mit wahrem Vergnügen, mit der angenehmsten Frauenschelmerei vor sich hin.

Der alte Schneider antwortete: „Du lieber Gott, — wie geht's nicht in solchen Sachen? Sie gefällt ihm halt, und er meint eben, nur die könnt' sein Glück machen!“ — „Ja,“ fügte Tobias hinzu, „das ist auch wirklich meine Meinung, Herr Pfarrer. 's ist nicht nur darum, weil sie mir von Person am besten gefällt, sondern weil sie so geschickt ist und so fleißig und alle Arbeit so gut kann, wie ich gesehen hab'; deßwegen hab' ich sie gewählt!“

Ueber den Vater kam jetzt der Schalk. Ueberzeugt, daß der alte Herr von dem Vorgang in seinem Haus keine Ahnung hatte, und verlangend, der so sehr gerühmten Bäbe, allenfalls auch der Frau Pfarrerin, etwas hinauszugeben, fuhr er fort: „Und dann, Herr Pfarrer, denkt man eben auch: im Pfarrhaus lernt man gute Sitten und einen frommen Lebenswandel — und das ist am End' doch die Hauptsach'!“ — Die Pfarrerin warf einen Blick auf ihn, als ob sie sagen wollte: „Du impertinenter Spitzbube!“ während das Mädchen ein wenig betroffen zu Boden sah. Der alte Herr dagegen nickte, wie zu einem Ausspruch, mit dem er auf's Innigste übereinstimmte. „Ja, ja, Eber,“ versetzte er würdig, „da habt Ihr recht! — Und es ist wahr, die Bäbe hat bei uns etwas gelernt, so kurze Zeit sie da ist, und macht jetzt dem Pfarrhaus Ehre. Sie ist brav, thätig, gehorsam, gutwillig — und hat sich immer musterhaft aufgeführt.“

Das war der Pfarrerin denn doch zu bunt; unfähig ihr Gerechtigkeitsgefühl länger zurückhalten, bemerkte sie: „Nun,

nun, so ganz ohne Geschichten, die man gern anders gewünscht hätte, ist's doch nicht abgegangen! Fehler hat sie schon auch gemacht und ein ganzer Engel ist sie grad nicht!" — Der alte Herr, mit dem wohlwollend satyrischen Lächeln eines Mannes, der seine Hälfte necken will, entgegnete: „Ja freilich, ihr Frauen wißt immer was und habt immer was zu klagen. Euch kann man nie genug thun! — Aber," setzte er gegen die beiden Schneider gewendet hinzu, „gegen mich ist sie immer gut und dienstwillig gewesen, und ich hab' nie was Unrechtes von ihr gesehen. — Was wahr ist, muß man sagen."

Tobias und die Bäbe hatten sich während dieser Reden unbemerkt vergnügte Blicke zugeworfen, womit sie sich wechselseitig erklärten: „Wir bedauern's doch nicht!" Nach den letzten Worten trat das Mädchen ein wenig vor und sagte, das Haupt senkend mit einer reizenden Mischung von Ernst und Scheinheiligkeit: „Ach Herr Pfarrer, die Frau Pfarrerin haben die Wahrheit gesprochen! Es ist allerlei geschehen, was nicht hätte geschehen sollen, und ich hab' mich gar mancher Fehler anzuklagen! Ich bin lange nicht so gut, wie Sie meinen, Herr Pfarrer, — nein, ich hab' meinen Theil Sünden trotz der Mühe, die ich mir gebe, besser zu werden. Aber Sie halten eben andere Leute für gut, weil Sie selber so gut sind, Herr Pfarrer, und in Ihrer Güte nur das Schöne an Andern sehen und Tugenden, die Sie am Ende nur selber haben. Ich dank' Ihnen für Ihre Meinung von ganzem Herzen; aber leider, ich verdiene sie nicht!"

Der geistliche Herr war im Innersten befriedigt. Diese Gesinnung machte dem Mädchen ebensoviel Ehre, wie ihre Art, sich auszudrücken, und er konnte nicht umhin, sie auf's freundlichste dafür anzusehen. Dann wendete er sich zu den Brautwerbern und sagte mit heiterer Würde: „Ja — nun — ich hab durchaus nichts gegen diese Heirath, obwohl ich nicht

so leicht wieder ein Mädchen ins Haus bekommen werde, wie die Bäbe. — Wenn Vater und Sohn einig sind —". — „Das sind wir, Herr Pfarrer," fiel Tobias ein, und der alte Eber stimmte mit Nicken zu. — „Dann fehlt nichts mehr als die Einwilligung der Erwählten und ihrer Eltern! — Nun," fragte er das Mädchen, deren Miene die Antwort schon gegeben hatte, mit freundlichem Lächeln, — „nun Bäbe, sagst du Ja dazu?" — „Mit Freuden, mit Dank und Freuden, Herr Pfarrer," rief die Glückliche. — „Dann," fuhr der Geistliche mit beinahe väterlichem Wohlwollen fort, welches das Mädchen nach seiner Ansicht durch ihr Benehmen verdient hatte, — „dann reicht einander die Hände!"

Die Liebenden, durch diesen Zuruf von den Rücksichten, die sie bisher gebunden hatten, befreit, gingen auf einander zu, gaben sich die Hände und drückten sie wiederholt mit größter Zärtlichkeit. Sie sahen sich dabei so gerührt und doch so verständnißinnig an, daß auch dem Geistlichen, der sich die Freude des Mädchens bis jetzt aus der angetragenen guten Partie erklärt hatte, der Gedanke kam, es möchten zwischen beiden doch schon intimere Beziehungen obgewaltet haben. —

Die Bäbe ging von Tobias zu seinem Vater, reichte ihm die Hand und sagte: „Herr Eber, ich dank' Euch! Ich weiß nicht, wie ich zu dem Glück komme, daß Ihr so gut gegen mich seid und mich zur Schwiegertochter wollt; aber ich nehm's in Demuth an, und ich versprech' Euch, es soll Euch nicht reuen!" — Der Alte betrachtete sie mit Wohlwollen, erwiderte indessen nicht ohne merkbare Schalkheit: „Es ist mir eine Freud' und eine Ehr', ein Mädchen zur Schwiegertochter zu bekommen, die von dem Herrn Pfarrer wegen ihrer Tugenden so gerühmt worden ist!" — Ein Druck seiner Hand und ein Blick seines Auges gaben dafür eine um so ernstere Antwort.

Das Mädchen, die ihren Takt auch in der Fülle des

Glücks nicht verläugnete, trat wieder zurück und nahm die Haltung einer Magd an, indem sie nur ihre Augen die einer Braut sein ließ. Die Pfarrerin, dies bemerkend, gab um so eher den Regungen ihres guten Herzens nach. Frauen pflegen gewisse Vergehungen bekanntlich nachsichtiger zu beurtheilen, wenn sie in die Vergangenheit gerückt sind; der Ehebund der nachfolgt, hat eine sanktionirende Macht, und es heißt auch hier: Ende gut, alles gut! Mit wahrhaft froher Theilnahme gratulirte die Frau der Bäbe, indem sie hinzufügte: „Das Glück ist bis jetzt mit dir gewesen, Mädchen, es wird auch ferner mit dir sein!“ —

Tobias hatte während dessen nachdenklich dagestanden. Jetzt wendete er sich zu dem Geistlichen und sagte: „Herr Pfarrer, ich bitt' um Verzeihung, aber ich muß noch etwas zur Sprach' bringen, denn es gehört nothwendig zur Sach'. Ich will eine Frau, nicht um mit ihr hier im Dorf zu bleiben, auch nicht in der Nachbarschaft —.“ — „Willst du aus dem Land?“ fiel der alte Herr verwundert ein. „Ins Würtembergische?“ — „Nein Herr Pfarrer,“ erwiderte Tobias, indem er mit Selbstgefühl den Kopf schüttelte; ich will weiter.“ Und entschlossen setzte er hinzu: „Ich geh' nach Amerika!“ — „Nach Amerika?“ rief der Pfarrer, indem er ihn überrascht und befremdet ansah. — „Nach Amerika!“ setzte die Pfarrerin etwas gedämpfter hinzu, während die Bäbe mit der seltsamsten Miene von der Welt vor sich hinsah.

„Ja, Herr Pfarrer!“ wiederholte Tobias mit Nachdruck, „nach Amerika! — Wir bringen nicht so viel zusammen, daß wir hier gut fortkommen könnten; aber dazu reichts, daß wir mit einander hinüberfahren und auch für den Anfang dort etwas haben. — Es ist mir berichtet worden von einem alten Bekannten, daß es mir in Amerika besonders gut gehen muß, weil ich nicht nur ein Metier gelernt hab', sondern auch das

Bauernhandwerk verstehe. Was ich nicht kann, das kann meine Braut; und da hab' ich keine Sorg', daß es mit uns nicht vorwärts geht. Und alle Achtung vor unserm Ries, Herr Pfarrer; aber wenn man von Haus aus nicht viel hat, dann kommt man hier nicht gar weit; da drüben aber, da läßt sich noch ein Glück machen, wenn man seine Sachen versteht und Kurasche hat! Da kann man reich werden — Gott weiß, wie!" — „Aber auch um alles kommen, wenn man Unglück hat," bemerkte der Geistliche warnend. — „Ich hab' was Gut's im Sinn," versetzte Tobias mit Ernst, „und ich vertrau' auf Gott! — Meinem Vater habe ich die Sache ausgelegt; er hat zugeben müssen, daß ich recht hab', und willigt ein." — „Das thu' ich, Herr Pfarrer," bekräftigte der Schneider mit dem Ernst eines Ueberzeugten. — „Nun," rief der gute alte Herr, „dann in Gottes Namen! — Aber," setzte er halblächelnd hinzu, „was wird die Jungfer Braut dazu sagen?" — „Das möcht' ich sie eben fragen," erwiderte Tobias, mit Ihrer Erlaubniß!" — Nun Bäbe," rief er zu dieser gewendet, mit herzlichem Ton, aber schon mit zärtlicher Gewißheit im Auge, „gehst du mit hinüber?"

Das Mädchen war mit hochrothem Gesicht dagestanden und aus ihrer Miene sprach eine Freude, die noch auf etwas ganz Besonderes deutete. „Ich geh' mit dir, wohin du willst," antwortete sie, „und wenn's an's Ende der Welt wäre; am liebsten aber da hinüber! Ich hab' ja zwei genaue Freunde dort, meines Vaters Bruder und seinen Schwager, und hab' selber schon daran gedacht, wenn es hier zu Lande nicht mehr ginge, dort mein Glück zu versuchen." Und indem sie den Geliebten mit feuchten, aber schelmischen Augen ansah, fügte sie leiser hinzu: „Das ist's ja eben, was ich gemeint hab' —." Sie hielt inne, um sich vor dem Geistlichen nicht zu verrathen. Aber Tobias brauchte nicht mehr: er hatte im Nu den viel-

berührten, aber stets ein Mysterium gebliebenen zweiten Plan erkannt! Dieses Zusammentreffen erfüllte sein Herz mit der feinsten Lust, die nicht umhin konnte, sich in einem tiefempfundenen „Ah“ auszusprechen. Das Mädchen theilte dieses Gefühl und rief: „Nun muß es uns gut gehen da drüben!“ — „Ja,“ entgegnete der Bursche, „das muß es und das wird es auch!“

Mit Selbstgefühl, aber zugleich mit dankbar gerührter Seele stellte er sich vor den Geistlichen. Der blinde Amerika-Hochmuth von gestern war aus dem guten und im Grunde seines Wesens rechtlich denkenden Burschen gewichen. Er fühlte die ganze Liebenswürdigkeit des ehrwürdigen Herrn, und in diesem Gefühl sprach er: „Herr Pfarrer, ich dank' Ihnen für Ihre Güte. Wir lassen uns hier noch zusammengeben — von Ihnen, Herr Pfarrer — anders würd' ich's nicht thun. Und wenn ich hinübergehe, werd' ich den Unterricht, den ich von Ihnen erhalten habe, nie vergessen und immer bedacht sein, ihm Ehre zu machen.“ — „Brav, mein Sohn,“ rief der alte Herr. „Mit dieser Gesinnung wirst du überall glücklich sein, wohin du auch kommen magst.“ — „Auch Ihnen, Frau Pfarrerin, dank' ich — für alles!“ Den Ton, womit der Bursche die zwei letzten Worte sprach, würdigend und den kleinen Stich erkennend, versetzte die Frau mit Lächeln: „Nichts zu danken! — es ist alles gern geschehen!“ — Vater und Sohn verabschiedeten sich.

Auf dem Heimweg dachte der in den Tiefen seiner Seele befriedigte junge Schneider, daß der Andres in seinem Brief wegen der geistlichen Herrn doch sehr übertrieben habe. Denn wenn es auch welche gäbe, die ungefähr so wären, wie er meine, so gäb's doch auch wieder andere, die nicht wackerer sein könnten. Und daß die gleichsam gar nicht nöthig wären und ihr Brod umsonst verdienten, das war doch, genau ge-

nommen, eine Dummheit. Der gute Tobias hätte diese gerechte Unterscheidung vielleicht auch in Bezug auf die übrigen „Herren" gemacht, wenn nicht plötzlich eine bekannte Stimme in sein Ohr gedrungen wäre, die nicht ohne den Accent der Verwunderung den Gruß der Tageszeit rief.

Es war der „Leard", der mit jenem feinen Burschen, den wir auch vom Wirthsgarten her kennen, aus einer Seitengasse kam. „Nun," begann der Erstere nach erhaltenem Dank indem er Vater und Sohn mit den Augen maß, „ihr geht ja mit einander so einträchtig, als ob ihr ein Herz und eine Seele wärt?" — „Das sind wir auch, versetzte Tobias mit Selbstgefühl. „Wir sind eben beim Pfarrer gewesen und haben um die Bäbe angehalten, die jetzt meine Hochzeiterin ist." — „Ah! Wahrhaftig?" riefen die beiden Bursche wie aus einem Munde. — „Allerdings," erwiderte der Alte mit Ernst, „so ist's."

Das breite Gesicht des „Uhzers," der nur zum Spaß ein böser, sonst aber ein guter Kerl war, erhellte sich in wahrer Theilnahme, die aber natürlich durch einen Schein von Satyre belebt blieb. „Das freut mich," rief er, „und ich wünsche von Herzen Glück!" Dann des jungen Schneiders Hand schüttelnd, setzte er lächelnd hinzu: „Nun, was hab' ich gesagt? Gelt, ich hab' dich besser gekannt, als du selber? Ich hab' dir angesehen, was du für ein Teufelskerl bist, wenn du einmal anfängst!" Zum Alten gewendet, sagte er schon mehr in seiner bekannten Art: „Schneider, Ihr seht, man muß nur warten können! Mit der Zeit kommt alles. Aus Kindern werden Leute, und aus einem jungen Schneider kann immer noch ein Mordkerl werden — wenn er einen Vater hat, wie Ihr seid!" — Während der Alte hierauf mit halbem Lächeln antwortete, begann der Feine: „Nun gib's gleich zwei Paare. Soeben hat der Schuster das Jawort von der Sibylle davon-

getragen, und die beiden Leute sehen aus, als ob jedes das Fürnehmste gekriegt hätte im ganzen Dorf!" — „So!" versetzte Tobias erheitert. Und indem er auf seinen Vater einen bedeutsamen Blick warf, setzte er hinzu: „Lassen wir ihnen ihr Vergnügen!" —

Als sie wieder allein waren, begann der Sohn um einem allenfallsigen Gedanken des Alten zu begegnen: „Nun Vater, hast du dir heut die Bäbe recht betrachtet? Wie meinst du? Ist das Mädchen nicht werth, daß man ihretwegen einige hundert Gulden mehr oder weniger nicht ansieht?" — Der Alte, von der Schönheit der Erwählten, die heute freilich im höchsten Glanze geleuchtet hatte, selber eingenommen — denn er war ein Kenner und seiner Zeit ein Verehrer des Geschlechts! — durch die guten Aussichten in Amerika nicht nur beruhigt, sondern gehoben, versetzte lächelnd: „Mensch, du hast mehr Glück gehabt, als du verdienst! Meiner Lebtag hätt' ich nicht geglaubt, daß du so ein Weib zu kriegen verständest!" — „Nicht nachgeben, lieber Vater," erwiderte Tobias heiter, „nicht nachgeben! Das ist's!" —

---

Wenn der Erzähler ein Liebespaar im Ries zur Hochzeit befördert und auf einem Bauerngut oder einem Söldgut untergebracht hat, dann kann er mit gutem Gewissen schließen. Für das Wohlsein der Geprüften ist gesorgt und ihr Leben; sofern nicht außerordentliche Zufälle eintreten, nimmt den gewöhnlichen dorfmäßigen Verlauf, den sich Theilnehmende beliebig ausmalen können. Ist aber ein Paar in dem Fall, sein äußeres Glück, das unter Umständen zu dem innern so wesentlich gehört — in fernem Lande erst suchen zu müssen,

dann hat die Erzählung kein Ende, wenn nicht gezeigt wird, daß sie es auch gefunden, wenigstens den Grund dazu gelegt haben. —

Schreiber dieses ist glücklicherweise in dem Fall, seiner Geschichte, nachdem seit der letzten Scene im Pfarrhaus Jahre verflossen sind, durch den Hinweis auf Thatsachen das erforderliche Ende geben zu können.

Tobias und die Bäbe machten so bald als möglich Hochzeit, verlebten die Honigwochen unter Zurüstungen auf die große Wanderung, und traten diese, versehen mit Geld und Segenswünschen, noch im Laufe des Sommers an. Ohne besondere Erlebnisse in der neuen Heimat angekommen, suchten sie die Verwandten der Bäbe in Wisconsin auf, trafen glücklich dort ein und nahmen Dienst bei einer englischen Familie. Dies meldete Tobias dem Vater, indem er allerlei Tröstliches und Hoffnungsreiches beifügte, ohne indeß, ähnlich dem Andres, in Lobeserhebungen über das neue Land auszubrechen. Nach dem ersten Schreiben kam lange kein zweites, und der Vater mußte den Freunden und Dorfgenossen, die sich nach dem Paare erkundigten, besorgte Antworten geben. Endlich langte ein großer Brief an von der Bäbe. Er enthielt Aufklärung und Nachrichten, die den alten Schneider um so mehr erfreuten, als die Schwiegertochter noch während ihres Hierseins durch ihr liebenswürdiges Benehmen ihn ganz einzunehmen gewußt und er sie förmlich in sein Herz geschlossen hatte. Die Hauptstellen sind folgende:

„Ich hab' euch beim Abschied versprochen, keine Lüge zu melden, und so dachte ich, ich wollte mit dem Schreiben warten, bis es uns besser hier gefiele. Mir hat es im Anfang sehr „ant gethan," und meinem Mann auch. Es ist hart für Eines, wenn es gleich zu englischen Leuten kommt

und versteht ihre Sprache nicht; wenn man aber sprechen kann mit ihnen, dann hat man es gut, und als wir dieses lernten, befanden wir uns gleich viel besser. Jetzt brauch' ich niemand mehr zu fragen, was das Englische bedeutet; ich kann so gut Englisch wie eines von den Deutschen hier, und jetzt gefällt es mir und meinem Mann ganz gut, und es geht uns auch gut, besser als wir denken konnten.

„Wir sind nämlich jetzt nicht mehr in Diensten, sondern haben eine Farm angenommen. Wir haben uns Vieh angeschafft und Samenkorn, auch einen Wagen um fünfzig Dollars, und unser Herr, der kein Kind und zusammen über dreihundert Acker Land hat, läßt uns machen, was wir wollen; er nimmt nur einen Theil, und zwei Theile von allem, was wir bauen, gehören uns.

„Es ist noch nicht lange her, da überfiel den Herrn plötzlich eine Krankheit; der Tobias mußte einen Arzt holen und ich war allein bei ihm; ich machte ihm warmes Wasser für seine Füße und pflegte ihn, und er wurde besser. Nun sagt er, ich hätte ihm sein Leben errettet und er habe mich in seinem Testament bedacht mit eintausend Dollars, macht nach bayerischem Geld 2500 Gulden; das bekomme ich, wenn er stirbt.

„Aber nun muß ich euch doch das Beste schreiben! Ich bin schon vor einem halben Jahr niedergekommen mit einem Buben, der dem Tobias gleichsieht, aber nach meiner Ansicht „stockhafter“ wird. Nach seinem Großvater hab' ich ihn Balthasar taufen lassen. Mein Mann hat eine außerordentliche Freude an ihm, und seit wir das Kind haben, ist es uns erst, als ob wir hier daheim wären. Wir sind jetzt vollkommen zufrieden. Tobias ist gut gegen mich und ich gegen ihn, und wenn man gesund ist und ein gesundes Kind hat

und vorwärts kommt, was kann man sonst noch verlangen? Unser Herrgott ist gnädig gegen uns gewesen, das müssen wir anerkennen, und wir thuns auch. Wir haben jetzt ein paar Ochsen, drei Kühe, ein Joch Stiere, ein Kalb und ein Pferd. Wir werden aber bald mehr bekommen. Unser alter Herr mag noch lange leben, wir erwerben uns jetzt schon selber immer mehr.

„Wenn Ihr Euern Tobias jetzt sehen würdet, thätet Ihr Euch gewiß verwundern. Er hat seinen Bart stehen lassen und sein Kopf ist röther und runder als sonst. Gedanken macht er sich nicht mehr so viel wie sonst, und die Schneiderei treibt er nur soviel wir's für uns nöthig haben; er geht seinen Gang fort und ist ein ganzer Bauer geworden. Zuweilen, des Abends oder auch des Nachts, reden wir von den alten Zeiten und freuen uns über die närrischen Sachen, die uns begegnet sind, und lachen laut mit einander.

„Wenn ich manchmal wünsche, noch einmal nach Deutschland zu kommen, ist's nur, weil ich Euch nochmal sehen möchte, lieber Schwäher. Ihr habt mich so gut leiden können in der letzten Zeit und habt mich so freundlich behandelt, wie wir's beide nicht geglaubt hätten nach dem ersten Diskurs, den wir mit einander gehabt haben in Eurem Garten — wißt Ihr's noch? Es ist alles viel besser gegangen, als wir gedacht haben! — Nun lebet wohl und gebt uns Nachricht von Euch und grüßet unsere ganze Freundschaft von uns und auch den Herrn Pfarrer und die Frau Pfarrerin. Sie sind doch recht gut gewesen gegen mich, und ich werd' es ihnen mein Lebtag nicht vergessen."

Daß diese Meldungen dem alten Eber in der Seele wohl thaten, kann man sich vorstellen. Aber es kam noch besser. Der letzte Brief, von Tobias geschrieben, berichtet,

daß der alte Herr gleichwohl gestorben, daß sie das Ausgemachte bekommen haben — daß er Eigenthümer des Gutes und überdies Vater eines Mädchens geworden sei, „so schön, wie er noch kein Kind gesehen habe!“ Nach diesen ausgezeichneten Neuigkeiten folgt das Geständniß, daß er sich zuerst freilich über die Maßen nach Deutschland heimgesehnt und weiß nicht was darum gegeben hätte, wenn er nur eine Stunde bei den Seinigen oder im Wirthshaus bei seinen Kameraden hätte zubringen können! Denn es sei ihm in Amerika eben gar nicht heimlich vorgekommen, und wenn er die Bäbe nicht gehabt hätte, wäre er verzweifelt. Nun sei's aber grad umgekehrt und es gefalle ihm jeden Tag besser. — Eine eigene Notiz in dem Briefe war: daß der Andres bei ihnen sei und ihnen als Knecht diene!

Diesem scheint die Gesinnung, die ihn in dem Schreiben an die Seinigen Amerika unbedingt erheben und Deutschland heruntersetzen ließ, in Amerika selber Schwierigkeiten bereitet zu haben. Er wechselte mehrmals die Herren, ohne sich zu verbessern, ersparte nichts und ist jetzt froh, bei seinem Schulkameraden ein Unterkommen gefunden zu haben. Tobias, in dankbarer Erinnerung an die Anregung, die er durch seinen Brief empfangen, hält ihn wie einen Freund, giebt sich Mühe, ihm sein prangendes, mehr auf's Wort, als auf die That gerichtetes Wesen abzugewöhnen und „hofft noch einen rechten Mann aus ihm machen zu können!“ — „Ja, lieber Vater,“ heißt es zum Schluß, „ich tausche jetzt nicht mit dem reichsten Bauern im Ries. Vergessen kann ich die Heimath und die guten Leute darin freilich nicht. Wir reden hier oft mit einander davon, und wenn wir vergnügt sind, sagen wir zu einander: wenn jetzt nur der und der auch dabei wär'! — Ich hab' auch einen Garten angelegt mit einer Laube, grad wie

der unsre; und wenn auch die Bäume noch nicht so groß sind, so ist's doch in der Laube schon recht pläsirlich. In Amerika ist einmal jetzt meine Heimat, und daß ich wieder nach Deutschland komme, daran ist vorderhand nicht zu denken. Nun will ich Euch desto mehr im Gedächtniß behalten, von Zeit zu Zeit Nachricht hinüber schicken und mich hier so betragen, daß die Leute in Amerika Respekt kriegen vor den Riesern." —




Berlin, Druck von W. Büxenstein.



